Historisch = kritische

Encyklopädie

über

verschiedene Gegenstände, Begebenheiten

und Charaktere berühmter Menschen,

herausgegeben

von

Heinrich Georg Hoff

verschiedener Akademien Mitglied.

Achter Theil.

Preßburg,

bey Philip Ulrich Mahler 1787.

Innhalt des achten und letzten Theils.

U.

Uebel = = S. 3
Ulrich = 5
Umgang = 6
Undankbarkeit = 12
Unempfindlichkeit 13
Unglück = 15
Universitäten = 17
Unmäßigkeit = 18
Urtheil = 22
Urtheilssprüche 25

V.

Valliere = 38
Valvais = 40
Vampiren = 54
Vandille = 56
Vanini = 60
Vasik Billah 62
Veile, Pont de, = 63
Venedig, Venezianer 66
Verdienst S. 101
Verfeinerung = 103
Verfolgungsgeist 104
Vergy = 106
Vergnügen = 110
Vergnügungen 113
Verläumdung 121
Vesper = 122
Villard = 124
Villa Viciosa 125
Villers = 126
Villette = 129
Vizlipuzli = 134
Voltaire = 136
Vorsehung = 156

W.

Wachsel = 160
Wachtmeister = 164
Wade = 166

Wal=

Innhalt.

Waldemann S. 170
Wallfahrten = 172
Walker = = 176
Walpole = 182
Wang=te = 178
Wasaorden = 189
Weiber = 190
Weihnachtsgeschenk 194
Welby = = 197
Werbung = 199
Wiedertäufer = 200
Wiklef = 206
Wilde in Amerika 208
Wilhelm Heinrich 218
Wilkes = 224
Willamov = 243
Winkler = 244
Winter = 246
Wirthe = 251
Wissenschaften = 253
Withfield = 261
Wohlwollen = 265
Wohnungen = 273
Wolfe = 278
Wollust = 279
Wolinsky = 283
Wolsey = 290
Wünsche S. 292
Wunderwerke 302
Wyat = 308

X.

Xaka = 312
Ximenes = 313

Y.

Yolo = 329
Yorik = 338

Z.

Zaarewiz = 345
Zamosky = 376
Zeiten = 378
Zeitrechnung = 386
Zeitverkürzung = 387
Zendaveſta = 389
Ziethen = 491
Zinzendorf = 407
Zorn = 409
Zucker = 415
Zweykampf = 417

U.

Uebel.

Es wird dem schwachen und eingeschränkten Sterblichen wahrscheinlicher Weise immer unmöglich bleiben, die Ursachen zu ergründen, warum der Urheber alles Guten dem Menschen das Uebel und das Laster möglich gemacht, und warum er erlaubet hat, daß beynahe dessen ganzes Geschlecht Jahrhunderte hindurch der Raub derselben gewesen. Ohne Zweifel hat er dazu seine heiligen und verehrungswürdigen Gründe. Ohne Zweifel mußte die Möglichkeit des Uebels in einem Theile der Schöpfung ein Mittel zu einer größern Vollkommenheit des Ganzen, und die Möglichkeit des Lasters bey einem Theil der Menschen ein Anlaß zur Uebung der Tugend für die übrigen werden. Ohne Zweifel waren auch

die Uebel bey einer gänzlichen Allgemeinheit nicht so fühlbar, und also auch das Elend der finstern Zeiten nicht so groß, als sie uns in bes-seren und erleuchteteren Tagen scheinen. Vielleicht würde ohne die Möglichkeit des Lasters die Tugend eben so wenig möglich, sie würde nicht Tugend, sondern ein bloßer Mechanismus gewesen seyn. Ohne die Möglichkeit, die Freiheit zu mißbrauchen, würde der Mensch eine bloße Maschine gewesen seyn, und er würde in der Reihe der Wesen eine weit unedlere Stelle behauptet haben.

Die Möglichkeit des Uebels scheint mir einer der stärksten Gründe zu seyn, durch welche die Freyheit des Menschen, und die Zufälligkeit seiner Handlungen bewiesen werden können. Wenn das zugleich allmächtige und allgütige Wesen seiner Weisheit angemessen gefunden hätte, das menschliche Geschlecht nothwendig zu machen: so würde es wahrscheinlicher Weise das Uebel aus der Reihe der Dinge verbannet haben. Nur die Freyheit eingeschränkter Wesen, nicht der unmittelbare Wille des Uneingeschränkten konnte die Quelle des Uebels werden, und weil diese Freyheit zu der höchsten Vollkommenheit des Ganzen am meisten beytrug, hat Gott sie dem denkenden Wesen gestattet, und hat das Uebel erlaubet, nicht gewürket. — Jedes Uebel, es mag so groß

oder

oder so klein seyn, als es will, hat sein Gegenmittel, welches ihm bald oder spät entgegen arbeitet. Man lege das Gute in die eine, und das Böse in die andere Wagschaale, die Zunge wird grade inne stehen.

Ulrich.

Ulrich ist der erste teutsche Heilige, der kanonisirt worden ist. — Dies ist desto mehr zu verwundern, da er die ausgelassenen Sitten der Geistlichen damaliger Zeit verbessern wollte, mithin den Mönchen wehe thun mußte — noch mehr aber deswegen, weil er dem Papste Vorstellungen gegen das Verboth der Priesterehe gemacht hatte.

Er war sehr angesehen unter zwey Kaisern, Heinrich I. und Otto I. — hauptsächlich unter Jenem, auch Bischof zu Augsburg, und ist noch Schutzpatron dieser Stadt, welches er auch gar sehr billig ist — nicht sowohl weil er Augsburg im J. 952 gegen die Hunnen dadurch erhielt, daß er den Muth der Einwohner zum Enthusiasmus zu erheben wußte, welches ein wahres Verdienst zu seyn scheint, — als vielmehr deswegen, weil er die Stadt, sogar das Stift von allen Ratzen befreyte, daher man heut zu Tage keine daselbst siehet.

Umgang.

Der Umgang mit Personen, die von unserm eigenen Alter und Stande verschieden sind, ist unstreitig eines der kräftigsten Mittel, das Sonderbare und Unschickliche in unsrer Aufführung abzulegen, und das Falsche und Unrichtige in unsern Meynungen auszurotten. Wer sich blos auf den Umgang derjenigen einschränkt, die eine gleiche Denkungsart und Beschäftigung mit ihm haben, der erlangt in seiner Aufführung eine gewisse Einförmigkeit und Pedanterey, die ihn in jeder andern Gesellschaft unangenehm und unerträglich machet. Man sollte sich bemühen, anstatt das Gemüth in einen so engen Kreis einzuschließen, es durch eine jede nützliche Kenntniß und Vollkommenheit vielmehr zu erweitern.

Die Nothwendigkeit eines solchen ungezwungenen Umgangs, wodurch die Einsicht erweitert, und das Gemüth gebessert wird, erhellet am deutlichsten aus den Folgen, welche aus der Vernachläßigung derselben entstehen. Die Lebensart und Stand, worinnen sich ein jeder befindet, ziehen seine ganze Aufmerksamkeit auf sich, und sein Gemüth nimmt eine eigene und besondere Neigung an, die sich in allen Wirkungen desselben zeiget, wofern es nicht durch einen natürlichen guten Verstand oder Erziehung daran gehindert wird.

Auf diese Weise werden sich der Arzt, der Rechtsgelehrte uud der Kaufmann in Gesellschaften bald zu erkennen geben; obgleich keins von ihren Geschäfften vielleicht der Gegenstand einer Unterredung ist; und der Geistliche wird ernsthaft und mürrisch werden, wenn er selten oder gar nicht in die Gesellschaften der Layen kömmt. Gesetzt aber auch, daß kein besonderer Stand einen solchen Einfluß auf sie hätte; so ist doch oft eine Lieblings-Leidenschaft oder Neigung zu einer besondern Belustigung so herrschend bey uns, daß sie unsern Gedanken und Handlungen eine eigene Farbe giebt, und uns entweder verhaßt oder wenigstens lächerlich machet. So können oft artige Frauenzimmer, die den Umgang verständiger Männer verachten, von nichts anders als von Bällen, Assembleen, Putz oder Wetter reden, und junge Stutzer sind aus eben dem Grunde in Gesellschaften entweder ganz stumm, oder voll leeren und unsinnigen Geschwätzes. Auf eben diese Weise ist der wütende Partheygeist schwach genug, einen Jeden, der anders wie er selbst denket, entweder für einen Narren oder Böswicht zu halten; und der unvernünftige Eiferer bestimmt alle diejenigen sogleich zur ewigen Verdammniß, die nicht auf gleichem Wege mit ihm zum Himmel gehen wollen.

So nöthig nun der Umgang mit andern Menschen ist, um die Eindrücke zu verlieren, welche eine besondere Lebensart, oder Lieblingsbeschäftigung in uns hervorbringen kann; eben so sehr dienet ein gesellschaftlicher Umgang mit Personen von verschiedenem Alter dazu, die Unbequemlichkeiten zu vermeiden, welche die verschiedenen Stufen und Auftritte des Lebens bey uns verursachen können. Man siehet heut zu Tage mit Verdruß, wie gern junge und alte Leute sich von einander trennen; und man wird nur allzusehr gewahr, wie alte Personen blos unter sich Gesellschaften errichten, oder Zusammenkünfte anstellen, damit sie um so viel sicherer vor der Gegenwart der Jugend seyn mögen; und wie junge Leute lieber ihren Ausschweifungen und lüderlichem Leben nachhängen, als sich mit alten Personen unterhalten. Wenn aber eine jede Parthey sich bemühen wollte, der andern nachzugeben, und sich nach einander zu richten, so würden durch eine solche Verbindung für beyde viele Vortheile erwachsen, die Ihnen das Leben angenehmer und nützlicher machen könnten. Unsere Jugend würde aus der Erfahrung des Alters den besten Unterricht ziehen, und vieles von der Leichtsinnigkeit verlieren, die derselben nur allzulange anhängt, und die runzliche Stirne der Aelteren würde durch die muntere Fröhlichkeit der Jugend sich dergestalt aufheitern,

daß

daß sie den Mangel der Lebensgeister ersetzen, den Verlust der alten Freunde vergessen, und alle ihre weltlichen Unglücksfälle mit Gelassenheit ertragen könnten. Man wird daher auch bemerken, daß diejenigen jungen Leute, welche in dem Umgange der Alten auferzogen worden, die Würdigsten und Verständigsten sind, und daß alte Personen, die sich nicht geschämet haben den fröhlichen Gesellschaften der Jugend beyzuwohnen, die aufgeräumtesten sind, und die liebenswürdigste Denkungsart hegen.

Es ist zwar hier nicht der Ort zu entscheiden, welcher von beyden Theilen am meisten zu tadeln ist, daß sie diesen so nöthigen Umgang miteinander unterlassen; allein ohne Zweifel rührt es von einer gewissen Einbildung und Hartnäckigkeit in beyden her, daß keine Parthey wegen des natürlichen Unterschiedes ihrer Gesinnungen der andern nachgeben, oder etwas zu gute halten will. Wie selten sieht man den geringsten Grad der vertraulichen Gesellschaft zwischen Vater und Sohn? es ist dies in der That eine sehr unangenehme Betrachtung, wenn man bedenkt, daß die Natur sich bemühet hat, sie durch die väterliche Liebe auf der einen Seite, und durch die kindliche Dankbarkeit auf der andern zu vereinigen. Und doch leben Vater und Sohn eben so selten in einer erträglichen Einigkeit, wie Mann und Frau; die zwar un-

ter einem Joche mit einander verbunden sind, aber nach verschiedenen Wegen ziehen. Man siehet dahero deutlich, daß auf beyden Seiten nichts anders, als eine gemeinschaftliche Bemühung einander nachzugeben, erfordert wird, um das Band der natürlichen Liebe und Zärtlichkeit zu erhalten, welches eine unbiegsame Halsstarrigkeit so oft auflöset; oder wenigstens den Umgang des Vaters mit dem Sohne beständig unterbricht.

Diese unglückliche uud unnatürliche Trennung ist zwar oft der Gegenstand vieler Klagen bey Personen von beyden Altern; allein keins von beyden suchet dieselben abzuwenden, weil man die Ursache, woher sie rühren, nicht in Erwägung ziehet. Alte Leute reden beständig von der großen Leichtsinnigkeit, in denen jezzigen Zeiten, und tadeln die Jugend, daß sie nicht ihre Gesellschaft bewundert und suchet, welches aber nicht zu verwundern ist, weil sie gemeiniglich ihre jugendlichen Gesellschafter wie Kinder behandeln, und eine so sklavische Achtung gegen ihre Jahre erwarten, welche alle Gleichheit aufhebt, worinnen die Annehmlichkeit der Gesellschaft besteht. Junge Leute, welche sich nicht gern durch eine runzliche Stirne Verweise geben lassen, würden vielleicht mit Vergnügen die Alten als ihre Freunde um Rath fragen, wenn nicht die unbesonnene Strenge

ge des Alters sie davon abschreckte. Dahero fliehen sie die Gesellschaften der Betagten, welche stets über die geringe Ehrfurcht klagen, die man ihnen erweiset, ob sie gleich oft mit so weniger Zurückhaltung und unanständiger Zuversicht sich betragen, daß sie keine Achtung verdienen. Wie einmüthig könnten nicht Eltern und Kinder mit einander leben, wenn sich der Vater bestrebte, die Härte des Alters zu mildern, und sich zugleich erinnern wollte, daß der Sohn natürlicher Weise diejenigen Eigenschaften besitzen muß, welche die Jugend allezeit begleiten. Oder wenn der Sohn dagegen sich bemühet, mit den Schwachheiten Geduld zu haben, die sein Vater durch das Alter erst erlangt hat. Alsdann würden sie sich beyderseits befleißigen, einander angenehm zu seyn, der Vater würde unvermerkt, anstatt seiner gebietherischen Miene die zärtlichste Neigung blicken lassen, und das mürrische und verdrüßliche Wesen ablegen, welches seine Jahre zu begleiten pflegt; und der Sohn würde die ungeziemende Wildheit seiner Jugend verlieren, seine Halsstarrigkeit zu gehorchen, in eine beständige Ergebenheit und Bereitwilligkeit verwandeln, und seine ausschweifende Lebhaftigkeit vermindern, um sich dem Ernste seines Vaters zu nähern. Eine solche Denkungsart und Neigung des Gemüths muß ein wahres Glück und die angenehmste Gesellschaft seyn. Die

ent-

entgegenstehenden Eigenschaften der Jugend und des Alters, die auf eine solche Weise vermischt werden, machen in der Zusammensezzung das sicherste Band der zärtlichsten Liebe aus, so wie ganz verschiedene und widrige Farben durch eine geschickte Vermischung ein solches Gemälde bilden können, welches in seinem Colorit das erhabenste und vollkommenste ist.

Undankbarkeit.

Unter allen Materien einer vernünftigen Unterredung, ziehet wohl nichts mehr die Aufmerksamkeit der Menschen auf sich, als das abscheuliche Laster der Undankbarkeit. Jedermann beklagt sich darüber bey andern, aber Niemand erkennet es an sich selbst. Nur wenige erkennen die Wohlthaten, die sie empfangen; nichts verschwindet so bald, und nichts wird eher vergessen. Durch die Undankbarkeit wird das genaue Band der Freundschaft zerrissen, und die Undankbarkeit allein ist der Ursprung der menschlichen Zwietracht. Es ist kein Laster, welches die Menschlichkeit so sehr schändet, als die Undankbarkeit. Es ist der Natur selbst zuwider, und unter den Thieren selbst unbekannt, indem die Wohlthaten sogar Löwen besänftiget haben. Der Mensch allein

ist

ist dieser Vergehung fähig. Der Undankbare dienet weder Gott, noch seinem Vaterlande oder Freunden.

Es ist keine Undankbarkeit, die nicht zuerst die betrügliche Maske der Freundschaft annimmt. Daher ist es rathsam, an der Treue der meisten Freunde zu zweifeln, und nur wenigen zu trauen; weil man oft den geheiligten Namen der Freundschaft zum Vorwande braucht, um uns zu hintergehen, und mit Undank zu belohnen. Der größte Haß entstehet oft aus der heftigsten Liebe. Daher entfernt man sich bey der geringsten Entdeckung der Undankbarkeit von einer solchen Bekanntschaft, damit man es nicht nach dem Scheine einer genauern Freundschaft unter weit härteren und unangenehmen Bedingungen thun müsse. Man sey vornehmlich behutsam in der Austheilung der Wohlthaten und Gunstbezeigungen bey denen, die sie nicht verdienen, und das sicherste Kennzeichen, daß sie unsere Liebe und Gutthätigkeit nicht verdienen, ist ihre Undankarkeit.

Unempfindlichkeit.

In einer Schlacht, welche die Franzosen gegen die Piemonteser gewonnen hatten, mußte der Graf von Danois wegen einbrechender

Nacht

Nacht auf dem Kampfplatz schlafen, und er schickte daher seine Leute aus, die Zelter und Schnappsäcke zu suchen; an Lebensmittel mangelte es, und sie mußten sich mit dem begnügen, was ihnen die Feinde zurück gelassen hatten. — „Das Nachtmahl des Grafen von „Danois ist einer von diesen Zügen, welche ei„nen einzigen Menschen, und nicht eine ganze „Nation, ja sogar auch den nämlichen Men„schen in einem Augenblicke schildern, mit dem „der übrige Theil seines Lebens oft gar nicht „übereinstimmt. Dieser General-Lieutenant, „der schon im vorigen Zeiten auf den Feldern „von Vallenciennes drey Tage unter den Tod„ten lag, wo er durch die Sorgfalt seiner Ame„ me gerettet wurde, sah in dem Tode nichts „außerordentliches mehr, niemals verlor er sein „kaltes Blut, und pfiff ganz ruhig mitten un„ter den schrecklichsten Mezzeleyen, die um ihn „herum vorgingen; nun seufzte er beständig „nach dem Maulthiere, welches seinen Pro„viant trug, und war besorgt, daß er gar „nichts mehr würde zu essen haben können. „Der Feldmarschall der Piemonteser, welcher „wegen seiner Wunde die heftigsten Schmerzen „auszustehen hatte, unterbrach sein Geschrey „ein wenig, um dem Grafen zu sagen, wo „seine Flaschenkeller wären. Der Graf ließ sie so„gleich bringen, und aß neben dem Sterbenden „mit großem Appetit. Da nun dieser zu

„schrey-

„schreyen nicht aufhören wollte, so sagte der „Graf zu ihm: Aber mein Herr! können „Sie denn nicht ruhig sterben, und uns „mit Ruhe essen lassen?“ —

Unglück.

Das Unglück der Menschen bestehet nicht so sehr in der Empfindung des Uebels, als in dem Misbrauche der Freuden. Sie könnten selbst Vergnügungen aus den Uebeln ziehen; aber sie machen sich vielmehr ihre Vergnügen zu Kummer. —

Nicht alles Unglück kann der Mensch vermeiden, und derjenige handelt sehr ungerecht, der einen jeden Elenden verdammt, daß er Schuld habe, und dadurch den Betrübten noch mehr betrübt. Doch sind die größten Uebel auf der Welt auch die seltensten, und der meiste Theil der Menschen befindet sich in einem erträglichen Zustande.

Das Unglück eines Thoren, wenn es das Herz blos streift, erregt Hohngelächter und Schadenfreude. Durchbohrt es aber das Herz, dann wird wenigstens bey besseren Seelen das Lachen durch das Mitleiden und durch theilnehmenden Schmerz erstickt.

Zum Beschlusse muß ich noch eine kleine allerliebste Erzählung hersetzen, welche gewiß bey vielen meiner Leser Beyfall finden wird:

„Zween Freunde, die sich lange nicht gese-
„hen hatten, trafen einander von ungefähr
„auf der Straße an, wie geht es dir, sagte der
„eine? — Nicht sehr gut, denn seit dem ich
„dich das letztemal gesehen, hab ich ein Weib
„genommen. — O das ist eine gute Zeitung,
„mein Freund — Gut? . . nicht sehr, in-
„dessen war doch die Mitgift 2000 Guineen. —
„Nun das tröstet wieder: — nicht völlig;
„denn die Schaafe, welche ich dafür gekauft
„habe, sind alle todt. — Das ist in der
„That sehr verdrüßlich. — Nicht so sehr;
„denn das Geld, welches ich für die Häute be-
„kam, setzte ich in die Lotterie, und gewann
„10000 Thaler. — Dein Schaden ist dir
„also ersetzt worden. — Nicht ganz, denn
„das Haus, wo ich mein Geld aufbewahret
„hatte, wurde von denen Flammen verzehret. —
„Ach das kann man würklich ein großes Un-
„glück nennen. — Nicht so sehr, als du
„denkst, denn mein Weib verbrannte mit.“

Universitäten.

Wenn die Universitäten alle das wären, was sie seyn sollten, so würde ein jeder Staat mehrere nützlichere Bürger haben, als er jetzt hat. Ist sie klein, so ist die Lebensart der Studirenden sehr wild, ungezogen; ist sie größer, so verderbt der Luxus alle Absichten. Der Pracht an Kleidern ist auf verschiedenen bis auf das höchste gestiegen, und kann keine guten Folgen nach sich ziehen. Wie, wenn man eine allgemeine Uniform einführte, nicht kostbar, aber auch nicht schlecht? — Ein anderer Gegenstand will mir gleichfalls nicht in den Kopf — er betrifft die Strafen. — Begeht ein Student einen Fehltritt, so wird er mit Geld bestraft. — Warum mit keinem Carcer oder Arrest? gewiß würde es mehr Eindruck machen, als die Geldstrafe, denn diese empfindet der Studirende nicht, desto mehr aber der Beutel der Aeltern; desgleichen wünschte ich den zu großen Kredit ganz abgeschaft zu sehen. Er ist bey vielen ein Verderb der Jünglinge. Sie bekümmern sich wenig, wo das Geld herkömmt. Gibt man ihnen Kredit, so borgen sie drauf los, und sind sie leichtsinnig und gutherzig, so stecken sie in Schulden, und können sich nicht mehr retten.

Billig sollten und könnten auch hier andere Maaßregeln getroffen werden. — Doch ist leider das Wörtchen Eigennutz so sehr einge-

rissen. Ich bin auf verschiedenen Universitäten gewesen, wo nicht einmal die Lehrer die Collegia ausgelesen, in dem Gegentheil mit den Studirenden gezecht und geschmaußt haben. Noch einen Gegenstand muß ich berühren, der dem Staat sehr zum Nachtheil gereicht, und der ist der Doctorhuth. Der Herr Candidat mag heut zu Tag etwas oder gar nichts verstehen — so zahlt er — wenn es sein Beutel aushält, für das Examen und Disputation die gewöhnliche Taxe, und um recht gelehrt zu seyn, so gibt er einige Dukaten mehr, und nun ist er Herr Doctor. Wie sind nun solche Männer fähig dem Staate zu dienen, auf seinen Nuzzen, seine Ehre zu sehen. Traurig ist es, daß man itzt unter hundert Doctores juris oder medicinae kaum zehen findet, die ihrer Sache gewachsen sind. — Wenn nun solche Leute, die auf Universitäten nichts als Spiel, Wein und Liebe genossen, in ihrer Vaterstadt Beförderung erhalten. — Was entsteht daraus? — —

Unmäßigkeit.

Wie thöricht ist es, einen schwachen Körper zu mästen, den alle Mäßigkeit und Ordnung, die wir nur anwenden, kaum auf wenige Jahre gesund

sund erhalten können. Dasjenige Wesen, welches uns so wunderbar gebildet, hat einen Jeden von uns Nüchternheit und Mäßigkeit, als eins der ersten großen Gesetze unsers Daseyns aufgelegt, und er wußte wohl, daß hiervon die Gesundheit und Erhaltung eines solchen organischen Körpers, wie er uns gab, gänzlich abhieng. Diejenigen daher, welche sich der Unmäßigkeit schuldig machen, übertreten eins der ersten Gesetze ihres Wesens, und sündigen wider Gott, indem sie den Faden des Lebens abschneiden, den sie der Verordnung ihres weisen Schöpfers blos durch Mäßigkeit glücklich erhalten sollten. Der Magen ist nicht dazu bestimmt, eine Niederlage aller widrigen Mannichfaltigkeit von Speisen zu seyn, welche ein verdorbener Appetit nur verlangen kann; ja man kann wohl sagen, daß er ein stinkendes Grab voll aller Unreinigkeit und Abscheues wird, wenn man so viele ungleichartige Dinge, die man verschlucket, in eine Gährung bringt, und den vortreflichen Bau des menschlichen Körpers mit einem ganzen Heere von Krankheiten und Uebeln anfüllet. Was für eine unnatürliche Empörung ist dieses wider die weise und gute Verfassung der Natur; was für ein schrecklicher Zustand des Gemüths muß es seyn, worinnen sich jetzt viele tausend elende und verächtliche Geschöpfe befinden, welche die Natur wegen einiger Leckerbissen zerstören, und

Erde, Meer und Himmel plündern, um sich die elenden Mittel zur Befriedigung ihres Appetits zu verschaffen, und täglich darauf sinnen, was sie essen wollen, und wie sie die Vervielfältigung ihrer Speisen mit der Raubbegierde eines wilden Thieres veranstalten können, indem sie alles verschlingen, was ihre Einbildungskraft nur erdenken, oder ihr Reichthum kaufen kann; deren Bauch ihr Gott ist, und deren Ruhm in der Schande bestehet; die kein ander Vergnügen kennen oder kennen wollen, als was aus der sinnlichen Nachsicht und niederträchtigsten Wollust entstehet, die alle Leckerbissen zusammen bringen, welche diese mannichfaltige Welt enthält, und die wie der reiche Mann im Evangelio leben, und auch auf eben diese Weise sterben, wie er starb, der sich in Purpur und feine Leinewand kleidete, und alle Tage herrlich und in Freuden lebte. O Gott! was ist doch die Glückseligkeit eines solchen Lebens? Ich will hierbey noch nichts von seiner abscheulichen Vergehung erwähnen. Worinnen bestehet die Glückseligkeit, wenn man dem Hunger zuvorkömmt, die Natur befriediget, ehe sie es begehret, und sie mit einem unterdrückenden Gewicht beschweret, welches sie kaum ertragen kann, und eine Vermischung von ungleicher Speise hinunter schlucket, die mit grossen Kosten von den Thieren des Feldes, den Fischen der See, den Einwohnern der Luft,

und

und von den Früchten der Erde gesammlet ist?

Was ist die Folge einer solchen Uebermäßigkeit, einer solchen schändlichen und thörichten Abweichung von dem Pfade der Vernunft und der Natur? in was für einem Zustande ist das Gemüth und der Verstand dieser sinnlichen Epikurer? sie sind bis zum niedrigsten Grade verächtlich. Ihre Vernunft liegt unter der Last der Schwelgerey begraben, ihr Verstand wird gänzlich durch den finsteren Schatten der Wollust verdunkelt, und alle ihre Verstandskräfte sind auf eine erbärmliche Art geschwächt. Alle die Epikurer und Wollüstlinge sind in der Erkenntniß ganz viehisch, und haben nicht den Verstand eines Menschen. Und wie könnte es auch anders seyn? Wo ist noch Raum für die Vernunft, um sich zu zeigen, wenn die Natur mit Uebermaas beschweret ist? Wie kann der Verstand in der Seele Platz haben, welche keine anderen Vorstellungen, als von der größten Weichlichkeit, und keine anderen Empfindungen hat, als von dem, was die Wirkungen der Weichlichkeit nothwendig hervorbringen?

Wie nun das Gemüth des wollüstigen Menschen, der beständig mit Schwelgerey überladen ist, sich in Absicht auf seinen Verstand in diesem verächtlichen Zustande befindet, so lei-

det auch der Körper auf die erbärmlichste Art. Die Ausschweifung im Essen erfüllet den Körper mit dem Saamen der schädlichsten Krankheiten. Man macht die Natur durch Ueberladung unfähig, ihre ordentlichen Geschäfte mit Leichtigkeit zu verrichten. Die Schwere des Uebermaases zerbricht bald die Verbindungen dieser vortreflichen Maschine des menschlichen Körpers; alles ist in Unordnung. Der Tempel Gottes liegt in Ruinen; der Körper schmachtet, da der Appetit noch oft heftig ist. Der Körper wird ein Grab voll aller Fäulniß und Unreinigkeit. Und das Podagra, Engbrüstigkeit, Bleichsucht oder Schlagfluß endigen, was die Unmäßigkeit angefangen hat.

Urtheil.

Das Urtheil über Welt und Menschen richtet sich immer nach unserer jedesmaligen Lage. Ich habe es schon oft an mir selbst bemerkt, daß es blos von unserem Standpunkt, und von unsern Augen abhängt: ob die Welt und das Thun und Lassen darauf schwarz und dunkel oder golden aussiehet. Wenn ich viel schlechte Menschen habe kennen lernen, oder selbst von einigen verkannt oder mißhandelt worden bin, denn ist alles schwarz um mich her-

herum. Ich sehe nichts, als Niederträchtige und Teufel. —

Im Leben richtet sich die Art des Urtheils der Handlungen, des Lobes und Verdammens, nach der Natur der Gegenstände, womit man sich nährt, und nach der Art, wie man seine Lust daran findet. Alle Resultate des Lebens erzeugen sich aus den Bildern und Vorstellungen, und aus den Neigungen, die sich in fein gesponnenen Fäden an die Lieblinge der Seele knüpfen. Der ganze Karakter einer Seele erhält einen ganz verschiedenen Ton und Manier, je nachdem sie sich mit holden und großen und ewigen Gegenständen dessen, was gewesen ist, ist und seyn wird, verbindet, oder mit Phantomen der Mode, mit wandelbaren Scheinen, mit Gegenständen der zeitigen Lustseuche, Ueppigkeit, Ekelhaftigkeit. — Ueber andere zu urtheilen, ist unserer Natur so eigen, daß es schlechterdings alle Menschen thun, und ohne Bildung der Selbstliebe, ohne feste moralische Grundsätze, immer zum Nachtheil anderer thun.

Der entscheidende Dünkel ist nie abgeschmackter und unerträglicher, als in den Urtheilen über andere. Der bescheidene Zweifel ist nirgends liebenswürdiger, als hier. —

Woher kömmt es, daß wir den üblen Urtheilen von anderen so gern Gehör und Beyfall

geben? unser eitler Stolz betrügt uns. Wir dünken uns besser, wenn andere schlecht sind. Wir billigen die anderen durch eine Vergleichung mit uns selbst; aus eben dem Grunde tadeln wir sie. Die Eigenliebe wird das Prisma des Verstandes, es erscheinen falsche Farben. Ich traue schlechterdings keinem Menschen, der von Allen gut spricht, der entweder über andere gar nicht, oder immer gut urtheilt. Er will mich aushorchen, oder ist tükkisch oder einfältig, oder niederträchtig, feige. Lieber will ich mit einem Frechspottenden, als mit einem so Zurückhaltenden umgehen, wenn mich eine so betrübte Wahl treffen sollte. Wer alles entschuldigt, billigt, zum Besten wendet, wie man sagt, muß ein sehr böses Herz haben. —

Der beste Karakter in Ansehung der Urtheile über Andere ist dieser, nie auf Verminderung fremder Größe seine eigene zu gründen, nicht voreilig und schnell zu urtheilen, die Leidenschaften und Stärke des Geistes dabey zu überwinden, und überhaupt sowohl bey dem, was böse, als auch was gut zu seyn scheinet, zweifelhaft zu bleiben und nichts zu entscheiden, an der Güte und an der Bosheit zu zweifeln, nach Wahrscheinlichkeit ungewiß zu urtheilen.

Es ist sonderbar, daß wir von allem urtheilen, und doch fast von nichts, von sehr wenni-

nigen Dingen zu urtheilen fähig sind. Wir kennen die ganze Lage der Umstände und Verhältnisse nicht, in welcher Jemand so, oder anders handelt, und dennoch können wir nicht, ohne diese ganze Lage, nach ihrem Umfange genau zu kennen, irgend eine Handlung beurtheilen. Wir elende Sterbliche wissen nichts; wir meynen nur immer. Von einem Leben von sechzig Jahren kann man sicher fünf und funfzig Jahre, das Schlafen abgerechnet, auf Urtheile über andere rechnen. Kaum werden die Urtheile über sich selbst fünf Jahre betragen. Unser Lesen, Studiren, die Erwerbung unserer Kenntnisse, und was wir hören und reden, läuft endlich auf Urtheile über andere hinaus, oder hat doch daran den größten Antheil. —

Urthelsspräche.

Urthelsspräche haben nicht allemal das Ansehen als Gesetze, weil sie nie auf Rechtsfälle von derselben Gattung anwendbar sind, und weil diese Rechtsfälle, so ähnlich sie auch immer scheinen mögen, dennoch durch Zwischenfälle und Umstände von einander abweichen, und also auch auf verschiedene Art müssen entschieden werden. Indeß ist die Kenntniß der Urtheile vieler Processe sowohl für Richter als

Sachwalter sehr nützlich, ja fast unentbehrlich. Sie sehen daraus besser als auf irgend eine andere Art, wie die Gesetze auf einzele Fälle anzuwenden sind, und überdem haben dergleichen Urtheile doch nachher bey der Entscheidung anderer Sachen ein großes Gewicht, sogar dann, wenn auch eine kleine Verschiedenheit der Umstände keine völlige Gleichheit im Spruch verstattet.

Frau Anna von Corbin, zu Paris wohnhaft, vermachte durch ihr eigenhändig geschriebenes Testament der Demoiselle Allmany, ihrer einzigen Tochter den bloßen Pflichttheil, und davon sollte noch alles, was sie ihr vorher gegeben hatte, abgerechnet werden; sie machte noch verschiedene Vermächtnisse an einige Personen vom Stande, von dem Ueberrest ihres Vermögens aber gab sie den dritten Theil dem Spital l'Hotel-Dieu zu Paris, ein Drittel den Minoriten zu Rigeon, und das letzte Drittel den damaligen Jesuiten. Wie sie in Todesnöthen lag, befragte sie der Pfarrer von St. Germain-l'auxerrois, indem er ihr die letzte Oehlung gab, ob sie nicht ihrer Tochter ihre Gunst wieder schenken wollte? sie antwortete darauf: Ja. Er fragte weiter: ob sie nicht ihr Testament wiederrufen wollte? sie antwortete wiederum, Ja. Hierauf ließ der Pfarrer einige Notarien holen, um den Wiederruf an-

zu-

zunehmen. Weil aber die Frau von Corbin nicht mehr redete, wollten diese kein Instrument darüber ausfertigen, und sagten zu dem Pfarrer, er möchte es thun, weil er den Willen der Kranken gehört hätte.

Der Pfarrer befragte sie darauf von neuem, und sie antwortete: Ja, Ja. Dann machte er ein Instrument darüber, und ließ es von Monsieur de Longueville, Madame de la Roche-sur-Yon, Madame de la Rochefoucault, und zween Priestern, aber nicht von der Frau von Corbin unterschreiben, deren Unterschrift er nicht einmal begehrte. Sie starb. Die Verwalter vom l'Hotel-Dieu und die Minoriten hielten bey dem Prevot zu Paris um die Auslieferung des Vermächtnisses an, der sie ihnen auch vorläufig zusprach; aber die Demoiselle Allmany appellirte von diesem Spruche. Ihr Advokat behauptete, daß das Testament nicht bestehen könnte, weil es ab irata Matre gemacht wäre, deren Zorn sich deutlich durch einen unter ihren Papieren gefundenen Aufsatz zeigte, welcher aus andern Urtheilssprüchen gezogene Gründe zur Unterstützung dieses ungültigen Testaments enthielt. Da die Ausdrücke und Schreibart dieses Testaments von solcher Art wären, daß sie von keinem Frauenzimmer herrühren könnten, so müßte es ihr heimlich eingegeben seyn, und gesetzt es

wäre

wäre gültig gewesen, so sey es vollkommen wiederrufen worden, sowohl durch einen stillschweigenden Wiederruf, da die Verstorbene ihre Tochter wieder aufgenommen, und derselben von Neuen ihre Gunst geschenkt, dann auch durch einen ausdrücklichen Wiederruf in Gegenwart so vieler Personen vom Stande, welches allein hinlänglich wäre, um ein Testament zum Vortheil der darinn enterbten Kinder zu vernichten. Quolibet iudicio voluntatis revocari potest Testamentum, zum Vortheil der Kinder. Der gegenseitige Advokat sagte, man könne nichts gegen das Testament einwenden, es spräche der Tochter den Pflichttheil zu, und mehreres könnte sie nicht mit Recht verlangen; das Wiederrufs-Instrument sey ungültig, weil es von der Testirenden nicht unterschrieben worden, von der man nicht einmal die Unterschrift verlangt habe, ob gleich dieses durch die Gesetze bey Strafe der Nullität in solchen Fällen anbefohlen sey; die Befragung des Pfarrers sey ihm offenbar angegeben worden. Wann der Gerichtshof diese Macht einem Priester beylegen wollte, so würde jedes Testament nach dieser Leute Willen wiederrufen werden, u. s. w.

Der General Avokat, Herr Servin pflichtete der Tochter bey. Das Parlement erklärte die Wiederrufung des Testaments für richtig

und

und gültig, und befahl, daß die, von dem im Testament ernannten Erben bereits gezogene Nutzungen, der Tochter erstattet werden sollten, doch ohne die Kosten. Dieser Spruch ist vom 15ten Juny 1617. —

Hr. Jean l'Espagnol, Assessor beym Präsidial zu Rheims, that seinen Sohn Jaques l'Espagnol in die Lehre bey Claude Charron, einem Seidenhändler in Paris, und ward ausser dem Gelde, so er bezahlte, auch noch Bürge für seine Treue. Jaques l'Espagnol blieb, nachdem er ausgelernt hatte, noch einige Jahre bey dem Charron als Diener und Factor, er hatte während dieser Zeit wichtige Geschäfte für seinen Herrn, und auch noch für einen andern Kaufmann zu besorgen. Er ward krank, und empfieng die heil. Sacramenten, und gestand einem Recollecten, daß er Gelder, die diesen Kaufleuten gehören, genommen und verwandt hätte. Um sein Gewissen zu beruhigen, und auf Anrathen des Geistlichen ließ er zwey Notarien rufen, nnd stellte zwey Schuldscheine aus, den einen von 2000 livres, und den andern von 400 an besagten Charron, und den andern Kaufmann, für den Ueberrest der Rechnung seiner Besorgung und Verwaltung.

Der Geistliche, dem diese Schuldscheine eingehändiget waren, zeigte es dem bey dem Leichenbegängnisse seines Sohnes gegenwärtigen

Va-

Vater an. Da dieser sie zu bezahlen weigerte, wurden sie dem Kaufleuten zugestellt, die wider den Vater bey dem Prevot zu Paris klagten; er ward durch ein Urtheil verdammt zu bezahlen, appellirte aber darwider. Wir wollen die Rechtsgründe der beyderseitigen Advokaten übergehen, und nur diejenigen hersetzen, die der Hr. Generaladvokat le Bret anführte. Er sagte: das Geständniß des Sterbenden sey von großem Nachdruck, und als wahrhaft zu vermuthen und anzunehmen. Die Gesetze entscheiden darüber ausdrücklich in der 48sten Novella de juramento a moriente præstito, welche das Palement durch Urtheile, und namentlich durch einen Spruch gegen die Frau d'Apchon bestätiget habe. Diese hätte in ihrem Testament gestanden, daß sie Jemanden 3000 Livres schuldig sey; wie sie wieder gesund geworden war, wollte sie das Geld nicht bezahlen, und ward deswegen verklagt. Sie erklärte hierauf, daß sie dem Kläger nichts schuldig sey, sondern ihm blos diese 3000 Livres durch ihr Testament habe schenken wollen, damit aber bey der Auszahlung weniger Schwierigkeiten gemacht würden, habe sie angegeben, daß er ihr das Geld geborgt hätte. Demungeachtet ward die Frau d'Apchon zur Bezahlung der 3000 Livres verurtheilet. Eben dieselben Gründe wären auch wider Jean l'Espagnol, es sey denn, daß ihm das Parlement de

quarta parte debiti wollte Gnade wiederfahren lassen, welches auch geschahe, aber nur in Ansehung der 2000 Livres. Zugleich ward verordnet, daß die in den Scheinen bestimmten Zahlungsfristen nur von dem Tage an, da das Urtheil gesprochen würde, gerechnet werden sollten.

Pierre Gaigneux und Anne Chaillan waren an einem Orte verheyrathet, woselbst die Gebräuche von Anjou eingeführt sind, und hatten nur eine einzige Tochter. Wie diese vier Jahr alt war, fuhr sie mit ihrer Mutter in einem Schiffe, das auf der Loire untergieng, und beyde ertranken. Der Vater forderte hierauf die ganze Erbschaft, weil die Tochter die Mutter überlebt hätte, und begehrte das Eigenthum der beweglichen, und den Genuß der unbeweglichen Güter. Die Brüder der Mutter aber verlangten nach den Gebräuchen von Anjou diese Erbschaft, und behaupteten, die Mutter habe die Tochter überlebet. Dieser Proceß kam durch Appellation an das Pariser Parlement, woselbst der Advokat des Wittwers anführte, da in dieser Sache weder durch Zeugen, noch durch andere Beweise könnte dargethan werden, ob die Mutter oder die Tochter am längsten gelebt hätte, so müsse man hier nothwendig Vermuthungen und Wahrscheinlichkeiten annehmen. Daraus aber erhellet,

daß

daß die Tochter länger gelebt habe, weil der Tod in Auslöschung und Verzehrung der natürlichen Wärme und der radicalen Feuchtigkeit sey, die den Aerzten und Philosophen nach größer und häufiger bey jungen Personen als bey Alten ist. Diese Vermuthung ward durch verschiedene Gesetze, und drey Beyspiele unterstützt. Der Advokat des Gegentheils aber erklärte die angeführten Gesetze de Filio pubere, er wandte die Beyspiele selbst auf die gegenwärtige Sache an, und zog daraus den Schluß, die Erbschaft der Mutter müsse den Brüdern zuerkannt werden; welches er auch durch das Urtheil erhielt, aber ohne die Kosten.

Es werden einige Urtheilssprüche angeführt, die diesem entgegen sind, um zu beweisen, daß dergleichen Streit-Fragen nicht sowohl nach festgesetzten Grundsätzen, sondern mehr nach den besonderen Umständen entschieden werden, die bey solchen traurigen Fällen vorkommen. Doch wird hinzugefügt, jetzt scheint man den Grundsatz angenommen zu haben, daß, wenn ein Vater oder eine Mutter zugleich mit dem Sohne oder der Tochter, wenn sie volljährig sind, in demselben Schiffbruche, Zerstörung oder Brande umkommen, ohne daß man die mindeste Spur ausfinden könne, welches von ihnen am längsten gelebt

habe,

habe, alsdann wird vermuthet, daß die Kinder länger als der Vater oder die Mutter gelebt haben; und dies wird auch durch ein neues Beyspiel erwiesen.

Im Jahre 1590 verheyrathete sich Joachim Cognot, Doctor der Arzneygelahrheit zu Bar an der Seine mit Jungfer Marien Nassier. Von verschiedenen Kindern blieb ihnen nur ein Sohn Claude Cognot; der Doctor war sechzig, seine Frau aber neun und zwanzig Jahr alt. Er ward ohne allen Grund auf sie eifersüchtig, und beschloß, um die Verbindung abzubrechen, welche seine Frau hätte, wie er glaubte, Bar an der Seine zu verlassen; er ließ indessen seine Frau und seinen Sohn daselbst, und zog 1597 nach Fontenai le Comte in Poitu. Seine Familie kam 1598 zu ihm, und den 24sten Jul. des folgenden Jahres kam seine Frau mit einer Tochter nieder. Der Doctor fand das Kind zu vollkommen, als daß es mit sieben und einem halben Monath könnte auf die Welt gekommen seyn, und zweifelte also, daß es von ihm wäre. Er ließ sich aber nichts davon gegen die Mutter merken; das Kind ward feyerlich unter beyder Aeltern Namen getauft, und Herr Cognot erfüllte alle väterliche Pflichten gegen die kleine Marie Cognot bis 1601.; wie er als Arzt der Kö-

nigin Margaretha nach Paris gieng, und das Kind bey einer Ziehfrau in der Vorſtadt zu Fontenai le Comte zurück ließ, mit dem Verſprechen, es in einem Monate oder fünf Wochen abholen zu laſſen; aber weder er noch ſeine Frau eilten das Verſprechen zu erfüllen. Da Niemand zu Paris wußte, daß ſie eine Tochter hatten, ſo brachte der Wunſch die Umſtände ihres Sohnes deſto vortheilhafter zu machen, und der Verdacht des Vaters in Anſehung der Geburt der Tochter beyde Aeltern zu dem Entſchluſſe, den Stand dieſes Kindes und daß ſie ihre Tochter ſey, ganz zu unterdrücken. Alle Umſtände, die auf dieſe Grauſamkeit folgen, ſind ſo wichtig, daß man ſie in dem Proceſſe ſelbſt nachleſen muß.

Die kleine Marie Cognot ward nach Paris gebracht, und zu einer Ziehfrau gethan, die nicht gehörig bezahlt wurde. Nach vierzehn Jahren fand dieſe Ziehfrau von ungefähr den Arzt auf, und ließ ihm gerichtlich auflegen, das Kind wieder zu nehmen, und die Koſt dafür zu bezahlen. Sie verglichen ſich. Marie Cognot ward wieder in das väterliche Haus aufgenommen, und daſelbſt als eine Bediente unter dem Namen Marie Croiſſant, jedoch mit vieler Achtung gehalten. Hernach wurde ſie verheyrathet und ausgeſteuert. Ihr Bruder

ſtarb,

starb, ohne daß sich ihr Stand darum änderte; der Vater starb gleichfalls, und verließ ihr 600 Livres durch sein Testament. Damals hatte sie fast sichere Anzeigen ihres wahren Standes, und hoffte, daß die Wittwe Cognot sich den Bewegungen der Natur überlassen würde. Vergebene Erwartung! diese unnatürliche Mutter verheyrathete sich wieder, und sahe sie von der Zeit nur ungerne an. Da die Tochter weder durch Bitten oder Thränen ihr Herz erweichen konnte, erhielt sie von dem Bailli von St. Germains Desvres, daß er über die Fakta Erkundigung einzog.

Dasselbe Schicksal, das ihr ihren Vater unter dem ganzen Haufen der Einwohner von Paris hatte wieder finden lassen, wollte auch, daß Judith Morisset, bey der sie in der Vorstadt zu Fontainelle le Comte in der Kost gewesen, zwey Apotheker und ein reicher Kaufmann, die Freunde des verstorbenen Cognot und seiner Frau waren, sich noch am Leben befanden. Die Witwe Cognot, damals Conquault, ward verurtheilt, die besagte Marie für ihre und des erwähnten Cognot Tochter zu erkennen, 80 livres Strafe für die Verlassung und Abläugnung ihres Kindes zu bezahlen, und die Verlassenschaft des Cognot mit der Tochter zu theilen, u. s. w. Conquault und

seine Frau appellirte wider diesen Spruch an das Parlement, welches aber das Urtheil des ersten Richters in Ansehung der Erkennung der Tochter, und ihres natürlichen Rechtes von ihrem Vater zu erben bekräftigte und zugleich der Mutter verbot, ihre Güter zu verkaufen, oder sonst zum Nachtheil der Tochter zu veräußern.

Folgendes Urtheil einer Persischen Magistratsperson ist eins aus den merkwürdigsten, die jemals sind gefället worden.

Ein Commissarius begegnete auf der Strasse einem Bürger, der aus der Fleischbank kam, und fragte ihn, was er trage. Es ist Fleisch, versetzte der andre mürrisch, das ich erst bey diesem Fleischhacker gekauft habe. — Der Commissarius wollte die Ursache seines Mißvergnügens wissen, und fragte ihn, ob er es zu theuer bezahlet hätte? Ohne Zweifel, war die Antwort, ihr möget immer die Preise festsetzen, die Fleischhacker spotten eurer, sie verlangen dreymal so viel, und geben nicht einmal das gehörige Gewicht; dieses Stück Fleisch hat um drey Unzen zu wenig; führt mich zu ihm, sagte der Commissarius. Sie giengen mit einander hin, das Fleisch wurde gewogen, und um fünf Unzen zu gering be-

fun-

funden. — Hierauf fuhr der Commissarius fort: was verlangt ihr zu eurer Schadloshaltung? Ich verlange so viel Unzen von seinem eigenen Fleisch, als er mir zu wenig verkauft hat. Ihr sollt sie haben, versetzte der Commissarius, und ihr sollt sie selbst herausschneiden: allein wenn ihr zu viel nehmt, so werdet ihr gestraft werden. Hierauf entfernte sich der Bürger wie der Bliz, und ließ sich nie wieder sehen.

V.

Valliere. (de la)

Man weiß, daß diese Person eine kurze Zeit die Maitresse Ludwigs XIV. war, die Gewissensbisse aber, so sie darüber empfand, und die Unbeständigkeit dieses Königs, der sich zugleich einer andern ergab, veranlaßte sie bald, sich den Armen des Königs zu entreißen. Sie floh in ein Kloster, aus welchem sie Ludwigen ihren festen Entschluß bekannt machte. Sie starb den 16ten Jun. 1710 im 66sten Jahre ihres Alters, nachdem sie 36 Jahre unter den Karmeliterinnen büßend zugebracht hatte.

Hr. Plin de Sainmore macht folgendes Portrait von dieser neuen Magdalene:

„Die Frau de la Valliere war von mittelmäßiger Größe; ihr Körper war zart und schwächlich; sie hinkte ein wenig, und die Blattern ließen auf ihrem Gesichte einige leichte Spuren zurück. Aber ihre Gesichtsbildung war angenehm, frey, voll Redlichkeit und Empfindung; sie hatte eine sehr weiße Haut, Kastanienbraune Haare, und

schwarze

schwarze Augen; als sie frey war, zeigte sie viel Munterkeit und Lebhaftigkeit. — Die Gewohnheit bey Hofe zu leben, konnte ihr doch nicht ganz ihre natürliche Schüchternheit benehmen, die bey den Weibern gewöhnlicher Weise die Gefährtinn der Empfindung ist. Ihr Herz war überaus zärtlich, großmüthig, mitleidvoll, und seinen Freunden ganz besonders ergeben. Die Billigkeit und Freymüthigkeit leuchtete aus ihren Gebärden hervor; sie hatte von Natur keine Kenntniß von der bey Hofe so nothwendigen Kunst: von der Gabe der Intrigue. Da sie selbst keiner Verstellung fähig war, so konnte sie selbige auch nicht bey andern vermuthen.

Sie genoß des Glückes ohne Stolz, und duldete die Ungnade, ohne zu klagen. Das Herz des Königs war der einzige Gegenstand in der Welt, um den sie seufzete; sie suchte niemals zu schaden, und wenn sie auch Feinde gehabt hat, so verdiente sie doch niemals welche zu haben.

Sie besaß einen ungezwungenen, anmuthsvollen, und mit den schönen Wissenschaften ausgeschmückten Geist. Ihre Gespräche hatten einen Reiz in sich, deswegen man ihr mit einem unaussprechlichen Vergnügen zuhörte. — Die Dichtkunst, diese Ergötzung gefühlvoller

Seelen, hatte sie in ihren müßigen Stunden oft beschäftigt. Man behauptet, sie habe, als sie noch bey Hofe war, mit vieler Leichtigkeit Verse gemacht; und als sie in das Kloster trat, gab man unter ihrem Namen ein kleines Buch heraus, das den Titel führt: Betrachtungen über die Barmherzigkeit Gottes."

Uebrigens wünschen wir allen Buhlschwestern, dieser Frau in ihren bußfertigen Gesinnungen nachzuahmen. Es braucht eben kein Kloster hiezu. —

Valvais.

Der schwedischen König Gustav Adolph war noch sehr jung, als er den Thron bestieg. Da er einstmals einem Hirschen nachjagte, verirrte er sich von seinem Gefolge, und gieng auf einen Weiler zu, der beym Eingange eines Gehölzes lag, um sich zu erfrischen. Er band sein Pferd an einen Baum, und gieng zu Fuße auf das Dorf zu; als er einen jungen Menschen unter einer Eiche fand, der las. Valvais, (so hieß der junge Mensch,) stund auf, grüßte den unbekannten Fremden, und lud ihn ein, sich mit ihm zu erfrischen. Nachdem der König etwas Bier getrunken hatte, fragte er ihn, was er bey seiner Ankunft gelesen habe?

Ein

Ein neues Werk über die Freundschaft.— Und was denket ihr davon? Mein Herr! es ist so kalt, als wenn es in Novazembla geschrieben worden wäre. — Eure Empfindungen sind ungezweifelt viel lebhafter; ihr liebt eure Freunde stark. — Ich würde sie eifrig lieben, wenn ich einige hätte, allein ich darf auf dieses Glück keinen Anspruch machen. Alle die ich kenne, sind mehr werth als ich. — Ein Mensch, wie ihr, wäre würdig der Freund eines Königs zu seyn. — Kann ein König einen Freund haben? Man hat mir gesagt, daß man, um den Großen zu gefallen, ihnen schmeicheln müsse, nun kömmt aber wahren Freunden zu, einander wechselsweise zu bessern. — Gerade derowegen sollt ihr nicht mehr von meiner Seite kommen, ich bin der König!

Valvais warf sich Gustaven alsobald zu Füßen, der Fürst hob ihn sogleich auf, umarmte ihn, führte ihn nach Hof, wo er ihm Proben der stärksten Freundschaft gab. Einer von seinen Ministern gab ein Fest, nebst einem Ball, wobey sich Gustav einfand. Zufälliger Weise fiel einem Fräulein vom Stande die Maske vom Gesicht, deren Schönheit alle Augen der Anwesenden auf sich zog. Adelheid (so nennte sie sich) war von einer Geburt, daß sie überall erscheinen konnte, aber ihre Ael-

tern hatten sie nicht den Gefahren aussetzen wollen, denen eine junge unerfahrne Person ausgesetzt ist. Sie wurde in der Einsamkeit, Unschuld und Einfalt erzogen. Der König hatte sie kaum gesehen, als er die Größe und Majestät seines Thrones zu vergessen schien, und Adelheid insgeheim verehrte. Dieses ist die Macht der Schönheit, sie weiß die Vornehmen wie die Wilden zu fesseln. Adelheid hob eilfertig ihre Maske auf, und entzog den Zuschauern Reizungen, denen sie nicht lange hätten widerstehen können. Allein der Pfeil war abgeflogen, und hatte das Bild der Adelheid in das Herz des Königs mit feurigen Zügen gegraben. — Er zieht seinen Freund Valvais auf die Seite, und trägt ihm auf, genaue Nachricht von allem einzuholen, was diese Schönheit betrift. Valvais gehorcht mit allem Eifer, dessen er fähig war, und hinterbrachte dem König, daß Adelheid von einer vornehmen Familie sey, und daß sie wenig Menschen kennen. Geh, mein Freund! versetzte Gustav, dieses reizende Kind für mich zur Ehe zu begehren. Du bist jung, deine sanfte einschmeichelnde Art ist mir für einen glücklichen Ausgang Bürge. Dein empfindsames Herz wird mächtig für deinen Freund sprechen. Sage der Adelheid, daß ich sie auf der Stelle in Gegenwart ihrer Mutter und einiger Vertrauten ehelichen will; daß man aber

diese

diese Heyrath noch einige Zeit geheim halten müßte, um das Murren derjenigen nicht rege zu machen, welche wollen, daß ich mich mit der Tochter irgend eines Monarchen verbinden solle.

Valvais voll Feuer und Begeisterung verspricht dem Fürsten mehr durch sein Entzücken als seine Ausdrücke. Den Tag darauf geht er zur Mutter der liebenswürdigen Adelheid, und vergißt keinen Bewegungsgrund den mütterlichen Stolz und ihre Zärtlichkeit rege zu machen, damit sie ihre Einwilligung zur Verbindung des Königs mit ihrer Tochter geben sollte. Diese Ehre machte weder auf die Mutter, noch auf die Adelheid allen den Eindruck, den er davon hoffte. Die eine wollte ihre Tochter zu nichts zwingen, diese verbarg sorgfältig ihre wahre Empfindungen. Der Vertraute war gezwungen, sie oft vergebens zu besuchen. Er verdoppelt seine Bemühungen. Die Ungeduld, die Liebe, die Unruhe seines Fürsten beleben neuerdings seinen Eifer. Er schildert der unbeweglichen Adelheid die persönlichen Reize, die Tugenden und großen Eigenschaften des Königs. Adelheid seufzet, und wirft auf Valvais einen zärtlichen Blick, der ihm durch das Herz dringt. Antworten Sie, Valvais, sagte sie mit einer zitternden Stimme zu ihm: giebt es noch einen Menschen in der Welt, für den Sie mit eben so viel Feuer, als

für

für den König sprechen würden? Nein, versetzte er, für keinen würde ich es thun. Auf diese Worte, welche die Neigung des königlichen Geschäftsträgers zu seinem Fürsten so lebhaft ausdrückten, hat Adelheid keine Macht mehr über ihr Geheimniß, ihre Neigung reißet sie mit sich hin, sie fährt folgendermaßen fort: Es giebt doch noch einen, für den Sie mit glücklichem Erfolg reden könnten. Ich verehre Gustaven, ich liebe ihn als König, sagte sie einen Augenblick darauf, aber mein Herz wird von dem Glanze des Thrones nicht gerühret; es seufzet nach den Annehmlichkeiten und der Ruhe des Mittelstandes. Es kann nur in Empfindungen gegen einen Menschen, der mir am Stande gleichet, ein wahres Vergnügen finden. Man hat mir gesagt, Valvais, daß Sie in diesem Mittelstande gebohren sind, aber in wie vielen Stücken entschädigen die Eigenschaften der Seele? Ich thue die aufrichtigsten Gelübde, daß Ihnen der Himmel eine Gesellschafterin giebt, die ihnen ähnlich ist.

Diese Rede war für Valvais kein Räthsel. Eine Neigung, die er bishero unterdrücket hatte, und wovon er nun nicht mehr Meister war, klärte ihn hierüber deutlich auf. Er schrie: Gefährliche Schönheit! du triumphirest, du ziehest mich mit dir in das Verderben. — Ehre, Tugend, Großmuth! kommt mir zu Hülfe; leget mir Ketten an, die mein Herz nicht

nicht zu zerreißen vermag. Du Glück meines Freundes — meines Königs mußt den Vorzug haben.

Ist die Glückseligkeit der Lohn einer Verrätherey? Wie bin ich unglücklich! versetzte Adelheid mit gebrochener Stimme, wie grausam ist mein Schicksal! Ich verliere alle Hoffnung selbst durch diese Tugenden, die sie vergrößern sollten. Wohl, Valvais, lassen sie uns aus Seelengröße unglücklich seyn, die Tugend soll uns statt alles dienen. Es sterbe Adelheid, sogar ihr Andenken vergehe, wenn sie jemals nach einem andern Glück seufzet: Ach Valvais, dieser Zwang übersteiget ihre Kräfte nicht. — Gustav! rief Valvais, was opfere ich Dir in diesem Augenblick auf! Adelheid, ich muß Ihnen ein ewiges Lebewohl sagen. — Nein, nein, sagte sie: noch einen Augenblick. Erinnern Sie sich, daß das Andenken dieses grausamen Lebewohl bis in den Tod mein einziger Trost seyn wird. Sie zerfließet in Thränen, und wirft eine Hand um die Schulter des Valvais, als ob sie ihn zurück halten wollte. Er stürzt sich zu ihren Füßen, nimmt die Hand, drückt sie an seine Brust, macht sich mit Gewalt auf, siehet Adelheid noch einmal an, und entfliehet *).

Adel-

*) Kann ein Mensch unglücklicher als Valvais seyn? — Ja! — Derjenige, dessen Glück kein anderes Hin-

Adelheid hatte einen einzigen Bruder, der Offizier unter der Leibwache des Königs war. Er kömmt gerade in dem Augenblicke zu seiner Schwester, als sie ihren Arm nach Valvais ausstreckte. Er nimmt den Degen in die Hand, ohne gesehen zu werden, bewundert die Zurückhaltung des Valvais, spart seine Rache, bis zu weiterer Erklärung auf, und gehet ohne Geräusch fort. Drey Tage nacheinander sucht er seinen Gegner vergebens. Verzweifelt ihn nicht zu finden, verlangt er auf das inständigste eine besondere Audienz vom Könige, und erhält sie. Er wirft sich dem Monarchen zu Füßen, und fordert Ehrfurchtsvolle Rache wegen der Beschimpfung, die, wie er vorgiebt, Valvais seiner Schwester angethan haben solle. Ihr seyd also Adelheids Bruder, sagte der König, ich bin von dieser seltenen Schönheit ganz bezaubert. Ich habe dem Valvais aufgetragen, sie zu bereden, meinen Thron durch Annehmung meiner Hand mit mir zu theilen. — Sie sind hintergangen worden, Sire, antwortete der Bruder, auf das niederträchtigste hintergangen worden. Ein schwarzer Gram bemächtiget sich Gustavens, bald ganz seinem Verdruß überlassen, athmet er nichts als Drohungen und Rache; bald wird er von dem

Hinderniß, als die Unempfindlichkeit seiner Geliebten kennet.

dem Andenken der uneigennützigen Ergebenheit seines Lieblings, und von den Annehmlichkeiten bestritten, die er in seiner Freundschaft gefunden hatte. Der Zorn, das Misvergnügen vertilgen diese Begriffe wieder. Gustav siehet keine Linderung mehr, als in der Vorstellung der Peinen, worunter ein Liebling sterben soll, der es gewagt hatte, sein Nebenbuhler zu seyn. Man benachrichtiget ihn, daß er die Flucht genommen habe; er läßt in dem ganzen Reiche eine Verordnung bekannt machen, worin befohlen wird, den Valvais aufzuhalten, und man demjenigen eine Belohnung von 20000 Dukaten verspricht, der ihn lebendig überliefern würde.

Unterdessen erhielt Gustav ein Schreiben von Valvais. Dieser Unglückliche macht ihm in den rührendsten Ausdrücken das Geständniß von seiner Neigung zu Adelheid zu wissen, und setzt hinzu, daß er sich selbst strafe, indem er auf immer sein Vaterland verlasse. Endlich redet er von seinem Fehler mit einem solchen Unwillen gegen sich selbst, daß es unmöglich war, von seiner aufrichtigen Reue, und der sich angethanen Gewalt nicht gerührt zu werden. Dieses Schreiben setzte Gustaven in eine solche Verlegenheit, daß er sich einige Tage verschloß, und nicht aufhören konnte, diesen Brief zu durchlesen.

Valvais hatte die Gränzen erreichet, hielt sich für sicher, und wollte, ehe er Schweden verließ, noch zween von seinen Freunden besuchen, die ihm ihr Glück zu verdanken hatten. Von dem ersten wurde er mit aller der Dankbarkeit empfangen, welche eine wahre Freundschaft einflößt; mitten unter ihren Umarmungen empfängt dieser Freund die Verordnung des Königs. Aber seinen Grundsätzen getreu, opfert er selbst sein Leben, sein Glück, seine Familie der Erhaltung seines Freundes auf. Er hatte gar nicht einmal nöthig, darüber nachzudenken. Er machte nichts von diesem Befehl bekannt, beschleunigte seine Abreise, sorgte für seine Sicherheit, und sagte, indem er ihn verließ: O mein Freund! welche Freude empfindet mein Herz wegen der Verbindlichkeit, die ich Ihnen schuldig bin; die Erkenntlichkeit, welche so vielen Menschen zur Last wird, ist für mich die Quelle meines doppelten Vergnügens. Sehen Sie hier meine Gemahlin und meine Kinder um mich her, Valvais lebt in meinem Herzen mitten unter ihren Schmeicheleyen. Entfernen Sie sich, warum müssen wir unsern Wohlthäter verlieren? Ihre Wohlfahrt fordert es. Möchte Sie der Himmel vor aller Gefahr bewahren!

Valvais von einer so zärtlichen Aufnahme ganz bezaubert, erstaunte nicht wenig, als ihm

seine Führer einige Meilen von diesem Orte im Namen ihres Herrn einen Beutel voll Gold überreichten. Er konnte es auf keine Weise ausschlagen. O großmüthiger Freund! rief er aus: wie angenehm ist es, zum Besten dieser Menschen etwas beygetragen zu haben.

Er hätte vor Nachts das Reich verlassen können; allein er wollte ein ähnliches Vergnügen genießen; nämlich seinen andern Freund Christiern noch einmal sehen. Er wurde mit eben diesen Freundschaftsbezeugungen von ihm aufgenommen. Valvais entdeckt ihm sein Herz, und erzählt ihm, daß er in Ungnade gefallen sey. Sogleich wird Christiern zerstreuet, erstaunt, und hält zurück. Indessen begiebt sich Valvais, ohne etwas zu argwohnen, zur Ruhe. Christiern erhält in diesem Augenblicke den Befehl des Königs. Beym Erwachen seines Freundes wird er bewachet, und mit Ketten gebunden, dieser meineydige Freund läßt ihn auf einen Wagen setzen, und führt ihn selbst bis nach Stockholm.

Bey der Bekanntmachung dieser grausamen Verordnung gegen Valvais, bey dem Gerüchte, welches sich bald darauf verbreitete, daß er gefangen sey, und nach der Hauptstadt gebracht würde, ziehet die verzweifelte und untröstliche Adelheid nichts, als ihre Leidenschaft

zu Rathe, fliegt nach Hofe, und stürzt sich zu den Füßen Gustavs, um Gnade für ihren Liebhaber zu bitten. Der Schmerz und die Verwirrung seiner Seele verhinderte sie anfangs zu reden, als sie endlich ihre Kräfte versammlet hatte, schrie sie: O mein König! Valvais ist verloren. Sie strafen diejenigen mit dem Tode, die das Leben für Sie aufopfern. Was bleibt also für die Verräther übrig? Gustav äußerst gerührt, verbirgt die Verwirrung seiner Seele, so viel ihm möglich ist, und antwortet: er raubt mir Adelheid, er ist ein Verräther. Er gebe mir euer Herz zurück, und ich schenke ihm meine Krone dafür. — Ach Sire, versetzte sie, er hätte Ihnen dieses unglückliche Herz mit seinem Leben, mit allen Reichen der Welt gegeben. Ich allein bin strafbar. Ich liebte ihn wegen seiner selbst, er hat mit mir nichts als von seinem Herrn geredet, er hat mir bey seiner Abreise geschworen, daß er kein Glück um den Preiß seiner Untreue gegen Gustaven erkaufen würde.

In diesem Augenblick kommt Christiern mit seinem Gefangenen an. Er zeiget sich mit dieser Zuversicht, die der falsche Begriff von einem geleisteten wichtigen Dienst verschaffet. Er macht dem Könige eine tiefe Verbeugung, richtet sich auf, und sagt: Hier sehen Sie Sire, einen Unterthanen vor sich, der keine andere

Pflicht

Pflicht kennt, als seinem Fürsten alle Proben von Treu und Gehorsam zu geben. Valvais und Ich sind von Kindheit an mit einander verbunden; ich habe ihm alles zu verdanken, was ich besitze; aber meinem Könige, in dessen Ungnade er verfallen, bin ich seine Person selbst schuldig. Kaum hab ich den Befehl Ew. Majestät erhalten, ihn gefangen zu nehmen, so hab ich nur meinem Diensteifer Gehör gegeben. Ich überliefere den Strafbaren ihrer Rache.

Der betroffene Gustav sieht Christiern mit einem Auge voll Zorn und Abscheu an. Als er sich von seinem Erstaunen erholet hatte, versetzte er: Wer hat dir gesagt, daß die Verachtung der geheiligten Pflichten und Banden der Erkenntlichkeit und Gastfreyheit dich bey Gustaven empfehlen würden? Wer die, der Menschheit so werthen Empfindungen mit Füssen tritt, ist zugleich ein Verräther an seinem Könige, an der Natur und an seinem Gott. Man versperre diesen Elenden in die tiefsten Bergwerke, und er sey auf immer der Blicke der Menschen und des Tagelichts beraubt. Sein hassenswürdiges Geschlecht sey ewig aus meinem Reiche verbannt, aus Furcht, daß es dem Vater ähnliche Ungeheuer erzeugen möchte.

Hierauf befahl Gustav dem Valvais die Ketten abzunehmen, und ihn vor den Thron zu

führen. Dieser erscheint ohne Zuversicht und ohne Niederträchtigkeit. Sein bescheidenes Betragen verkündigte die Schmerzen, aber keine Furcht. Kommt, sagt der Monarch zu ihm, kommt, eurem grausamen Freund alles das Schändliche aller seiner Aufführung vorzuwerfen. — Welch ein unschätzbarer Befehl, rief Valvais, indem er sich dem Könige zu Füßen warf; er verschaft mir das Glück noch einmal, den liebenswürdigsten aller Fürsten zu sehen. Er wird Adelheid gewahr, und ändert die Farbe. Ich segne den Himmel, Sie hier zu sehen, sagte er zu ihr, ungezweifelt hat die Vernunft bey Ihnen über die Irrthümer einer verblendeten Einbildungskraft gesieget; und Sie haben endlich dem vollkommensten Fürsten ihr Herz geschenket, dem wir unser ganzes Daseyn zu danken haben. Indessen sind Sie nicht auf dem Throne an der Seite Gustavs!

Der König steigt von diesem Thron herab, fliegt in die Arme des Valvais, und ruft voll Freuden aus: Was habe ich für eine Freude Dich wieder zu sehen! Du beruhigest mein wegen Deiner Abwesenheit trostloses Herz wieder. Adelheid und Dein Schreiben haben mich von allem unterrichtet, was vorgegangen ist. Ich bewundere die Größe Deiner Seele, die allen Menschen zum Muster dienen sollte; Deine Tugend hat dich über diese Verführung hin-

hinausgesetzet; Deine Freundschaft hat Dich bewogen, meinen Vortheilen alles aufzuopfern; ich weiß es, ich werde mich zwingen, ein so schönes Beyspiel nachzuahmen, meine Leidenschaft zu überwinden. Ich überlasse der Freundschaft ein Gut, das ich höher als meine Königliche Würde schätze. Adelheid! schöne Adelheid! ich erhebe mich über mich selbst, indem ich dem Valvais gleiche. Seyd Freunde, seyd Verlobte. Ich bin es zufrieden. Ich will es.

Nach einem langen Schweigen antworten beyde Liebende zu den Füßen des Königs nur mit Thränen, und entzückungsvoller Bewunderung. Der König hebt sie auf. Adelheid sieht wechselsweise den König, und ihren Geliebten an. Gustav will, daß die Verbindung, die er wünscht, bald und mit der gehörigen Pracht vollzogen werde. Er überhäuft Valvais mit Gunstbezeugungen, die ihm den Rang der Adelheid näher brachten. Der glückliche Liebling wagt es ein Bedingniß zu den Wohlthaten seines Fürsten zu setzen: es war die Freyheit des meineydigen Christiern, und die Verschonung seiner Familie. Der König bewundert alles, geht alles ein. Nach einigen Tagen erhielt Valvais mitten unter den Zurufungen des Hofes die Hand der Adelheid. Aber dieses tugendhafte Herz ließ

sich von seinem Glücke nicht so sehr berauschen, daß er auf Christiern seinen dienstlosen Freund vergessen hätte. Er stund ihm so lange bey, bis er einen andern Posten für ihn erhalten hatte. Gustav verheyrathete sich bald darauf. Adelheid erhielt bey der neuen Königin eine ihrer Geburt gemäße Bedienung. Die Königin beehrte sie mit ihrer Freundschaft, wie der König ihren Gemahl mit der seinigen beehrte; alle Augenblicke, die diese Erlauchten Personen ihrer Größe und den Geschäften entziehen konnten, waren beständig dem Vergnügen geweihet, mit Valvais und Adelheid der Anmuth des Vertrauens, und der Freundschaft zu genießen.

Vampiren.

Nach der Verleumdung theilt sich nichts so leicht mit, als der Aberglaube, die Schwärmerey, die Hexerey, und die Mährchen von Gespenstern — — Zum Glück ist Europa nur durch fünf bis sechs Jahre von Vampiren geplagt worden; wie in unserm achtzehnten Jahrhunderte hat es also Blutsauger gegeben! man hat zu den Zeiten des Locks, Shaftesburi, Tronchard, Collin, Dalembert, Diderot, St. Lambert, Duclos, ꝛc. an die Vampire geglaubt.

Diese

Diese Blutsauger waren Todte, welche bey Nacht aus denen Kirchhöfen giengen, um den Lebendigen das Blut beym Halse oder Bauch auszusaugen, worauf sie wieder in ihre Gräber zurück kehrten. Die ausgesaugten wurden mager, blaß, zehrten ab, und die Todtensauger wurden fett, hatten eine frische Farbe, und sahen recht appetitlich aus. In Pohlen, Ungarn, Schlesien, Mähren, Oestreich und Lothringen ließen sich die Todten so wohl geschehen. Weder in London, und auch nicht einmal in Paris hörte man davon. Ich gestehe zwar, daß es in diesen beyden Städten Mäckler, Pächter und Einnehmer gegeben hat, welche bey hellem Tage das Blut des Volks aussaugten, aber sie waren nicht todt, ob sie gleich in Fäulung giengen. Diese Blutsauger wohnten nicht auf Kirchhöfen, sondern in schönen Pallästen. Wer sollte es glauben, daß die Mode der Blutsauger aus Griechenland zu uns kam? nicht aus dem Griechenland Alexanders, Aristoteles, Platons, Epikurs, Demosthenes, sondern aus dem schismatischen Griechenland.

Seit langer Zeit bildeten sich die griechischen Christen ein, daß die Körper der lateinischen in Griechenland begrabenen Christen nicht faulten, weil sie im Bann sind. Wir glauben grade das Gegentheil. Wir glauben, daß

die Körper, die nicht faulen, das Siegel der ewigen Seligkeit an sich tragen.

Die Griechen sind überzeugt, daß diese Todten Zauberer sind, man nennt sie Brucolacas. Diese griechischen Todten gehen in die Häuser, das Blut der kleinen Kinder auszusaugen, die Speisen der Väter und Mütter zu essen, ihren Wein zu trinken, und ihr Hausgeräthe zu zerbrechen. Man kann sie nicht besser zurechte bringen, als wenn man sie verbrennt, sobald man ihrer habhaft werden kann, nur muß man die Vorsicht dabey gebrauchen, sie nicht eher zu verbrennen, als man ihnen das Herz aus dem Leibe gerissen hat, welches man besonders verbrennt. Der berühmte Tournefort, der von Ludwig dem XIV. in die Levante geschickt wurde, war ein Zeuge von allen diesen Streichen, die man einem Brucolacas zuschriebe, und von dieser Ceremonie.

Vandille.

Unter allen Leidenschaften kann der Geitz am wenigsten vertheidigt werden, da sich der Geizige aller Vergnügen, ausgenommen des Aufhäufens beraubet; der Verschwender, der Spieler, der Ehrsüchtige, haben doch was,

wo-

womit sie ihren unordentlichen Neiguugen einigermaßen eine Farbe geben können, aber der Geizige thut seiner Leidenschaft auf Kosten aller Bequemlichkeit, ja selbst Nothwendigkeit seines Lebens ein Gnügen. Er wird ganz richtig mit der Elster verglichen, die das Gold versteckte, ohne es doch brauchen zu können.

Herr Vandille war der merkwürdigste Mann in Paris, sowohl wegen seiner Reichthümer, als wegen seines erstaunlichen Geizes. Er wohnte auf dem obersten Stockwerke, um Getümmel und Besuche zu vermeiden, und hielt sich nur ein altes Weib, die ihm auspassen mußte, der er wöchentlich sieben Sous (oder täglich drey Pfennige) gab. Seine gewöhnliche Speise war Brod und Milch; und zur Erquickung alle Sonntage ein Glas elender Landwein. Auch gab er alle Sonntage denen Armen zwey Pfennige, (welches des Jahrs acht Groschen und acht Pfennige) ausmachte. Dieser kluge Haushalter war in Boulogne eine obrigkeitliche Person oder Hofbedienter gewesen, und aus dieser Dunkelheit nach Paris befördert worden, weil er in dem Rufe eines unermeßlichen Reichthums stand, den er aber auf öffentliche Gründe unter ganz ungezweifelter Sicherheit legte, da er es nicht wagte, einzelnen Personen sein Leben und Seele anzuvertrauen. So lange er in Boulogne die Bedie-

nung hatte, lebte er davon, daß er es über sich nahm, der oberste Milchkoster auf dem Markte zu seyn, und da er von einem zum andern gieng, so füllte er sich auf diese Weise seinen Bauch, und spühlte sich das Brod hinunter, ohne daß es ihm was kostete, wobey er doch ohne Zweifel keine andere Absicht hatte, als daß er dem gemeinen Wesen einen Dienst leistete, wenn er die Güte der Milch bestimmte. Als er den Ruf nach Paris bekam, und wußte, daß das Fuhrwerk Geld kostete, so entschloß er sich zu Fuße dahin zu gehen, und damit er unterwegens nicht bestohlen würde, so nahm er weder mehr noch weniger mit sich, als die beträchtliche Summe von ungefähr zwey guten Groschen, die ihn hundert und dreyßig französische Meilen bringen sollten, und damit er seinen Operationsplan desto leichter ausführen könnte, so ging er als ein armer Pilgrim oder Bettler, und hat auf dem Wege von frommen und mitleidigen Leuten, die ihn nicht kannten, noch vermuthlich etliche Pfennige gesammlet.

Der große Werth, den ein Geiziger auf einen Pfennig setzt, macht, daß wir uns desto weniger darüber wundern, daß er einen Dukaten so unendlich hochschätzt, wovon Jenes die Grundlage ist, indem die Summe davon nach und nach zu Groschen, Gulden, Thaler, Tausen-

senden und Zehntausenden heranwächst, daher dieser gültige Kenner auch sagte: bewahre die Pfennige, so werden die Groschen und Gulden sich wohl selbst bewahren; diese Saamen des Reichthums können als die Secunden der Zeit angesehen werden, aus denen hernach Tage, Jahre und Jahrhunderte werden; ja die Ewigkeit selbst.

Im Jahr 1735 war er ganz erstaunend reich geworden, denn man schätzte ihn damals auf sechzehn bis siebzehn Millionen Livres, die er sich alle selbst erworben, da er in seinem sechzehnten Jahr mit einem halben Gulden angefangen, und bis jetzt in seinem zwey und siebenzigsten gesammlet hatte. Als er in diesem Jahre an einem Tage im Sommer einen Förster mit Holz vorbeyfahren sah, kaufte er von ihm, aber zu dem allerniedrigsten Preise, der nur zu bekommen war, etwas Holz gegen den Winter, stahl aber dem armen Mann noch manche Bündel neben zu weg, mit denen er sich heimlich oben in sein Loch schlich, und sich dadurch in dieser heißen Jahrszeit so erhitzte, daß er in ein Fieber fiel. Er schickte jetzt zum erstenmal zu einem Wundarzt, der ihm sollte Blut lassen, allein auch bald wieder entlassen wurde, da er für die Operation einen halben Livre forderte. Es ward ein Apotheker gerufen, der verlangte noch mehr; er schickte also nach einem armen Barbiergesellen, der

sich

sich anheischig machte, ihm die Ader jedesmal um acht Pfennige zu öfnen; aber, sagte der vortrefliche Oekonomist, Freund! wie oft werde ich lassen müssen? dreymal, war die Ant. wort. Und wie viel Blut will er jedesmal lassen? fragt Vandille: und der Barbier antwortete, jedesmal acht Unzen, das wären zwey Groschen. — Das ist zu viel, das ist zu viel, sagte der alte Geizhals, ich habe meinen Kopf darauf gesetzt, daß ich noch wohlfeiler davon kommen will. Nehm er alles Blut, was er auf dreymal lassen will, mit einemmal weg, das wird mir sechzehn Pfennige ersparen! weil er durchaus darauf bestand, so verlohr er auf einmal vier und zwanzig Unzen Blut, und starb ein Paar Tage darauf. Sein Gut fiel alles dem Könige anheim, den er zu seinem einzigen Erben eingesetzt hatte. Seine Krankheit zog er sich also durch den Diebstahl zu, und seinen Tod durch eine Sparsamkeit, die wohl nicht leicht ihres Gleichen hat.

Vanini.

Julius Cäsar Vanini war ein Neapolitaner, und wurde im Jahr 1619 am 9ten Hornung zu Toulouse, als ein des Atheismus Verdächtiger, verbrannt.

Wie

Wie man aber diesen Mann für einen Gotteslängner habe halten können, da er selbst versichert, die Absicht seiner Reisen durch Teutschland, Holland ꝛc. sey gewesen, diese Klasse von Menschen aufzusuchen, und zu widerlegen, ist schwer zu begreifen. —

Als er vor seine Richter trat, und diese ihn der Atheisterey beschuldigten, hub er einen auf der Erde liegenden Strohhalm auf, und sprach: „Wenn ich sonst nichts um mich sähe, so würde schon dieser Halm mich von einem Gott und seiner Vorsehung überzeugen.“ —

Sein Unglück war, daß er die Naturwissenschaft studirte *), und darinnen weiter sahe, als seine Zeitgenossen. Daher konnte z. E. eine Kröte, die man bey ihm fand, und die ihm vermuthlich zu Experimenten diente, nichts anders seyn, als der Teufel. — In-

dessen

*) In der Vorrede zu seinem Amphitheater der ewigen Vorsehung, Lyon 1615: Vobis igitur, non vt popularis auræ rumusculos quosdam & vanæ gloriæ choragia aucupemur, sed ut *christianam Religionem a sceleratissimorum hominum, ne dicam belluarum incursionibus* propugnemus post crebras diuturnasque decertationes cum hæreticis habitas. *Atheorum* modo *conatus retundere, reprimere impudentiam*, libidinem frenare, in votis est.

dessen ganz konnte er sich von den Vorurtheilen seiner Zeit nicht loswinden, denn er hielt noch sehr viel auf die Astrologie. „Zu Strasburg, spricht er *), sah ich Luthers Bildniß, und würde Kardanus es auch gesehen haben, so würde er aus dem Merkur, der im sechsten Hause ist, gleich bemerkt haben, daß Luther ein Apostate werden mußte, so wie er sich aus der Venus hätte erklären können, warum er bey den Seinigen so beliebt war.“

So sehr er es übrigens fühlte, daß er den Tod nicht verdient hatte, so starb er doch standhaft, und erweckte dadurch das Mitleiden der Nachwelt noch mehr! — —

Vasik Billah.

Als dieser Kalif der Muselmänner die Regierung antrat, kam sein Lehrer Amru, ihm zu seiner neuen Würde Glück zu wünschen. — Kaum ward er seiner gewahr, als er vom Throne herabstieg, und ihm einige Schritte entgegen gieng. Seine Veziere stellten ihm vor,

*) In eben der Vorrede zu seinem Amphitheater der Vorsehung, S. 67.

vor, daß er durch solches Betragen die Majestät des Kalifats erniedrige, und daß der Fürst aller Gläubigen von der ganzen Welt Ehrerbietung annehmen müsse, ohne sie Einem Menschen zu erzeigen. Er antwortete aber: „Kann ich dem zu viele Achtung beweisen, der meine Zunge gelöset, und sie den Namen Gottes aussprechen gelehrt hat?“

Veile. Pont de,

Dieser Graf hatte sich durch drey Lustspiele, nemlich: den Gefälligen, den Nachtwanderer und den bestraften Gecken, und viele artige Verse und Gesellschaftsgesänge, die man jetzt noch mit Vergnügen lieset, der Welt bekannt gemacht. Man versichert zugleich, daß er in verschiedenen Romanen, die unter dem Namen der verstorbenen Frau von Tencin, seiner Tante, einer sowohl wegen ihrer Schönheit, als Geist und Kenntnisse berühmten Frau, an das Licht getreten sind, sich bekannt gemacht. Man erzählt hier, dieser Gelehrte habe das Unglück gehabt, in seiner Kindheit unter die Hände eines Pedanten zu gerathen, der ihm durch seine Unterrichtungsart mehr Ekel vor den Wissenschaften als Lust dazu eingeflösset hatte, dieser so frühzeitige Ekel dauerte sein

gan-

ganzes Leben über; aber sein natürlicher Geist, seine Munterkeit, sein fröhliches Wesen, seine Lebhaftigkeit, seine feinen Einfälle ersetzten alles; zuerst zeigte er sie gegen seinen Lehrmeister, dessen Lehrart Stoff zu seinen ersten Versuchen gab.

Man erzählt von ihm eine sehr lächerliche Anekdote, die sich zu einer Zeit mit ihm zutrug, als er eben in der Welt auftrat: Seine Aeltern bestimmten ihm eine bürgerliche Bedienung, sie hatten ihm eine Parlamentsrathsstelle gekauft; er mußte sich also wider seinen Willen so schweren und häcklichen Geschäften widmen, dazu ihm vieles mangelte, was er noch vorher hätte lernen sollen. Allein öffentlich durfte er nicht widerstehn; indessen that er heimlich alles mögliche, um seine Aufnahme zu hintertreiben; seine fruchtbare Einbildungskraft bot ihm eine Menge Mittel dar; endlich fand er keins mehr, und mußte also nachgeben; er gieng zu dem Generalprokurator, dessen günstige Entscheidung er für sich verlangen sollte. Der Generalprokurator hatte eben sehr dringende Geschäfte, als dieser zu ihm kam; er wartete also ganz geduldig in einem Nebenzimmer, wo er allein war, und sehr bald lange Weile hatte; um sie zu vertreiben, erinnerte er sich des chinesischen Tanzes bey der Opera d'Isse, die damals aufgeführt wurde, und die er den

Abend vorher gesehen hatte, er trillerte die Arie, und versuchte die Schritte mit eben der grotesken Pantomime zu machen, die sich zu diesem Tanze schickte. Da er aber eben am eifrigsten in seinem Tanze begriffen war, öffnete sich die Thüre des Kabinets, und das erste, was der Generalprokurator sah, war der tanzende Pont de Veile; dieser Auftritt hatte nicht wenig komisches; aber der Generalprokurator, der selbst ein guter Gesellschafter war, begnügte sich über den Tanz des Candidaten zu lachen, und ihre Unterhaltung statt ernsthaft zu seyn, war sehr munter; allein dieser Umstand lehrte seine Aeltern, daß er sich dazu nicht schicke, und sie kauften ihm ein anderes Amt. Die meiste Zeit seines Lebens war er ein sehr liebenswürdiger Mann, den man überall suchte; auch noch in den letzten Jahren seines Lebens verließ er die Gesellschaft nicht, die ihn noch immer ungeachtet einiger Krankheiten, welche seinen Umgang minder angenehm hatten machen sollen, mit Vergnügen sah, er wurde taub. Er behielt seine Freunde, bis an das Ende seines Lebens.

Von folgender Anekdote kann man nur in Frankreich ein Beyspiel sehen, wo man die Empfindsamkeit mit dem äußersten Leichtsinne vereint findet: Eine liebenswürdige Dame, und Freundin des Pont de Veile verlies ihn

nicht während seiner ganzen Krankheit; sie trug die äußerste Sorge für ihn. Am Morgen des nämlichen Tages, als er starb, ließ sie eine andere Dame auf den Abend zum Soupee einladen, und ihr zugleich zu wissen machen, daß man diesen Abend bey ihr eine neue Opera wiederholen würde. Diese antwortete, daß sie ihren Freund nicht verlassen könnte, der seit gestern Abend schon in letzten Zügen läge; indessen, setzte sie hinzu, würde sie trachten, den Tag über einen Augenblick zu gewinnen, um der Dame aufzuwarten, und sich für die Einladung bedanken zu können. Um acht Uhr Abends, als Pont de Veile eben gestorben war, kam sie in die Gesellschaft. Die Musik hatte schon angefangen. Bey ihrem Eintritt hörte die Musik auf, die Frau vom Hause lief ihr entgegen, alles versammlete sich um sie her: Nun, Madame, sagte man, wie befindet sich ihr Freund? — Ach! antwortete sie seufzend und mit thränenden Augen, Sie können sich wohl vorstellen, daß ich, wenn er nicht gestorben wäre, nicht da seyn würde.

Venedig, Venezianer.

Der Einwohner der Stadt Venedig, (sagt einer unserer neuesten Reisebeschreiber) wähnt in

in einem Freystaate zu leben, und spricht mit Abscheu vom Despotismus monarchischer Staaten; indessen wird er selbst mit einem eisernen Zepter regiert, den er noch vielmehr fühlen würde, wenn nicht die Regierung Sorge trüge, ihn durch Lustbarkeiten zu zerstreuen, die, ob gleich sie dem Staate durch den Zufluß der Reisenden große Vortheile gewähren, dennoch vorzüglich die Beschäftigung des Volks zum Gegenstande haben. Ohne diese so nöthige Zerstreuung würde der Venezianer, ungeachtet seiner aufgeweckten Gemüthsart, ernsthaft wie der Engländer seyn. Er ist zurückhaltend, so bald von einer andern Materie als von diesen Vergnügungen die Rede ist. Die Furcht vor der Staatsinquisition und ihren Spionen hält seine Zunge in Fesseln. Dieses fürchterliche Tribunal, das ohne Untersuchung verdammt, ist indessen zur Erhaltung der aristokratischen Macht unentbehrlich, und schützt zugleich den Bürger, gegen die zu großen Gewaltthätigkeiten der Edlen. Gegen Fremde aber hat die Strenge dieses Gerichts gegenwärtig sehr nachgelassen, man begnügt sich, ihre Indiscretion mit Landesverweisung zu bestrafen. Sie werden des Nachts arretirt, und ohne weiteres Verhör von Sbirren über die Gränze gebracht. Bey dem großen Verfall des venezianischen Handels sind die Besuche der Fremden der größte Nahrungszweig der

Nation; es waren daher mildernde Maximen sehr nöthig, um sie nicht von einem Lande entfernt zu halten, welches sie schlechterdings nicht entbehren kann.

Im Jahre 1774 wurden vom Senat alle Hazardspiele verboten. Der Ruin vieler edlen Familien, die durch diese Sucht in die äusserste Armuth gestürzt worden, machte dieses Verboth nothwendig. Da indessen in dem darauf folgenden Carneval Venedig wenig besucht ward, so wurde man so sehr dadurch beunruhiget, daß die Wiederrufung des Spielgesetzes im großen Rath in Vorschlag gebracht wurde, und nur durch eine Mehrheit von zwey Stimmen ward das Gesetz bestätigt. Der Kaiser kam im folgenden Jahr 1775 nach Venedig, um die berühmte Messe zu sehen. Da dies nun eine erstaunliche Menge von Fremden wieder dahin zog, und man die Lustbarkeiten vermehrte, überdem auch das Spiel in allen Provinzen Italiens verboten ward; trat dieses berühmte Carneval wieder in seine alten Rechte, von Fremden vorzüglich besucht zu werden.

So sehr es indessen Menschen aus allen Ländern hinlockt, und so sehr es auch gerühmt, citirt und besungen ist, so hat doch noch kein Reisender es kaltblütig analysirt, um denjenigen, die es nicht gesehen haben, das Charakteristi-

ristische desselben begreiflich zu machen. Eine Beschreibung obenhin, wie man sie gewöhnlich liest, oder eine Lobrede in allgemeinen Ausdrükken, ist hierzu nicht hinreichend. Mit Gefahr also — da es um Wahrheit zu thun ist — für einen schwermüthigen Beobachter gehalten zu werden, will ich hier keine langweilige Erzählung, sondern das Auszeichnende dieses berühmten Carnevals anzeigen, und es sinnlich darzustellen suchen.

Die Lustbarkeiten sind: 1) Schauspiele, 2) Redouten, 3) die Vergnügungen des Markusplatzes, wozu denn noch bey Besuchen großer Fürsten zuweilen eine Regate oder Wettrennen in Böten kommt.

Die Schauspiele, die man hier in sieben Theatern siehet, bestehen in ernsthaften und komischen Opern, in Balletten, Komödien, Farcen und Marionettenspielen. Die drey ersten Gattungen kommen in keine Betrachtung für jemand, der solche große Schauspiele an großen deutschen Höfen, in London, Paris, ja selbst in Neapel, Rom, Turin und Florenz gesehen hat. Eine Anzahl Sänger, Tänzer und Tonkünstler treten zusammen, und borgen von Juden und Christen zu zwanzig, dreyßig und mehr Prozent Zinsen, das von der Regierung zum Depot festgesetzte Geld. Dieses dient zur Entschädigung für die andern von

ihnen gedungenen Schauspieler, wenn es übel gehet. Ein Fall, der sich nicht selten ereignet, denn da man nicht einen einzigen Sänger mehr hat, als nöthig ist, die Rollen zu besetzen, so kann die geringste Heiserkeit der Stimme eines Hauptsängers, oder ein anderer geringer Zufall die Societät ruiniren, und alle ihre Hoffnungen vereiteln. Bey Höfen geschehen in solchen Fällen Abänderungen, man weiß sich zu helfen; allein hier ist dieses nicht möglich. Da der Theater so viele sind, so bleibt dieses unglückliche verlassen, und wenn auch das Uebel durch die Wiederherstellung des Sängers, oder auf andere Art gehoben wird, so ist doch der Kredit eines solchen Schauspielhauses für dieses Carneval größtentheils verloren. Bey so bewandten Umständen kann man sich leicht vorstellen, wie sparsam alles eingerichtet ist; wodurch es denn fast unmöglich wird, ein einigermaßen kompletes Schauspiel, wie man an oben erwähnten Höfen gewöhnlich siehet, darzustellen. Bisweilen sind die musikalischen Rollen sehr gut besetzt, allein die Kleider sind elend, und die Auszierungen des Theaters erbärmlich. Wird ein Maler ein Mitglied der Societät, so wird dieser Theil des Schauspiels hervorstechend, und die Dekorationen sind prächtig; allein die Sänger können nicht singen, und ihre Tänzer nur springen. Wenn man hiezu noch gewisse Unanständigkeiten rechnet,

die

die nirgends als in den hiesigen Theatern im Gebrauch sind, und die unbequeme Zeit des Schauspieles betrachtet, das erst nach zehn Uhr Abends anfängt, so muß man gestehn, daß diese Theatervergnügungen nicht sehr beneidenswürdig sind. Dieses gilt doppelt von den komischen Singspielen, wo nur der Vorsaß die Zeit zu tödten, oder die Unmöglichkeit sich auf eine andere Art zu zerstreuen, jemand hinführen kann.

Die übrigen dieser Lustbarkeiten verdienen kaum Erwähnung. Gegen eine sogenannte Comedia di Carattere werden zehn Farcen gegeben, wo die unsinnigsten Zoten von Signor Pantalone, Arlechino, Tartaglia u. s. w. extemporirt werden. Die Schauspieler dieser Rollen werden gut bezahlt, dahingegen die andern nur blos das Nothdürftige erhalten; daher kömmt es, daß die beste Truppe in Italien, welches jetzt die Sächsische ist, nicht mit der schlechtesten von den stehenden Theatergesellschaften in Teutschland verglichen werden kann. Die heftige Leidenschaft, nicht allein der Venetianer, sondern aller Italiäner, für diese Possenspiele ist unglaublich. Bey ernsthaften Stücken ist das Haus leer; sobald aber diese Lieblingsspiele aufgetischt werden, sind Logen und Parterre angefüllt; es herrscht die äusserste Stille, und alles ist Ohr. Dieses er-

streckt sich auch auf die Marionettentheater, die nicht blos etwa für den Pöbel sind, denn selbst Damen vom ersten Range stellen sich ein.

Die Redouten haben seit Abschaffung der Hazardspiele nichts vorzügliches. In Neapel, Rom, Wien und London sind sie weit glänzender. Die Menge der Fremden kömmt hier in keine Betrachtung; sie vermehren zwar den Zulauf, aber nicht die Pracht solcher Ergötzlichkeiten, die nur von einem reichen und zahlreichen Adel zu erwarten ist.

Die Vergnügungen des Markusplatzes bestehen theils in den allgemeinen Maskeraden, theils in den Uebungen der Taschenspieler, Gaukler und Ringer. Man muß gestehn, daß diese Leute in ihren Künsten sehr geschickt sind. Unter andern excelliren sie vorzüglich in der halsbrechenden Kunst, eine Pyramide von Menschen zu machen. Sie steigen sechs auch sieben Mann hoch auf einander. Die Basis besteht aus sechzehn und mehrern Leuten, und so geht es nach einer regelmäßigen Vertheilung der Last verhältnißmäßig nach oben zu, wo denn endlich ein auf dem Kopf stehender Knabe die Spitze der Pyramide formirt. Diese Gauklerübung, die man außer Venedig gar nicht siehet, war nach dem Claudian schon den alten Römern bekannt, und zwar

machte

machte man es damals genau auf eben diese Weise.

Die sonderbare Lage von Venedig zwingt jedermann, der sich eine Leibesbewegung machen will, seine Zuflucht zum Markusplatz zu nehmen; er müßte denn Lust haben, sich in den äußerst engen und stinkenden Gassen herumstoßen zu lassen. Da dieses also das allgemeine Rendezvous zu allen Zeiten des Tages ist, und die Vornehmsten sowohl als der niedrigste Pöbel sich dieses Spazierganges bedienen müssen, so ist die natürliche Folge, daß dieser in der That prächtige Platz, den Fremden in kurzer Zeit als der ennuyanteste Fleck des Erdbodens vorkommen muß. Die ungeheure Anzahl Menschen, die in der Carnevalszeit in diesem kleinen Bezirke beständig versammlet sind, verursacht ein solches Gedränge, daß man oft unfähig gemacht wird, sich umzusehen, viel weniger die Gegenstände genau zu betrachten. Das entsetzliche Gewühl und Getöse der Menge raubt alle Besonnenheit. Glücklich, wenn man noch einen der vor den Kaffeehäusern stehenden Stühle erwischen kann, um Odem zu schöpfen. Wenn man sich nun diese ermüdende Einförmigkeit und die ausnehmende Unbequemlichkeit vorstellt, die das Loos dieses Platzes ist, so muß man gestehn, daß das Vergnügen, welches der Anblick einer zahllosen Menge Masken gewährt, wovon noch ein großer Theil in

venetianischen Dominos, und also Uniform gekleidet ist, nichts sehr anziehendes haben kann. Aus dieser Skizze kann man schließen, wie wenig dieses berühmte Carneval seinem Ruhme entspricht.

Die venetianische Messe, die gewöhnlich am Himmelfahrtstage anfängt, und vierzehn Tage dauert, ist auch eine Art von Carneval; allein mit dem Unterschiede, daß keine Karakter masken, sondern blos venetianische Dominos zu tragen erlaubt sind. Diese Messe würde nicht sehr besuchet werden, besonders da sie in der schönsten Jahrszeit gehalten wird, wo die Landlust am angenehmsten, und Venedig der unangenehmste Aufenthalt von der Welt ist; allein durch eine weise Politik hat man die prachtvolle Vermählung des Doge mit dem adriatischen Meere damit verbunden, die, außer den Fremden von entlegenen Ländern, alle müßige Leute von der Terra ferma dahin zieht, und sollten sie auch nur einige Tage daselbst bleiben.

Im Jahr 1775 war die Anzahl der Angekommenen den Tag vor dem Himmelfahrtstage 42480, ohne die vorhergehenden Tage zu rechnen. Da die Fahrt wegen der Sicherheit bloß bey schönem Wetter geschieht (bey schlechter Witterung wird sie aufgeschoben) so läßt sich in der That kein herrlicherer Anblick denken,

ken, als dieses Schauspiel. Die Kriegsschiffe, aus dem Arsenal gezogen, mit Wimpeln und Flaggen geziert, formiren eine Linie, und begrüßen mit Canonen und Music den Bucentauro, indem er von vielen tausend Gondeln begleitet vorüber fährt, bis sie von denen am Meere liegenden Kastelen mit Kanonen und Musquetenfeuer abgelößt werden. Der Kaiser sah im vorbemeldten Jahre dieser Feyerlichkeit in einer schlechten Gondel zu.

Die Gelegenheit zu dieser Meervermählung war diese. Papst Alexander III. als er in Rom vom Kaiser Friedrich dem Rothbart belagert ward, begab sich 1176 nach Venedig in Gestalt eines armen Geistlichen, und diente in dem Kloster der regulirten Chorherrn des heil. Augustin (S. Maria della charita genannt) als Kaplan; wurde aber allda erkannt (vermuthlich wird er das Seinige dazu beygetragen haben) und von dem Doge Sebastian Ziani in Begleitung des ganzen Senats mit einem Fußkuß (das versteht sich von selbst) ganz andächtig verehrt. Worauf die Republik eine Gesandschaft an den Kaiser geschickt, mit Androhung eines Krieges, wenn er sich nicht mit dem Papste aussöhnen werde. Der Kaiser wegen dieser Anforderung ganz ergrimmt, drohete der Stadt Venedig den gänzlichen Untergang, wenn sie ihm nicht den Papst

über-

übergeben würde. Die Republik widersetzte sich herzhaft, rüstete am 7ten May 1177 dreyssig Kriegsschiffe unter Anführung des Doge, welchem der Papst den heiligen Segen, und ein geweihetes Schwerdt gegeben, sammt der Erlaubniß, solches an hohen Festtagen (wie die Kaiser pflegen) sich vortragen zu lassen; die venetianische Flotte schiffte gen Capo d'Istria, wo die kaiserliche Flotte von 75 Kriegsschiffen war, welche Otto der Sohn des Kaisers kommandirte. Und obschon der Vater dem Sohn auf das schärfste verboten, die Venetianer auf dem Wasser anzugreifen (maßen er willens war, selbige zu Lande zu bekriegen) wagte er es doch aus jugendlichem Eifer, wurde aber geschlagen und mit 11 Schiffen gefangen nach Venedig geführt. Es geschah dieses im Jahr 1177 am 26sten May, an welchem das Fest der Himmelfahrt Christi begangen ward. Wegen diesem Siege schenkte der Papst der venetianischen Republik das ganze adriatische Meer, und gab dem Doge einen kostbaren Ring sich damit zu vermählen. Ueberdieß verliehe er ihm das Privilegium, daß er sich an großen Festtagen eine weiße Kerze (wie ein Sodal in der Junggesellen-Kongregation) könne vortragen lassen. Otto erbot sich, seinen Vater dahin zu bereden, daß er sich mit dem Papst aussöhne, und unter dieser Bedingniß, welche er mit einem Eide bekräftigen mußte, wurde er

frey

frey gelassen, doch so, daß wenn er die Aussöhnung nicht erwürke, wiederum als Gefangener in Venedig zurückkehren müsse. Der Sohn bewog den Vater, daß er am 23sten Jul. nach Venedig kam, und sich allda mit dem Papste aussöhnte. Bey dieser Gelegenheit, da nämlich die geheiligte Majestät auf der Erden ausgestreckt bey den Füßen des Papstes lag, soll der Papst mit einem Fuß die Schultern des Kaisers betreten, und gesagt haben: Du wirst über Schlängen und Basilisken einhergehen, und den Löwen und Drachen zertreten. Der Kaiser soll geantwortet haben: Er erweise diese Ehre nicht ihm, sondern dem heil. Petrus. Der Papst erwiederte: und mir und dem Petrus; et mihi et Petro. — Der Kaiser und der Doge begleiteten sodann den Papst nach Rom, und da sie durch Ravenna reiseten, trugen die Ravennaten zwey Mäntel entgegen, einen für den Papst, den andern für den Kaiser; der Papst befahl: man solle sogleich noch einen bringen für den Doge. Zu Rom wurde der Papst wie ein triumphirender Kriegsheld auf das herrlichste empfangen. Der Magistrat trug ihm zum Zeichen des Triumphs acht silberne Trompeten, und acht Standarten entgegen, welche der Papst dem Doge geschenkt, auf daß er und seine Nachfolger selbige an hohen Festtagen sich könnten vortragen lassen; gab auch

der

der Kirche zu St. Markus einen vollkommenen Ablaß, und wollte, daß der Doge von Venedig zu ewigen Zeiten in der päpstlichen Kapelle eines mit Gold überzogenen Sessels und Betstuhls, wie die Kaiser hatten, sich bediene, und an hohen Festtagen unter einem Baldachin von Drap d'Or einher gehe.

Eine kleine Anzahl des venetianischen Adels ist reich, die übrigen sind arm, und zum Theil so sehr, daß viele unterm Dache zur Miethe wohnen, ihre Lebensmittel sowohl selbst kaufen als zubereiten, und blos vom Verkauf ihrer Wahlstimme leben, die der Aermste sowohl als der Reichste im Senat geben kann, und welche das vornehmste Prärogativ seines Adels ist. Indessen ist selbst bey den Armen der Hochmuth und die Insolenz außerordentlich. Das Vorrecht, nicht körperlich angetastet zu werden, veranlaßt ihn bisweilen, sich Beleidigungen zu erlauben, die in keinem Lande von Europa ungeahndet bleiben würden. Ein französischer Edelmann stieß im Gedränge des Marcusplatzes einen venetianischen Edlen ein wenig an, der ihn darauf beym Arme nahm und frug: welches Thier er für das plumpste hielte? Der Franzos, bestürzt über dieses Betragen, antwortete: er glaubte, daß es der Elephant wäre. „Nun, Herr Elephant," erwiederte der Edle, lernen Sie behutsamer gehen,

wenn

wenn Sie einem venetianischen Nobile begegnen.“ Wer bey solchen Gelegenheiten sich als den Beleidigten zeigen wollte, würde sich üble Folgen über den Hals ziehen. Die ältesten Familien der Terra ferma, worunter manche alte reichsgräfliche Geschlechter gehören, werden mit gleichem Hochmuthe von diesen Noblen behandelt, die sich, ob gleich in der größten Dürftigkeit dennoch den Fürsten gleich schätzen. Sie verlangen von Jedermann den Titel Excellenz, mit dem sie hingegen äußerst sparsam sind. Denn wenn sie gleich keinen ganzen Rock anhaben, und Bettlern gleich sehen, so betrachten sie sich doch als eine ganz besondere Menschenklasse, die nicht allein ihren Unterthanen, sondern allen Nationen Ehrfurcht einflößen muß. Diese abgeschmackte Eitelkeit, die, wenn sie so wie hier mit Unmacht gepaaret ist, ins komische fällt, verursacht, daß die venetianischen Gesandten an den mehresten Höfen ihren Einzug mit großem Pomp halten. So sehr sie auch ihre Schwäche kennen, so schämen sie sich doch nicht, durch diese Farce in den Augen des Pöbels einen Vorzug vor den Gesandten der größten Mächte zu behaupten; und zwar unter dem Vorwande, daß sie als Nobili und Senatoren selbst zur gesetzgebenden Macht gehörten, und also die Republik vollkommen vorstellten. Ist denn ein englischer Gesandter an fremden

Höfen, der Parlamentsglied ist, nicht auch ein Theil der gesetzgebenden Macht? Und wie groß ist der Unterschied zwischen beyden in ihren Verhältnissen und Würkungskreisen, ja selbst in der Freyheit zu reden und zu handeln! da der aristokratische Tyrann gegen den englischen Senator ein wahrer Sklave ist, dessen Freyheit, Ehre und Leben sich in den Händen von drey Personen befindet, die unter dem Namen der Staatsinquisitoren, weniger nach den Gesetzen als nach ihrer Willkühr unumschränkt handeln, und nie zur Rechenschaft gezogen werden können. Ich muß indessen gestehen, daß sie sich dieser Gewalt selten bedienen, allein dennoch geschieht es, und zwar authorisirt durch die Grundgesetze der Republik.

Es ist bereits oben gesagt worden, daß dieses Tribunal die Bürger gegen die zu großen Gewaltthätigkeiten der Edlen schützt. In der That ist ein solcher Schutz auch höchst nothwendig. Die armen Nobili würden sich sonst Raub und Mord erlauben. Ich war selbst ein Augenzeuge ihrer despotischen Handlungsart bey einem sonderbaren aber hier gewöhnlichen Vorfall, der so gewaltig auf mich würkte, daß ich mich nicht in Venedig, sondern in Marokko zu befinden glaubte. Ein Edler trat in den Laden eines Galanteriehändlers, und frug um den Preis einer Dose. Der Kaufmann,

der

der seinen Mann kannte, forderte zitternd ungefähr den halben Preis. Dieses war aber nicht hinreichend, ihn gegen Schimpfworte zu sichern. Er mußte einen Birbo (Schelm) verschlucken, wobey ihm der Edle etwas Geld auf den Tisch warf, die Dose einsteckte, und davon ging. Der Kaufmann strich das Geld mit Kränkung ein, das nicht den vierten Theil des Werthes betrug, und da ich ihm mein Erstaunen über diesen Auftritt zu erkennen gab, sagte er: „Was können wir thun? Wir müssen zufrieden seyn, wenn sie es nur nicht noch ärger machen. Es muß aufs höchste kommen, ehe wir zum Klagen schreiten, das uns in vieler Rücksicht äußerst nachtheilig ist.“

Die überhandnehmende Armuth des Adels veranlaßte den Senat 1775, das goldene Buch zu eröfnen, worinn die Namen der neuern Edlen geschrieben werden; ein Mittel, das man schon oft gebraucht hat, den Adel mit reichen Mitgliedern zu rekruticen und den Schatz zu vermehren. In dem letzten Türkenkriege war der Preis dieses Adels hundert tausend Zechinen. Viele Kaufleute in Venedig benutzten diese Gelegenheit, und gaben für ihr Diplom diese Summe mit Freuden. Allein diesmal verfuhr man auf eine andere Art, man verlangte blos Candidaten von dem Adel des festen Landes und kein Geld. Die Bedingungen wa-

ren: vier Ahnen, zehntausend venetianische Dukaten Einkünfte und ein beständiger Aufenthalt in der Stadt Venedig. Diese letzte Bedingung, die wegen der Staatsverfassung unumgänglich nöthig ist, verursachte, daß sehr wenige an dieser Gnade Antheil nahmen. Man rechnet gegenwärtig die Anzahl aller Edlen etwas über vierzehn hundert, die im Senat erscheinen können.

Der Verfall des Staats ist bey keiner Nation in Europa so auffallend, wie in diesem Staate; Abnahme der Handlung, der Staatseinkünfte, elende Seemacht, noch elendere Landmacht, und wenig politische Achtung von auswärtigen Mächten. Der Senat wurde vor wenig Jahren auf eine sehr sonderbare Weise an seine Sterblichkeit erinnert; eine Begebenheit, die, obgleich außerordentlich, dennoch in Deutschland gar nicht bekannt geworden, und gewiß als Beytrag zur Geschichte unserer Tage merkwürdig ist.

Noch nie waren diese Despoten innerhalb ihrer Lagunen gedemüthiget worden; es war dem Grafen Alexis Orlow vorbehalten, es in unsern Tagen zu thun. Da er im Jahre 1772 die rußische Flotte im mittelländischen Meere kommandirte, that er eine Reise nach Venedig. Er kaufte daselbst viele Munition, Gewehre und andere Bedürfnisse für die Flotte,

und

und warb heimlich Montenegriner und Albaneser an, um auf derselben zu dienen. Dieses Betragen beunruhigte die Republik, die den Succeß der rußischen Waffen im Archipelago, noch als sehr zweifelhaft ansah, und der Pforte keine Ursach zu klagen geben wollte. Man verlangte daher vom Grafen, daß er ungesäumt Venedig verlassen möchte. Seine Antwort war: er würde abreisen, wenn es ihm gelegen seyn würde. Er befahl indessen seinen Offiziers, deren er mehr als hundert bey sich hatte, sich zu bewaffnen, um im Nothfall Gewalt mit Gewalt zu vertreiben. Der beleidigte Stolz der Regierung, bey einer solchen unerhörten Widersetzung ließ jede Gewaltthätigkeit vermuthen. Die Sache wurde im Senat erwogen; da man aber zu viel Bedenklichkeiten hatte, sich durch Macht Gehorsam zu verschaffen, so schritt man zu gelindern Mitteln. Er ward durch Deputirte im Namen der Republik gebeten, sich mit seinem Gefolge zu entfernen, da man der strengen Neutralität, die man bey diesem Kriege beschlossen, nicht zuwider handeln wollte. Der Graf antwortete: daß eine Vorstellung und Bitte dieser Art auf ihn vielleicht Eindruck gemacht haben würde, wenn nicht ein Befehl vorhergegangen wäre. Er nähme von Niemanden Befehle an, als von seiner Monarchin, und würde abreisen, wenn es ihm gefiele. Hierbey blieb es, und man

fand nicht rathsam, die Sache weiter zu treiben.

In allen großen Städten der Welt ist es ein Hauptgegenstand der Policey, das gemeine Volk im Zaum zu halten; wo Gerichtsdiener nichts ausrichten, braucht man Soldaten. In Venedig aber ist es ein großer Theil des gemeinen Volks selbst, worauf die Regierung im Fall der Noth ihr ganzes Vertrauen setzt. Die wunderbare Lage der Stadt ist hievon die Ursache, denn sie veranlaßt die Nothwendigkeit, eine ungeheure Menge Bootsleute zu brauchen, die unter dem Namen der Gondeliers bekannt sind, und eine besondere Klasse von Menschen ausmachen. Man rechnet 40,000 in Venedig; eine Anzahl, die fast unglaublich ist, da die ganze Volksmenge der Stadt sich nicht über hundert und funfzig tausend Seelen erstreckt.

Man begünstigt diese Gondoliers auf alle Weise, und sieht ihnen ihre Vergehungen nach; ein großer Theil derselben steht im Solde des Adels, und durch alle diese politische Maximen ist man dahin gelangt, daß sie dem Senat äusserst ergeben, und seine stärksten Stützen sind. Ob gleich ein Gondolier Tag und Nacht auf dem Meere fährt, so ist er dennoch unfähig Matrosendienste zu thun. Seine Talente erstrecken sich nur auf seine Gondel: diese geschickt

schickt zu führen, und durch erlaubte und unerlaubte Mittel ein Handlanger verliebter Unternehmungen zu seyn, die ihm gut belohnt werden, weiter gehen seine Wünsche nicht. Diese Leute sind unentbehrlich, wenn man mit Sicherheit verliebten Abentheuern nachgehen will. Ohne ihre Hülfe ist Meuchelmord oft die Folge einer Galanterie. Da sie alle Krümmungen und Winkel der Kanäle und Straßen kennen, so erleichtern sie die Flucht, und decken die Retraite im Nothfall. Viele unterhalten geheime Verständnisse mit den Gouvernanten und Kammermädchen, und verschaffen Strickleiter und falsche Schlüssel.

Es ist höchst merkwürdig, daß von so viel tausend den ganzen Tag auf dem Meere herumschwimmenden Gondeln nie eine verunglückt. Ein Zufall dieser Art ist ohne Beyspiel. Man schreibt dieses der ausnehmenden Geschicklichkeit der Gondoliers, und der ganz eigenen Bauart der Gondeln selbst zu. Ich will nicht bestimmen, in wieferne dieses seinen Grund habe, aber sonderbar ist es doch, daß bey allen an großen Flüssen liegen Handelsstädten, Unglücksfälle dieser Art nicht selten sind, dahingegen man in Venedig, das mitten im Meere liegt, und wo alle Bewohner einen großen Theil ihres Lebens auf Bretern herumschwimmen, davon nichts zu befürchten hat. Die Farben

aller dieser Gondeln ist schwarz. Es ist durch ein besonderes Gesetz verboten, keine von andern Farben zu haben, noch sie sonst auszuschmücken, daher sie alle ganz einförmig sind, und einen traurigen Anblick geben. Den fremden Gesandten steht es allein frey, ihre Gondeln ganz nach eigenem Gefallen auszuzieren; ein Vorrecht, dessen sie sich auch alle bedienen.

Man muß gestehn, daß diese Fahrzeuge, außer der oben angeführten Sicherheit, äußerst bequem sind, und daß es ein Vergnügen ist, darin zu fahren. Ich begreife nicht, warum man auf der Themse und der Seine solche nicht einführt, da man doch in London und Paris unabläßig beschäftigt ist, neue Zweige von Ergötzlichkeiten aufzufinden. Ich theilte einem vornehmen Engländer, der sich mit mir zu Venedig befand, diese Bemerkung mit. Er faßte die Idee auf, und ließ sogleich ein vier Fuß langes Modell einer Gondel verfertigen und nach London einschiffen. Das Schiff aber verunglückte, und das Gondelprojekt ist bis jetzt noch nicht ausgeführet worden. Die Lustfahrzeuge, deren man sich in London, Marseille, Hamburg u. s. w. bedient, sind im Vergleich mit den Gondeln plumpe Kähne, die dennoch Geld genug kosten.

Die

Die Freudenmädchen machen eine andere Klasse des Volks aus, die den besondern Schutz der Regierung genießt. Sie gehören auch zu den Karnevalsvergnügungen, welche ohne sie nicht bestehen könnten. Die meisten dieser Unglücklichen werden von ihren Eltern in ihrer zartesten Kindheit verkauft; diese machen mit Liebhabern oder Jungferschafthändlern einen regelmäßigen Kontrakt, in Gegenwart eines Notars, welcher vor allen Tribunälen gültig ist, sie als Jungfern in einer festgesetzten Zeit gegen Bezahlung einer bestimmten Summe zu liefern. Der Preis ist mehrentheils von hundert zu zweyhundert Zechinen. In diesem Kontrakte wird gewöhnlicher Weise die Armuth der Eltern erwähnt, und der Bewegungsgrund angeführt, daß man dem Mädchen dadurch eine Aussteuer verschaffen wolle, um sich hernach ehrlich verheyrathen zu können; allein dieses ist ein bloßer Vorwand, denn die Eltern behalten das Geld, und die Töchter bleiben im Bordel.

Diese Nymphen beobachten sehr genau ihre Fasten, gehen täglich in die Messe, und haben ihren besondern Schutzheiligen, unter dessen Schutze sie ihre Geschäfte mit gutem Gewissen treiben.

Für die Mönche ist Venedig ein wahres Paradies. Sie maskiren sich im Karneval,

besuchen die Schauspiele, halten ihre Maitressen, und thun überhaupt, was ihnen gut dünkt. In keinem katholischen Lande ist die Kirchendisciplin so schlecht. Verschiedene Bischöfe haben es versucht, diesen Ausschweifungen Einhalt zu thun, haben aber nichts ausrichten können, und man man versichert, vielleicht nicht ohne Grund, daß die Regierung selbst heimlich diese guten Absichten verhindert habe.

Es scheint eine Staatsmaxime des Senats zu seyn, der auf alles eifersüchtig ist, was seine Autorität schmälern kann, den Geistlichen nicht zu viel Ansehen bey dem Volke zu verschaffen; ein Vorrecht, daß in allen katholischen Staaten große Zerrüttungen veranlaßt hat, wovon Venedig glücklicher Weise frey geblieben ist. Daher läßt sich die große Nachsicht gegen die ausschweifende Lebensart der Geistlichen erklären; daher auch die innere Ruhe bey den oft aufs äußerste getriebenen Streitigkeiten mit den Päpsten. Durch dieses zügellose Betragen wird die Achtung gegen diesen Stand sehr verringert, und der Senat erhält sein Ansehen ungetheilt. Ihr Sprüchwort ist bekannt; Siamo Veneziani e poi Christiani; wir sind erst Venezianer und dann Christen.

Ueberhaupt macht sich das Volk in Venedig wenig aus Gott, noch weniger aus dem

Pap-

Papste, aber esehr viel aus dem heiligen Markus. Dieser Heilige ward zum Schuzpatron der Stadt gewählt, sobald sein Körper aus Alexandria dahin gebracht wurde. Vor diesem war der heilige Theodor ihr Schuzpatron, aber ihre Eitelkeit war mit einem solchen gemeinen Heiligen nicht zufrieden; in der Kindheit der Republik war er allenfalls gut genug, aber da sie groß und blühend wurde, verlangten sie einen Heiligen vom ersten Range. Man ließ also den Körper des heil. Markus nach Venedig kommen, baute ihm eine prächtige Kirche, und verabschiedete den alten Protektor.

Man muß gestehen, daß der Markusplatz einen herrlichen Anblick darstellt; alle Gegenstände rings um denselben sind groß, schön und edel, den zierlosen gothischen Thurm ausgenommen, der hier mit den andern Gebäuden sehr kontrastirt, und ungefähr die Würkung wie Harlekin in einem Trauerspiele thut. Der Platz ist mit einem Portiko umgeben, wo nichts als Kaffeehäuser und sogenannte Caßinos befindlich sind, in welchen sich geschlossene Gesellschaften beyderley Geschlechts versammlen, da es nicht Sitte ist, daß Frauenzimmer die Kaffeehäuser besuchen. Diese lezztern haben keine Thüren, sondern sind eigentlich große mit Stühlen versehene Nischen, wo viele Müßiggänger sich ganze Tage hinpflanzen, und da sie

beständig ein gewisses bestimmtes Kaffeehaus besuchen, und in ihren Mänteln eingehüllt unbeweglich sitzen, so sind sie als wahre zu diesen Nischen gehörige Gruppen zu betrachten. Nirgends in Italien wird in solchen Häusern weniger geplaudert als hier; denn man lache über politische Kannengießerey so viel als man will, so ist sie doch die Seele aller Gespräche in öffentlichen Gesellschaften. Man verbiete diese Materie, wovon auch der Unwissendste, ja der größte Dummkopf etwas zu verstehen glaubt, und das gesellige Leben wird einen tödtlichen Stoß bekommen.

Hievon liefert Venedig den unleugbarsten Beweis. Die Einwohner sind die aufgeweckteſten in Italien, und zeigen ihre muntere Gemüthsart auch in Privatgesellschaften; an öffentlichen Orten hingegen sind sie stumm. Wovon sollten sie auch sprechen, da das Wort: Politik, Hochverrath und nur allein das Monopolium des Senats ist. Vom Handel? Dieser führt zur Politik; ein gleiches thut alles zur Gesetzgebung gehörige; ja so viele Hauptwissenschaften, als Geschichte, Erdbeschreibung u. s. w. selbst Religionsmaterien führen dazu. Es bleiben daher dem Venezianer nichts als die Künste übrig, und zwar nur die Theaterkünste, da die andern jetzt hier eben so, wie in Italien im Verfall sind. Allein, auch diese

Ma-

Materie wird währendem Karneval bis zum Ekel erschöpft, und alsdenn hat die Litaney ein Ende.

Man erlaube mir hier die Bemerkung, daß die größere Geselligkeit der kultivirtesten Länder in Europa keine andere Epoche hat, als die gesellschaftliche Abhandlung politischer Materien; ja ich unterstehe mich zu behaupten, daß diese so verspottete Mode die Kultur befördert hat, und daß sie wegen der dazu nöthigen mannichfaltigen Kenntnisse gewissermaaßen der Maasstab der Kultur eines Volkes ist, und jederzeit gewesen ist. Man erinnere sich der Zeiten, wo das Volk in Athen und Rom sich um die öffentlichen Geschäfte bekümmerte, wo die Reden großer Männer die stärkste Würkung thaten, da sie häufig und auf öffentlichem Markte gehalten, bey Unwissenden neue Ideen und neue Kenntnisse erwecken mußten. Wenn hörte diese Theilnehmung auf? Mit dem einbrechenden Despotismus und der Barbarey, unter deren eisernem Joche die Bewohner Europens so viele Jahrhunderte durch vegetirten, bis erweiterte Kenntnisse uns nach und nach wieder zu Politikern machten. Wenn die Engländer das aufgeklärteste Volk unserer Erde sind, wie so gar Franzosen, Voltaire, Montesquieu, Raynal, ja selbst Linguet eingestehen, so ist es größtentheils dieser großen thätigen Antheilnehmung an den öffentlichen

An-

Angelegenheiten zuzuschreiben, die bey ihnen den Nationalgeist erzeuget, der, so sehr er auch oft ausartet, dennoch nicht ohne Kentnisse verschiedener Art bestehen kann. In Portugall und Sicilien ließt fast niemand Zeitungen, dagegen aber glauben z. B. die Einwohner dieser Länder auch, daß die Protestanten eine Gattung Menschenfresser sind, ja Tausende vom Pöbel sind überzeugt, daß sie durch ein körperliches Zeichen von Gott zur Hölle gleichsam gebrandmarket worden sind. Will man noch mehr Beweise, so betrachte man den Orient, wo es den Leuten gar nicht einmal einfällt, sich um die Staatsangelegenheiten ihres Landes, vielweniger um fremde zu bekümmern; da selbst die Bewohner der Hauptstädte oft die wichtigsten Dinge nicht wissen, die im Pallast des Despoten vorgehen, und manchmal bey Todesstrafe nicht darum fragen dürfen. Ich kehre von dieser vielleicht nicht unzeitigen Ausschweifung wieder nach Venedig zurück.

Alle Einwohner dieser Stadt, die nicht zum Pöbel gehören, oder nicht dazu gehören wollen, tragen rothe Mäntel. Selbst die fremden Gesandten bedienen sich dieser bequemen Mode. Diese Einförmigkeit hat etwas republikanisches, obgleich keine andere Ursach davon der Grund ist. In einem solchen Mantel eingehüllt, wobey das Gesicht auch halb verdeckt

wird,

wird, ist man in einer Incognitokleidung, wodurch man von Höflichkeitsbezeugungen dispensiret ist; die sonst die aristokratischen Tyrannen verlangen würden. Diese allein tragen keine Mäntel, sondern beständig ihre schwarze Kleidung, die den Schlafröcken ähnlich sind, damit niemand durch Unwissenheit verleitet, sich gegen sie vergehen möge.

Wenn man sich erinnert, daß der Markusplatz der einzige Spazierort dieser großen Stadt ist, wo sich alles hindrängt, und wo besonders die armen Nobili den ganzen Tag über liegen, so wird man die Nothwendigkeit eines Mittels einsehen, das allen Höflichkeits-Ceremonien vorbeuget.

Bey Feyerlichkeiten gehn die Edlen roth gekleidet, in eben solchen aufgebundenen Schlafröcken, wie die gewöhnlichen schwarzen, und mit ihren großen Alongenperücken gezieret. Wenn sie nun in diesem Aufzuge tanzen, so kann man in der That nichts poßierlichers sehen. Ich wohnte einem großen Balle bey, den Pisani, einer der reichsten Edlen 1775 gab, da er zum Prokurator von St. Marcus erwählt war. Das Fest war königlich, und wenn gleich die zum Tanz so unschicklichen Magistratskleider das Auge beleidigten, so machten doch die Damen alles wieder gut, welche die Schönsten in Italien sind, und sich überaus zierlich zu kleiden wissen.

Nebst der Schönheit sind die venezianischen Frauenzimmer sehr aufgeweckte und angenehme Schwätzerinnen. Ihre gewöhnliche Kleidung besteht in engen am Leibe liegenden und schleppenden Kleidern, über welchen sie einen großen schwarz seidenen Schleyer werfen, den sie auf dem Rücken zusammen schlagen, so daß Gesicht, Brust, Arme und Taille frey bleiben, und er also durch dieses geschmackvolle Anlegen zu einer wahrhaft reizenden Tracht wird. Alle diese Reize aber sind hier halb verlohren, da die Italiäner mit dem Frauenzimmer nicht frey umgehen dürfen. Die Männer müssen sich blos an Männer halten, daher das zurückhaltende Wesen und die Ernsthaftigkeit; Eigenschaften, die der ganzen Nation gemein sind, und aus eben diesen Ursachen auch bey den Spaniern und Portugiesen statt finden, und zwar noch mehr, da der Umgang mit dem schönen Geschlecht bey diesen Völkern noch größerm Zwang unterworfen ist.

Der Pallast vom St. Markus ist gewiß der schönste Gothische Pallast in Europa. Das Aeußere ist wegen der sonderbaren zierreichen Bauart auffallend, und das Innere prächtig und majestätisch. Die großen Säle prangen mit Gemälden, die sich auf die Geschichte der Republik beziehn. Unter andern ist hier die außerordentliche Begebenheit vorgestellt, wie Kai-

Kaiser Friedrich I. 1175 vom Papst Alexander zu Venedig vom Bann mit großen Feyerlichkeiten losgesprochen wurde. Der Kaiser liegt hier, der Geschichte gemäß, zu den Füßen des Papsts, und erhält die Absolution. Man erzählt, daß als Kaiser Joseph II. diesen Pallast besah, glaubte man aus Delikatesse ihm nicht dieses Gemählde zeigen zu müssen; man bemühete sich daher seine Aufmerksamkeit auf andere Gegenstände zu richten; allein vergebens: Der Kaiser ward es gewahr, man sagte ihm mit dem größten Glimpf wovon die Rede sey; worauf er lächelnd versetzte: „tempi passati!“ (vergangene Zeiten!)

Eine Sache aber, die einem beobachtenden Reisenden in diesem Pallaste mehr als alle Pracht und Seltenheiten auffallen muß, ist das unflätige Betragen der Venezianer, sie mögen zum Pallast gehören, oder nicht gehören. Ein jeder erlaubt sich hier seine Nothdurft zu verrichten. Nicht allein der Eingang des Pallastes, sondern die inneren Treppen bis oben zu sind einer Kloake ähnlich, allenthalben sieht man das stinkende Wasser in kleinen Bächen rieseln, und alle Winkel dampfen einem entgegen. Die Edlen, die ihren Antheil hierzu redlich beytragen, achten hierauf nicht, sondern waden mit aufgehobenen Röcken durch. So geht es bis an die Saalthüren.

Vor diesem Pallaste stehen die so berüchtigten steinernen Löwen mit aufgesperrtem Rachen, wodurch die Staatsspione, oder sonstige Angeber der Staatsinquisition ihre Rapports mittheilen. Die Republik hat hier die Dichter-Ideen realisirt, die uns in die goldne Feenzeit versetzen, wo Drachen und Löwen dem Schein nach unbelebt, allein dennoch sehr furchtbar die Hüter bezauberter Schlösser waren. In der That beschützen auch diese Löwen im eigentlichsten Verstande den aristokratischen Senat, der im Markuspallaste thront. Man hat durch sie schon unzählige wichtige Entdeckungen gemacht, gefährliche Unternehmungen in der Brut erstickt, und flößt noch stündlich durch ihren Anblick Furcht und Schrecken ein.

Derjenige Theil des Markusplatzes, der nach dem Hafen zugeht, ist mit zwey Säulen geziert, die eine von schönem Granit, und die andere von gemeinen Steinen, die wegen der Simetrie nachgeahmet wurde, nachdem man aus Ungeschicklichkeit eine andere von Granit beym Anlanden hatte ins Meer fallen lassen. Beyde waren aus Constantinopel, nach der durch die Venezianer gemachten Eroberung dieser Residenz hieher gebracht worden. Zwischen diesen freystehenden Säulen geschehen die öffentlichen Hinrichtungen der Uebelthäter, daher ein Begriff von Unehre auf diesem Zwi-

schen-

schenraume ruht, und man auch nie sieht, daß Personen von Ansehen, noch weniger Edle zwischen durch gehen; obgleich ihr schöner Standplatz und das Gedränge der Menschen verursachen, daß Tausende diesen Scrupel nicht hegen, sondern sowohl wie alle Fremde, diesen durch nichts übel bezeichneten Raum paßiren.

Die Insel Rialto liegt in der Mitte der vielen Inseln, aus welchen Venedig besteht, und ist gleichsam der Mittelpunkt des venetianischen Staats. Hieher flüchteten die ersten Familien, die bey dem Einfall der Visigothen in Italien das feste Land verließen. Unter diesen war Entinopus, ein Baumeister aus der Insel Kandia gebürtig, der zu Padua wohnte, sich aber aus Furcht vor diesen grausamen Feinden hieher rettete. Rialto, als die vorzüglichste Insel in den Lagunen, ward von ihm und seinen Begleitern, die vier und zwanzig Familien ausmachten, zum Wohnsitz erwählt. Hier baute Entinopus dem heiligen Jakob eine Kirche, die noch vorhanden ist, desgleichen vier und zwanzig Häuser oder vielmehr Hütten, für seine Gesellschafter, deren Abkömmlinge noch zum Theil die Republik beherrschen. Die zu dieser Insel gehörige so berühmte Brücke ist vom Palladio gebauet, und besteht aus einem einzigen Bogen, der über den großen Kanal geht. Die Brücke ist ganz von

Marmor, der aber hier nicht zur Pracht dient, da er unpolirt einem andern Steine ähnlich sieht; die häßlichen Buden, die darauf stehen, die vielen Stufen, die man herauf und herab. steigen muß, und andere Dinge mehr, machen diese Brücke zur unbequemsten, die man sich denken kann. Sie hat größtentheils ihren Ruf ihrem großen Bogen zu danken, dessen künstliche Bauart aber nicht den großen Mangel der Bequemlichkeit ersetzt.

So wunderbar die Lage von Venedig auch ist, so ist sie doch einem Fremden nicht so auffallend, als der entsetzliche Gestank, der ein Attribut dieses Orts und den Ankommenden die ersten Tage über außerordentlich lästig ist. Nach und nach aber werden die Geruchsnerven abgestumpft, und man findet diesen die Stadt umgebenden Qualm erträglich. Daß er der Gesundheit nicht sehr nachtheilig sey, beweißt die Anzahl der Sterbenden, die hier verhältnißmäßig nicht stärker, als in andern großen Städten ist. Indessen ist die Ursache dieses zunehmenden üblen Geruchs sehr beunruhigend für den Senat; denn Trotz aller angewandten Vorsicht, die Lagunen von dem beständig zufliessenden Schlamm zu reinigen, so vermehret sich solcher, und das Wasser fällt. Man sieht an vielen Orten die unleugbaren Zeichen von der ehemaligen Höhe des Wassers, die ein unfehlbares Prognostikon der Zukunft sind. Viele

Sach-

Sachverständige Männer behaupten sogar, daß diese unglückliche Epoche nicht über zweyhundert Jahr hinauszusetzen ist. Die so sehr bewunderte Stadt würde sodann nicht mehr bewohnbar seyn, unsre Nachkommen würden dahin reisen, sie zu betrachten, wie wir es mit Pompeja thun, bis der Schlamm ganz vertrocknet wäre, und ein ander Volk mit andern Sitten und Gebräuchen, und wahrscheinlich ohne Staatsinquisition von den prächtigen Ruinen wieder Besitz nähme.

Die römische Republik war nicht genauer mit der Existenz der Stadt Rom verbunden, als der venezianische Freystaat es mit der Stadt Venedig ist, da auf dieser Stadt Staatsverfassung, Gesetze, die Dauer uralter Gebräuche, politische Maximen, kurz, alles gebauet ist; Gegenstände, die bey keiner Republik in der Welt so wenig abgeändert worden sind, wie hier; so wie auch keine je gewesen, die so lange bestanden hat. Es ist daher sehr natürlich, daß der Senat außerordentlich für die Existenz der Stadt besorgt ist. Alle hieher gehörige Vorschläge geschickter Wasserbaumeister werden angehört, und sehr oft befolgt. Man scheut hierbey keine Kosten. Die vornehmsten Reinigungsmittel, die man jetzt braucht, sind ungeheure künstlich erbaute Maschinen, die auf dem großen Kanal schwimmen, und den Schlamm abzuleiten dienen,

ein würksames, aber der Größe des Endzwecks nicht angemessenes Mittel.

Auch läßt die Republik bey Palästrina, einem kleinen Orte, eine Mauer im Meere, als einen Damm gegen dieses furchtbare Element aufführen.

Man arbeitet schon seit vielen Jahren an diesem Damm, der nach dem Plane zwölf italiänische Meilen lang werden soll. Das Werk geht aber sehr langsam von statten, und dürfte wahrscheinlich nie geendiget werden. Björnstähl, ein Reisender, der, wenn es ihm nicht auf Bibliotheken und Handschriften ankam, sich alles, was man wollte, aufheften ließ, und ohne es zu überdenken niederschrieb, berichtet im ganzen Ernste und sehr umständlich, daß jeder Kubikfuß dieser Mauer an Arbeitslohne zwanzig, mit den Materialien aber an sechzig Zechinen koste. Man berechne eine hohe, dicke, und zwölf italiänische Meilen lange Mauer, nach dieser Angabe, so kömmt eine größere Summe heraus als alles gemünzte und ungemünzte Gold und Silber auf der ganzen Erde beträgt. Und doch versichert man, daß schon ein Drittel dieses ungeheuren Werkes vollendet sey, welches der Regierung denn mit dem gelehrten Björnstähl zu rechnen, nur die Summe von ohngefähr tausend Millionen Zechinen in dreyßig oder vierzig Jahren gekostet

kostet haben würde. Es ist indessen gewiß, daß die Kosten außerordentlich sind, daß aber die Größe des Uebels sie vollkommen rechtfertiget.

Dieses Uebel war im sechzehnten Jahrhundert schon so groß, daß es den Untergang der damals so blühenden Republik drohete. Ein Dominikanermönch aber rettete die Stadt, und erwarb sich dadurch ein so großes Verdienst, daß der Senator Cornaro öffentlich erklärte, daß dieser Mensch der zweyte Stifter von Venedig sey.

Verdienst.

Wahre Verdienste sind überall und zu allen Zeiten selten, aber unter edlen und gemeinnüzzigen Männern sind besonders diejenigen sehr selten, die es zu ihrem ersten Geschäffte machen, durch die Religion gut zu seyn; aus Religion Gutes zu thun, und die vorzüglichen Gaben ihres Geistes und Herzens zu den besten und wohlthätigsten Absichten anzuwenden. —

Das wahre und falsche Verdienst kann man auf folgende Art bestimmen: Das eine hat von allem nur die Oberfläche, das andere

weiß alles gründlich; — das eine ist nur List und Verstellung, das andere Aufrichtigkeit und Redlichkeit; — jenes prahlt überall, und sucht sich bekannt zu machen; dieses zeigt sich nicht, und verbirgt sich nicht; — das Erste ist hochmüthig, das Letzte bescheiden; — das eine lebhaft, das andere ruhig; — das eine gebieterisch, das andere leutselig und gefällig; — jenes brennt nach Ehrenstellen, dieses verachtet sie nicht, und suchet sie nicht; — ersteres schreyet nach Ungerechtigkeit, wenn es vernachläßiget wird, letzteres ist stille, wenn man es vergißt; — ersteres erschleicht den Beyfall der Weiber, letzteres will ihn nicht verdienen; — das erste kritisirt, um zu demüthigen, das letzte um zu unterrichten; das eine weiß nicht zu vergeben, das andere weiß nicht zu rächen; — das eine will überall herrschen, das andere läßt herrschen; — das eine denkt nur an Großmuth, das andere sucht es so anzustellen, daß man seiner Großmuth nicht benöthigt ist; — jenes kriecht zu den Füßen des Glücks, dieses setzt sich darüber hinaus; jenes begnüget sich, wenn es durch den bloßen Schein der Tugend blenden kann, dieses ist nicht vergnügt, wenn es nicht wirklich tugendhaft ist; — das erste endlich haßt das wahre Verdienst, ohne es zu kennen, das letzte kennet das falsche, ohne es zu hassen. — —

Verfeinerung.

Jede Verfeinerung des Geschmacks und der Fühlbarkeit für das wahre Schöne, ist eine Erhöhung der Vollkommenheit eines denkenden Wesens; ist noch mehr, ist für den Menschen ein glücklicher Antrieb, durch die Anwendung der mannichfaltigen Fähigkeiten, mit welchen die Gottheit ihn begabt hat, auf der Erde, die ihm zum Wohnplatze bestimmet ist, die Masse der Schönheiten und Vollkommenheiten zu vermehren. — Ein Gebäude von Bernin, eine Bildsäule von Michel Angelo, eine Oper von Metastasio, eine Ode von Ramler, ein Lied von Uz, eine Fabel von Hagedorn, sogar ein Blümchen von meiner Karoline zu ihrem Putze gestickt, sind Verschönerungen der Welt, sind Beyträge zu der Erhöhung des menschlichen Vergnügens, sind dem höchsten Werkmeister angenehme Verzierungen seines Werks, sind dem höchsten Richter nicht mißfällige Bemühungen, sobald sie nicht höhere physische oder moralische Vollkommenheiten hindern. —

Verfolgungsgeist.

Der Verfolgungsgeist, sagt Hume, ist ein Schandfleck aller Religionen. —

Keine Unternehmung ist in der That verderblicher, und gefährlicher, als die Verfolgungen auf politische Maximen zu gründen, oder die Gemüther zu einer Gleichheit von Meynungen über Sätze zu zwingen, die am wenigsten der Untersuchung der menschlichen Vernunft unterworfen sind. —

Man mag zum Vortheil des Verfolgungsgeistes sagen, was man will, so kann man doch durch kein einziges gründliches Argument den Mißbrauch rechtfertigen, diese Strenge über den ganzen Haufen auszuüben, und durch Lebensstrafen eine Meynung auszurotten, die sich unter Leuten von allerley Rang und Stande ausgebreitet hat.

Ohne an die Barbarey eines solchen Unternehmens zu denken, so verfehlt sie doch ihres Gegenstandes; sie macht die Verfolgten nur hartnäckiger in ihren Lehren, und vermehrt die Anzahl ihrer Proseliten. Die Furcht des Todes, der Marter, der Verfolgungen, bringt in der Seele der Sektirer eine gewisse gallsüchtige Schwermuth hervor, die ihren

ren Eifer bis zur Schwärmerey treibt. — Die Erwartung ewiger Belohnungen, die sich der erhitzten Einbildungskraft darstellt, erhebt sie weit über alle zeitlichen Strafen. Die Märtyrersehre reizt sogar ihren Durst, zumal bey den Anführern und Predigern. Kurz, wo die Animosität durch Unterdrückung gereizt wird, geht man gar zu leicht von dem Hasse der Tyrannen zum heftigsten Haß ihrer Lehre über.

Man öffne hingegen der Duldung die Thore, so verschwindet gegenseitiger Haß der Sektirer von selbst; ihre heftige Anhänglichkeit an ihre Religionen mäßiget sich; die gewöhnlichen Beschäftigungen und Vergnügungen des Lebens nehmen den Platz der Streitigkeiten ein; und eben der Mensch, der lieber Feuer und Schwerdt getrotzt, als seinen Glauben abgeschworen hätte, entsagt demselben bey der geringsten Reizung des Glücks oder Beförderung, ja er glaubt oft der Mode ähnlicher zu leben, wenn er seine Meynung ändert.

Der menschliche Geist ist nie verabscheuungswürdiger, und nie abgeschmackter, als bey frommen Verfolgungen. In Betracht der Bosheit setzen sie den Menschen weit unter die höllischen Geister herab; und in Betracht des Unverstandes weit unter die Thiere.

Hat sich eine Sekte einmal ausgebreitet, und feste Wurzel gefaßt, so ist eine unbegränzte Duldung das einzige Mittel, ihre Hitze zu mäßigen.

Aller Verfolgungsgeist übt natürlicher Weise nichts anders, als die unmenschlichsten Ungerechtigkeiten einer Inquisition aus.

Die äußerste Strenge wider die Schwärmer macht sie gemeiniglich nur immer hartnäckiger in ihrem Irrthume. Sie verdoppeln ihren Eifer, vereinigen sich genauer, und entflammen wider die herrschende Kirche. — —

Vergy.

Die Poeten haben die Eifersucht mit einer Furie verglichen, die eine blasse und gelbe Farbe im Gesichte, und wilde feurige Augen hat; die Hölle wohnt in ihrem Herzen; der nagende Kummer verzehrt sie; sie verabscheuet die ganze Natur, und hasset sich selbst zuerst. Gabriele de Vergy, von vornehmen Stande, die zu den Zeiten der Kreuzzüge lebte, ward das Opfer dieser unversöhnlichen Furie. Die liebenswürdige Gabriele, die von Kindheit an mit dem Raoul de Coucy, einem jungen Menschen, der sehr viel versprach, aufgewach-

sen

sen war, hatte die zärtlichste Zuneigung gegen ihn bekommen. Coucy kannte ebenfalls kein größeres Glücks, als die angenehme Versicherung, daß er den Rest seines Lebens mit der Gabriele vereint zubringen solle. Die Aeltern dieser jungen Person aber, die ohne Zweifel die Süßigkeit einer auf zärtliche Liebe und gegenseitige Hochachtung gegründeten Vereinigung nie geschmeckt hatten, gaben sie dem Fayel, einem grausamen, barbarischen und eifersüchtigen Menschen. Dieser wilde Mann machte es ihr zum Verbrechen, daß sie ein empfindlich Herz gehabt hatte. Vergebens suchte die unglückliche Vermählte durch die sittsamste Aufführung, und die deutlichsten Liebesversicherungen den Argwohn ihres Tyrannen zu verjagen; sie konnte dem Unglücke, in ein finsteres und abscheuliches Gefängniß gesetzt zu werden, doch nicht entgehn. Coucy, der von dem Schicksale dieser seiner Geliebten Nachricht bekam, und der sie, seit ihren Widerwärtigkeiten noch mehr liebte, willigte darein, daß er sich von dem Orte ihres Aufenthalts entfernte. Er that noch mehr: er faßte den großmüthigen Entschluß, dem Tode in einem Treffen wider die Sarazenen entgegen zu gehn, und schätzte sich glücklich, wenn sein Tod die Eifersucht des Fayel vermindern, und das Schicksal der unglücklichen Gabriele erträglicher machen könnte. Er stellte sich an

die Spitze von zweyhundert auserlesenen Rittern, und that Wunder der Tapferkeit; da er aber keine andere Absicht hatte, als seinen Tod zu suchen, so fand er ihn auch bald unter einem Haufen getödteter und verwundeter Sarazenen. Da er nun sein Ende nahe vermerkte, rief er seinen Stallmeister, und gab ihm, mit einer Hand, die er kaum mehr regen konnte, einen Brief, den er auf seinem Schilde, anstatt eines Tisches geschrieben hatte. „Beklage mein Schicksal nicht, sagte er zu ihm, beseufze vielmehr das Unglück derjenigen, die nicht im Stande gewesen ist, einen barbarischen Gemahl zu bewegen. Ueberbringe diesem verehrungswürdigen Gegenstande mein Herz und dieses Billet, in welches ich nur wenige Worte geschrieben habe. Ich verlasse mich auf deine Treue gegen mich.“ Mit diesen Worten, und mit Aussprechung des geliebten Namens Gabriele starb er. Der Stallmeister, der seinen Auftrag auf die beste Art ausführen wollte, verkleidete sich, und begab sich in die Gegend des Schlosses, wo Fayel wohnte, um einen Augenblick abzupassen, wo er in das Schloß hinein kommen könnte, ohne entdeckt zu werden. Dieser eifersüchtige Mann aber, der immer bey der Hand war, wurde ihn am ersten inne. Er hielt ihn sogleich für einen seiner Nebenbuhler, glaubte ihn schon zu kennen, schlich sich ganz verstohlen hinter ihn, und

erstach ihn mit einem Dolche. Er sah hernach, daß es der Stallmeister des Coucy war, und da er von so einem Nebenbuhler alles besorgte, suchte er die Kleider des getreuen Dieners überall durch. Welche Freude bemächtigte sich seiner Seele! er fand das Herz desjenigen, den er im Leben so gefürchtet hatte; als er aber den von der Zärtlichkeit dieses Liebhabers erfüllten Brief gelesen hatte, bemächtigte sich die Eifersucht aller seiner Sinne. Sie gab ihm den allerabscheulichsten Vorsatz ein. „Ich will“ sagte er, „dieses von der Ungetreuen so geliebte Herz, ihr als ein Gericht vorsetzen lassen.“ Er machte die Veranstaltung, und die Speise wurde aufgetragen. Gabriele wurde an diesem Tage, vielleicht durch eine geheime Ahndung, von einem fürchterlichen Schauer überfallen, als sie sich ihrem Gemahl näherte. Dieser nöthigte sie zum Essen, und sie that es endlich. „Dieses Gericht,“ sagte er endlich mit einer grausamen spöttischen Miene zu ihr, „muß dir geschmeckt haben; es ist das Herz deines Geliebten.“ Gabriele fiel bey diesen Worten in Ohnmacht; ihr Gemahl aber, dessen Rache noch nicht befriediget war, brachte sie wieder zu einem Leben zurück, das sie flohe. Er befahl ihr mit den härtesten Drohungen, den Brief zu lesen, den er ihr gab. Gabriele nahm ihn mit Zittern; kaum aber hatte sie die Hand des getreuen Coucy erkannt,

kannt, welcher ihr berichtete, daß er mit Freuden für sie stürbe, als ein Todesschauer sich aller ihrer Sinne bemächtigte. Fayel gab sich aufs neue Mühe, sie wieder zu sich zu bringen; aber sie war todt.

Vergnügen.

Vergnügt seyn, und sein Vergnügen suchen, wo man es finden kann, das ist doch immer die Summe aller wahren Philosophie des Lebens.

Das Vergnügen ist in verschiedenen Graden die Seele aller menschlichen Handlungen. Es ist mit den menschlichen Kräften aufs genaueste verbunden, und kann uns nicht verlassen, wir begehren die nützlichen Dinge nicht blos deswegen, weil sie nützlich sind, sondern aus einem andern Bewegungsgrunde — nämlich, entweder um des Vergnügens willen, oder wegen etwas, welches sich auf das Vergnügen beziehet. Wir schätzen bey den Dingen, welche dem Geschmacke, Geruche, und den übrigen äußerlichen Sinnen angenehm sind, vornehmlich das Vergnügen, welches mit denselben verknüpft ist, und eben dieses erfolgt auch bey den großen Künsten und Wissenschaften. Die verschiedenen Beschäftigungen des Han-

dels,

dels, der Schifffahrt, und des Krieges, werden insgesammt in der Hoffnung getrieben, um dereinst die Ruhe und das Vergnügen zu genießen. Und unternimmt nicht ein jeder die mühsamste und beschwerlichste Arbeit, um der entfernten angenehmen Aussicht willen, die darauf folgende Ruhe und Zufriedenheit zu erlangen?

Dies ist nach dem Ausspruche des Horaz, das allgemeine Ziel des Landmanns, Kaufmanns, Soldaten und Schiffers. Und eben dieses ist auch die Absicht der Hofleute und aller derer, die sich bemühen, hohe Ehrenstellen und Aemter zu erlangen. Sie unternehmen viele Arbeiten, wenden oft viele listige Kunstgriffe an, und leiden manche Abwechselung des Glücks, blos, um sich endlich zur Ruhe zu begeben, und die übrige Zeit ihres Lebens nach der Neigung ihres Herzens auf eine vergnügte Art zuzubringen. Und sogar die geizigsten Leute haben bey der Sammlung ihrer Schätze die Absicht, sich dereinst an dem Anblicke des Goldes und des Silbers zu vergnügen.

Alexander, welcher die halbe Welt verheerte, fand ein Vergnügen in der Betrachtung erstaunlicher Eroberungen. Und Cäsar würde gewiß nie die gefährliche Schlacht in dem Gefilde von Pharsalien gewagt haben, wenn ihn nicht der angenehme Gedanke, der Ueberwinder des

Pom-

Pompejus, und der Herr des römischen Reichs zu werden, dazu angetrieben hätte.

Man hat nicht nöthig, bey dieser Gelegenheit alle diejenigen zu erwähnen, welche, da sie nicht wissen, daß die Natur mit wenigen zufrieden ist, ein Vergnügen an der Schwelgerey und der Ausschweifung empfinden, oder durch Raub, Betrug, und andere unerlaubte Mittel sich bemühen, Schätze zu sammlen, um nur das Vergnügen zu haben, sie durch Schmausereyen und lärmende Lustbarkeiten zu verschwenden.

Alle diese Leute, welche ein solches Vergnügen zur Absicht haben, irren sich gar sehr in dem, was sie suchen. Epikur, welcher sogar das Haupt der sinnlichen Philosophie war, hatte nie die Absicht, seine Vergnügungen auf die Beraubung der Empfindung und Handlung auszubreiten. Er zeigte vielmehr durch sein vernünftiges Betragen in seiner Einsamkeit, in seinem Unterrichte, und in der Sorge für seine Kinder, daß er aus diesem Zustande des Lebens die angenehmsten Empfindungen herleitete. Die Vergnügungen des Lebens bestehen nicht allezeit in großen Dingen, sondern oft in kleinen Gegenständen; und ein scharfsinniger Philosoph wird oft aus geringen Umständen, die andere gänzlich übersehen, das höchste Vergnügen

gen schöpfen. Wenn ein Mensch, sagte Epikur, sich der Stürme und Gefahren, die er überstanden hat, wieder erinnert, so betrachtet er sich als einen, der sich in einem sichern Hafen befindet, und eine heitere ungestörte Ruhe genießet, und leitet daraus die angenehmsten Betrachtungen her.

Allein es ist doch nichts so angenehm, als wenn wir bemerken, daß wir durch Hülfe der Wissenschaften zu dem Tempel der Weisheit gelanget sind, wovon wir heiter und ruhig auf die geschäftige Welt herab sehen können, ohne uns um ihre ängstlichen Sorgen zu bekümmern. Wie angenehm ist es, auf der Spitze deines Berges, o liebenswürdige Philosophie, zu sizzen, und die Welt nebst ihren kleinen, geringen und ängstlichen Beschäftigungen zu betrachten, und selbst die wahre Glückseligkeit und Ruhe zu genießen.

Vergnügungen.

Die Trunkenheit der Seele und eine Art von Zauberey, um der Zeit einen so schnellen Lauf zu verschaffen, damit sie unvermerkt verfließen möge! — Der Mensch hat vielerley Arten von Vergnügungen erdacht. Allein, die Welt

und ihre Vergnügungen zu lieben, ohne sie auf eine andere Art, als durch Hülfe anderer genießen zu können, heißt bey einem Menschen, der selbst denkt, der unangenehmste und traurigste Zustand, den man sich nur vorstellen kann. Sein Leben vergehet in Handlungen einer gezwungenen Höflichkeit und knechtischen Gefälligkeit, deren Nutzen, den er daraus zieht, nicht die viele Mühe vergütet, die er gemeiniglich darauf wenden muß. Die kleinste Einsiedeley mitten in einer unbewohnten Gegend, ein Weinberg, eine Quelle, ein Gehölz und ein Feld, welches den nöthigsten Unterhalt verschafft, sind dem prächtigsten Pallaste weit vorzuziehn, worinne man ein Fremdling ist. In dem ersten Falle bleibt der Mensch allezeit ein Mensch, er ist frey. Aber was für eine Rolle spielt er in dem andern?

Die erlangten Ehrenstellen verschaffen zwar eine Art von Vergnügen und Zufriedenheit, aber sie füllen die Leere der Seele nicht aus; Die Reichthümer verderben uns, und erzeugen den Stolz; der Wein zerstöret die Gesundheit des Körpers, und setzet den Menschen oft unter die Thiere; die Wollust erschöpft sich, und erwecket Ekel. Und dieses sind doch die vornehmsten Quellen des Vergnügens. Ein jeder von denen, die im Ueberflusse und viele Jahre hindurch daraus geschöpft haben, wird dasjenige,

was

was ich eben behauptet habe, einräumen müssen. Wie viele Uebel würde der Mensch nicht vermieden haben, wenn er den festen Entschluß hätte fassen können, sich den Vergnügungen nicht ganz zu überlassen! O ihr unglücksvollen Kinder der Leidenschaften, Wollüste und Vergnügen; wie bald würdet ihr nicht in euer ursprüngliches Nichts zurückfallen, wenn man euch mit einiger Aufmerksamkeit untersuchte! Aber unsere Verblendung verschafft euch das Daseyn; man würde euch bald vergessen, wenn man euch in dem hellen Lichte der Vernunft beleuchtete!

Derjenige ist der glücklichste Mensch, sagt ein wollüstiger Philosoph, der die Vergnügungen des Lebens am meisten genießet. Und derjenige verdienet ohne Zweifel diesen Titel am ersten, der im Mittelpunkte aller Vergnügungen zu leben scheinet; kann man sich einen solchen Menschen vorstellen, so kann er auch würklich seyn; und ist dieses letztere möglich, so ist es auch wahrscheinlich, daß ein solcher in so vielen tausend Jahren der Welt wirklich gewesen ist. Wie viele Güter der Erden vereinigen sich nicht, um ihn glücklich zu machen! Er ist König der Welt und Herr aller Schätze, die sie enthält; er wird von Wollust gereizt, und von Zärtlichkeit belebt, und ein jedes Vergnügen wartet nur auf seine Befehle, um vor

ihm zu erscheinen; und der Verstand der Gelehrten, und der Fleiß des Künstlers beschäftigen sich blos mit seinen Belustigungen. Verlanget er etwas: er genießet es gleich, und empfindet nach dem Genusse keinen Ekel. Welches Glück! Und was für ein beneidenswürdiger Zustand! So denket und urtheilet der größte Theil des menschlichen Geschlechts. Aber wie verschieden sind die Gedanken des Weisen! Er wachet stets wider die Verführung und den Betrug, und urtheilet davon ganz anders. Derjenige verschaffet sich, seiner Meynung nach, die meisten Vergnügungen, der sie stets verändern kann. Seine Handlungen sind ein beständiger Uebergang von einem Vergnügen zum andern; er kostet alles, aber er bleibt bey keinem stehen; demungeachtet müssen auch seine sanftesten Vergnügungen noch sehr schwach seyn, da sie nicht Reize genug haben, ihn aufzuhalten und zu fesseln: können sie ihn nicht zum Stillstehen bringen, so können sie ihn auch nicht zufrieden stellen; es ist also nicht das Glück, wornach er seufzet; er ist also gebohren, um sich andern Gegenständen zu weihen. So entdekket endlich die Weisheit durch ihre aufmerksame Untersuchung des Vergnügens, die große Eitelkeit und Leere, welche darinnen herrschen.

Diese schönen Tage sind verschwunden, o ihr Messalinen! deren heiterer Morgen von der

Trau-

Traurigkeit der Nacht noch weit entfernt zu seyn schien! Diese Kunst, welche eure Kindheit über die Jahre eurer Jugend verlängert hat, ist nicht mehr vermögend gewesen, das traurige Ziel von der Abnahme eurer Reize noch weiter zu entfernen. Eure Gesichtszüge zeigen jetzt nichts als traurige Ueberbleibsel einer Schönheit, die sich im Spiele und nächtlichen Ausschweifungen verloren hat. Einsam und verlassen von allen Jünglingen, die euch aus thörichter Liebe ehemals ergeben waren, müssen euch jetzt Gewissensbisse foltern, wenn ihr euch ernsthaften Betrachtungen überlassen wollet. Und wie viele Mühe muß es euch nicht kosten, den übrigen Theil eures Auftritts zu spielen, den ihr noch aufführen sollet! das Alter hat euch auf dem Theater der Welt so verändert, daß ihr euch nicht mehr schmeicheln könnet, eure vorigen Rollen zu spielen; ihr müsset einen andern Zug annehmen, sonst wird man nie euren Namen nennen, ohne euch lächerlich zu machen, und eurer zu spotten. Die Zeit, welche so schnell verläuft, saget euch mit lauter Stimme, daß ihr keinen Augenblick zu verlieren habet! Verweilen, heißt das Uebel vermehren! Es findet kein Aufschub statt! Höret den Rath eines Freundes, der euch noch, ungeachtet eurer unglücklichen Situation ergeben ist! Arbeitet an der Verbesserung eures Lebens in einer entfernten Einsamkeit, welche euch

diese Unternehmung erleichtern kann! Als die Schande eures Geschlechts seyd ihr noch glücklich, daß ihr ein Muster davon werden könnet. Zaudert ihr noch, so verdienet ihr die Freyheit nicht, die ihr noch habt, sogar eure Laster zum Vortheil der Tugend anzuwenden.

Wozu dient der Aufenthalt in einer großen und lärmenden Stadt, die Pracht des Hofes, und das überhäufte Vergnügen einem Herzen, welches die Befriedigung unwiederbringlich verloren hat, die ihm durch Gewohnheit nothwendig geworden ist. Alles dieses wird für ihn eine Wollust, und ein Ort der Betrübniß und des Verdrusses. Aber kann man denn keine wahren Vergnügungen malen? Ja, man höre mich an:

Ich gieng vor einigen Tagen in eine Hütte, wo die Betrübniß und das Elend ihren Wohnplatz errichtet zu haben schienen. Ich sah einen Vater und eine Mutter von fünf oder sechs jungen Kindern umgeben, welche durch ihre Seufzer und Thränen um einen Bissen Brod baten, den sie ihnen nicht geben konnten. Diese ganze dürftige Familie nährte sich bloß von ihrer Bekümmerniß und Thränen. Was für ein Anblick! Ich empfand die lebhafteste Rührung; ich selbst vergoß Thränen. Süße Traurigkeit! Wonnevolle Rührung! Ich reichte diesen Un-

glück-

glücklichen eine dienstfertige Hand; ich ließ ihnen Speise bringen; der Vater und die Mutter gaben davon sogleich ihren Kindern, deren trauriger Zustand sie mehr als ihre eigene Noth rührte. Es schien, als ob sie sich dadurch noch mehr erquickten, daß sie diese unschuldigen Geschöpfe erquicken konnten, welche diese Speisen begierig verschlungen, und noch nicht gesättiget zu seyn schienen. Ich kann dasjenige, was bey dieser Gelegenheit in meiner Seele erfolgte, nicht beschreiben; ich blieb unbeweglich mit meinen Augen auf diese Gegenstände gerichtet, und von Betrübniß und Vergnügen ganz durchdrungen. — Kaum hatten sie die Speise zu sich genommen, so warfen sie Blicke der Erkenntlichkeit auf mich, als ihren Erretter; sie fielen mir zu Fuße, und ohne ihre Empfindungen auszudrücken, sagten sie mir durch ihre Stellungen und Blicke mehr, als die beredteste Dankbarkeit jemals hätte ausdrücken können. Ich reichte ihnen sogleich die Hand, und gab ihnen einige Stücken von dem Metall, dessen wahren Werth ich noch nie so gekannt, und welches mich noch nie so glücklich gemacht hatte, als in dieser Stunde. Ich gieng sodann aus diesem Orte mit der besten Ueberzeugung, das ich die wahre Quelle des Vergnügens entdeckt hätte. Ich nahm mir vor, kein anderes zu suchen, als die Unglücklichen und Hülflosen zu meinen Kindern zu machen; das Elend und die Noth

in den traurigen und dunklen Wohnungen, wo es verborgen ist, aufzusuchen, und mir durch die thätige Unterstützung der Armen und Nothleidenden mehr Vergnügen zu verschaffen, als ich ihnen selbst durch meine Wohlthätigkeit nicht verursachen konnte. Seitdem ich diesen Entschluß gefaßt und ins Werk gerichtet habe, bin ich in der That der glücklichste Mensch! Die Welt vermuthet nicht einmal mein Glück, theils, weil ich mich ihren Blicken entziehe, theils auch, weil sie sich nicht einbilden kann, daß man außer dem Wirbel ihrer rauschenden Vergnügungen glücklich seyn könnte. Allein könnte sie in das Innerste meines Herzens sehen, so würde sie bald finden, daß alle ihre Freude nur die Traurigkeit selbst ist, in Vergleichung mit dem Vergnügen, welches ich empfinde, so oft ich einem Unglücklichen seine Noth versüßet und gelindert habe! Sehet, ihr reichen und begüterten Menschen, dieses ist in der That das schöne Leben, das ihr alle führen könntet; dieses sind die wahren Vergnügungen, die ihr bey eurem Reichthume allein zu genießen fähig seyd. Unglücklich hingegen seyd ihr bey allem euren Ueberflusse und sinnlichen Vergnügen, wenn ihr diese Wollust, diese süße Freude entbehren müsset, die nur mit der Wohlthätigkeit verbunden ist.

Verläumdung.

Man gebe einem die Macht aller Könige, und den Verstand aller Weisen auf Erden, so wird er doch der Verläumdung zu wehren nicht im Stande seyn. — Der bellende Hund verstummt zuletzt, wenn man seinen Weg ruhig fortgeht. —

Den ehrlichsten Kerl kann der Dolch der Verläumdung treffen, und eine Weile bitter schmerzen. Aber die Wunde heilt! auch wieder, und es giebt immer noch edle Seelen, denen man werth bleibt. —

Die Verläumdung lebt noch von unserm Nachlaß. — Sie bleibt da auf ewig wohnen, wo sie einmal Besitz genommen hat. —

Nicht leicht beurtheilt man uns ohne allen Schein. Mehrentheils haben wir durch unser Betragen zu den schweren Verläumdungen selbst Anlaß gegeben. — Indessen, man hüte sich nur vor der That — der Lügen wird wohl Rath. —

Vesper, (Sicilianische.)

Der Papst Klemens IV. sprach dem schwäbischen Hause Hohenstaufen die Königreiche Napoli und Sicilien ab, und schenkte sie Ludwigs des heiligen, Königs von Frankreich, Bruder, Karln von Anjou, der zuerst Manfreden, und alsdann Konradin schlug, und beyde des Lebens beraubte. Allein mit dem Reiche hatte ihm der Papst nicht die Herzen der Unterthanen geschenkt, die keine französische Herrschaft leiden konnten, theils, weil der neue König zu seinen ehrgeizigen Projekten große Geldsummen brauchte, theils, weil die Völker, durch die er sie im Zaume hielt, die Nation zu sehr als Sieger behandelten, und besonders auch das Frauenzimmer derselben als eine Art von Beute ansahen.

Ein Sicilianer, Namens Johannes von Procida oder Prochyta, unternimmts, sein Vaterland Sicilien und die Ehebetten seiner Landsleute von den fremden Gästen zu befreyen. Zwey Jahre lang wandert er verkleidet auf der Insel umher, und legte den geheimen Plan an, daß alle Franzosen an einem gewissen Tage, zu einer gewissen Stunde ermordet werden sollen. Der Muth, mit dem er sich einem so gefährlichen Geschäfte unterzog, ist nicht so sehr zu bewundern, als die außerordent-

deutliche Verschwiegenheit, mit der die Einwohner einer ganzen Insel ein solches Geheimniß so lange bewahrten, und die sich nur aus der Erbitterung der Sicilianer erklären läßt! —

Am Osterfeste des obgenannten Jahrs wird das Zeichen zur Vesper, und zu gleicher Zeit zum Mord der Franzosen gegeben, und gleichsam in dem nämlichen Augenblicke werden alle durch die ganze Insel überfallen und hingerichtet. —

Der einzige Mann von Achttausenden, der die Gewalt eines Siegers nicht mißbraucht, ist ein Edelmann aus der Provence: Pourzelet! — Sein Name werde in den Jahrbüchern der Tugend mit goldenen Buchstaben eingezeichnet! denn ihn allein erkennt eine zu wüthender Rache entflammte Nation für den Einzigen Tugendhaften, und erhält ihn beym Leben.

Herrliches Zeugniß der Rechtschaffenheit und Reinigkeit der Sitten, die sich so sehr auszeichnet, daß selbst erhitzte Italiener sie erkannten und ehrten! —

Gleich nach vollbrachter That erscheint Peter II. von Arragonien mit einer Flotte, und nimmt die Insel in Besitz. —

Villard.

Dieser durch seine außerordentliche Bruderliebe bekannte Abbe' hatte das Unglück, diesen seinen Bruder in seiner Kindheit, indem er mit ihm spielte, ein Auge auszustoßen. Durch diesen so unglücklichen Streich wurde er so sehr betrübt, daß er sich entschloß, ihm die Rechte auf sein Erbtheil abzutreten, und in ein Kloster gieng. Er trat in den Orden der Karmeliter, legte sich auf das Predigtamt, und erwarb sich einen großen Ruhm, der König von Frankreich ernannte ihn zu seinem gewöhnlichen Prediger.

Damals eben, als er den größten und allgemeinsten Beyfall erhielt, suchte er um seine Entlassung aus dem Kloster an, und kehrte in die Welt zurück. Seine Talente gaben ihm da eben den Vorzug, welchen er im Kloster hatte. — Das Publikum, welches niemals die Bewegungsgründe derjenigen Personen weiß, die vor seinen Augen sind, tadelt oder lobt ihre Unternehmungen meistens voreilig, und erkennet alsdann die Ungerechtigkeit, ohne sich zu bessern. Es klagte den Abbe' Villard einer Unbeständigkeit an, aber er beunruhigte sich deswegen nicht. Man hat erst nach seinem Tode erfahren, daß er aus der nämlichen Ursache, die ihn bewogen, ins Kloster zu treten, es verlassen habe. Er wollte die Glücks-

umstände seines Bruders verbessern; allein sie waren so gering, daß sein Bruder neuer Beyhülfe nöthig hatte. — Der Prediger bestimmte ihm seine Einkünfte für das Predigtamt; allein der Vorgesetzte seines Klosters behauptete, daß er kein Recht habe, damit nach Belieben zu schalten.

Der Abbe' Villard sah, daß dieses durchaus zur Erhaltung seiner Eltern, die damals noch lebten, und seines Bruders nothwendig sey. Er suchte also um seine Freyheit an, die ihm erlaubte, von demjenigen, was er erwarb, den Gebrauch zu machen, den ihm die Natur vorschrieb. Menschen von dieser Denkungsart haben mehr Recht, als jeder Andere auf Lobeserhebungen, — die Beyspiele der Tugend und Wohlthätigkeit müssen bekannt werden, und man muß immer denjenigen danken, die solche bekannt machen. —

Villa Viciosa.

Ist jener merkwürdige Ort in Spanien, wo die so entscheidende Schlacht zwischen Philipp V. und Karl III. von Spanien im Jahr 1707 vorfiel, wodurch die französische Partey auf dem Throne befestiget wurde.

Der

Der Anführer bey dieser Schlacht war der so berühmte Herzog von Vendome. Als dieser gewahr wurde, daß der König Philipp V. (ehemals Herzog von Anjou) vor Müdigkeit und Schlaf beynahe zu Boden sank, sagte er zu ihm: „Sire! Ich will Ihnen das beste und schönste Bett machen, das jemals ein König gehabt hat.“ Sogleich ließ er unter einen Baum die Fahnen legen, welche man den Feinden abgenommen hatte, und der König schlief einige Stunden darauf. —

Zwey Jahre hernach starb dieser Herzog in seinem 85sten Jahre zu Vinaros. — Philipp vergoß unzählige Thränen bey seinem Grabe, das er ihm im Eskurial unter den Königen, seinen Vorfahren errichten ließ, und befahl, daß die ganze Nation die Trauer anlegen sollte. —

Villiers.

George Villiers war ein besonderer Kopf unter der Regierung König Jakobs I. in England, und eben der Buckingham, der damals in Europa durch seine annehmliche Gestalt, durch seine Liebeshändel, und durch seine Ansprüche berühmt war.

Er

Er war der erste Edelmann, der in England, ohne mit dem Könige verwandt, oder verschwägert zu seyn, Herzog ward. Es gehört mit unter das Sonderbare und Ungereimte des menschlichen Verstandes, daß sich ein theologischer König, wie Jakob war, der über Religionsstreitigkeiten schrieb, und Gebete verfertigte, einem Romanhelden ohne alle Mäßigung ergab. — Buckingham setzte dem Prinzen von Wallis, der nach der Zeit der unglückliche Karl I. ward, in den Kopf, daß er verkleidet, und ohne alles Gefolge nach Madrid gehen, und bey der Infantinn von Spanien, mit welcher, und diesem jungen Prinzen von Wallis man damals eine Heyrath im Werke hatte, den Liebhaber spielen sollte; er erbot sich auch, ihm bey dieser irrenden Ritterschaftsreise als Stallmeister zu dienen. —

Jakob, welcher der Salomon von England genennet ward, gestattete dieses ungereimte Abentheuer, wobey er die Sicherheit seines Sohnes aufs Spiel setzte. Je weniger er es damals mit dem Hause Oesterreich verderben durfte, je weniger konnte er der Protestantischen, und seines Eidams, des Kurfürsten von der Pfalz Sache dienen. —

Um das Abentheuer vollkommen zu machen, verliebte sich der Herzog von Buckingham

ham in die Herzogin von Olivarez, beleidigte ihren Mann, den Herzog und ersten Minister mit Worten, verursachte, daß sich die Heyrath mit der Infantin zerschlug, und führte den Prinzen von Wallis eben so schleunig nach England zurück, als er von dannen abgereist war.

Er handelte alsobald um eine Heyrath zwischen Karln und Henrietten, Heinrichs des IV. Tochter, und Ludwigs XIII. Schwester, und wiewohl er sich in Frankreich zu noch größern Verwegenheiten, als in Spanien, verleiten ließ, so erreichte er doch seinen Endzweck. Allein Jakob gewann bey seiner Völkerschaft niemals die Hochachtung wieder, die er verloren hatte, und Buckingham wuste so viel Zwiespalt zwischen dem Könige und dem Volke zu erregen, daß das Parlament ihm den Prozeß machen wollte. Ein schwärmerischer Irrländer, der durch diese allgemeine Erbitterung in Wuth gebracht ward, ermordete diesen ersten Minister in seinem eigenen Hause, und mitten unter seinen Hofleuten.

Villette.

Was soll man von einem Diener Jesu Christi sagen, der statt der Sanftmuth und Barmherzigkeit seines göttlichen Lehrers nachzuahmen, hartherzig, unbarmherzig und grausam genug ist, sogar einen unschuldigen Menschen nicht allein vom Tode nicht retten zu wollen, noch dazu auf dessen Hinrichtung zu dringen? —

Ein solches Tigerherz besaß Villette, Prediger von Newgate in London. Die Geschichte davon, die sich im Jahre 1778 zutrug, verhält sich auf folgende Weise:

Ein Jüngling von zwanzig Jahren wurde auf die Aussage eines Straßenräubers, der ihn als Mitgenossen seines Raubes angab, zum Tode verurtheilt. Die freye Lebensart des ersteren, und das umständliche Zeugniß des letztern vor Gericht, das mit allen dazu gehörigen Beweisen begleitet war, ließen wegen der Wahrheit der Beschuldigung keinem Zweifel Raum.

Dieser Unglückliche wurde also nebst acht andern Missethätern auf einem Karren nach Tyburn geführt. — Er stand mit dem Strick um den Hals, die nach den Gesetzen bewilligte Stunde unter dem Galgen, während

welcher dem Delinquenten alles zu reden erlaubt ist; wäre es auch Hochverrath und Volksaufwiegelung, so darf man ihm nicht Einhalt thun. Man hat geglaubt, daß es die Menschlichkeit erfordere, die letzte Stunde des Lebens solchen Menschen einigermaßen zu versüßen; die mit Gewalt hingerissen werden. In der That finden auch manche eine gewisse Zufriedenheit in diesen traurigen Augenblicken, wenn sie die Empfindungen ihres Herzens öffentlich erklären können. Unter andern bediente sich Lord Lovat, der nach der schottischen Rebellion hingerichtet wurde, dieser Freyheit; er nannte Georg II. einen unrechtmäßigen König, und erklärte den Prätendenten für den rechtmäßigen, dahero er seiner Versicherung nach, auch sein Blut mit Freuden für ihn hingäbe.

Der Jüngling, von dem hier die Rede ist, haranguirte nicht, sondern erwartete zitternd die letzte Minute seines blühenden Lebens. Sie rückte heran; man machte schon Anstalten den Vorhang fallen zu lassen, als sein Ankläger, der mit ihm sterben sollte, sich an den Prediger von Newgate, Namens Villette, wandte, der von Amtswegen die Delinquenten zum Tode begleiten muß. Er erklärte feyerlich die Unschuld des andern; und wie er durch Rache verleitet worden sey, ihn fälschlich anzuklagen, um ihm sein Leben zu rauben. Alle Umste-

hende

hende bebten bey dieser Erklärung, allein Villette an Todesscenen gewohnt, blieb gleichgültig, und sagte blos, daß diese Entdeckung zu spät gemacht würde. Das Volk murmelte, und einige angesehene Zuschauer wandten sich an den Untersherif der in Abwesenheit des Sherifs bey der Hinrichtung als Chef präsidirte. Ehe dieser aber etwas von dem Vorfall wußte, hatte er bereits das Todeszeichen gegeben, und schon hob der Karrenführer die Peitsche auf; die Pferde anzutreiben, und die Stoßgebete der Elenden in dieser letzten Secunde tönten schon gräßlich in die Ohren, als auf einmal Halt! gerufen wurde. Man stellte dem Untersherif die Unmenschlichkeit vor, einen Unschuldigen hinzurichten. Dieser wackre Mann war bewegt, aber in großer Verlegenheit, weil der Fall ganz neu war. Jedermann war der Meynung, daß der Jüngling nicht mit den andern den Tod leiden müßte. Nur der Prediger Villette ganz allein behauptete, daß ihn nichts vom Tode retten könnte, weil der Untersherif nach den Gesezzen nicht die Macht habe, sein Leben auch nur eine Viertelstunde zu verlängern. Der Untersherif kannte die Gesetze sehr wohl, daher dieses dringende Zureden eines solchen Mannes ihn noch mehr an seine traurige Pflicht erinnerte. Er wollte eben Befehl geben, die Execution zu vollziehen, als der Oberconstabel,

ein Zinngießer, ihn mit folgenden Worten anredete: Aber um Gotteswillen, mein Herr! Sie können doch unmöglich zugeben, daß ein Unschuldiger hingerichtet werde? Der Untersherif antwortete: Was kann ich denn thun? Der Oberconstabel versetzte: „Ich will selbst zum Könige hinreiten, wenn Sie die Execution nur verschieben wollen. „Dieses geschah, trotz dem Hohngelächter des Villette, der dieser Zinngießerambassade einen komischen Erfolg prophezeyhete.

Es gesellten sich zu dieser sentimentalischen Gesandtschaft noch vier andere Personen zu Pferde, die alle in völligem Galop fortjagten. Die Entfernung von Tyburn nach St. James ist über zwey englische Meilen. Sie erreichten den königlichen Pallast, der König war aber in Richmond; sie fragten nach den Ministern, auch diese waren nicht in der Stadt, da es im Sommer war. Sie eilten hierauf zu dem Bureau der Staatssekretärs, um wenigstens daselbst angesehene Personen anzutreffen, die ihnen in dieser kritischen Angelegenheit Rath ertheilen konnten. Allein die Unterstaatsbeamten zogen die Achseln, und sagten, der Untersherif würde wissen, wie weit er nach den Gesetzen seine Macht ausdehnen könnte. Mit dieser Antwort, die so gut wie keine war,

kam die Gesandtschaft nach einer Abwesenheit von anderthalb Stunden zurück, während welcher Zeit auch alle übrige Delinquenten hatten pausiren müssen. Man berathschlagte von neuem zum Verdruß des Villette, der nunmehr durchaus auf die Execution drang, mit schwerer Verantwortung und Criminalprocessen drohete, und unter andern Gründen anführte, daß der Kerkermeister in Newgate diesen einmal abgelieferten Delinquenten nicht wieder annehmen würde. Für diesen Umstand aber erbot sich der würdige Oberconstabel mit seinem Leben zu bürgen; er ließ nicht nach mit der heftigsten Beredsamkeit dem Unterscherif in die Seele zu donnern, bis dieser endlich die nöthigen Befehle ertheilte. Die acht Todesgenossen wurden gehenkt, und der Unschuldige, der vor Freuden in der tiefsten Ohnmacht sinnlos da lag, nach Newgate zurück geführt. Der Vorfall wurde sogleich dem Könige berichtet, und noch ehe es Abend wurde, war die völlige Begnadigung da. Der Jüngling, der sich zu Mittage unter Henkershänden zum Tode ausgerüstet befand, gieng des Nachts als ein freyer Mensch zu Bette. Der König verzieh dem Unterscherif sein eigenmächtiges Betragen, und die ganze Nation lobte es. Man wandte darauf folgenden vortreflichen Vers des Shakespear an: „*By doing a great right, he did a little wrong.*“ Indem er

ein groſſes Recht that, that er wenig Unrecht.“

Vizli-Puzli.

So heißt der vornehmste Gott der Mexikaner. — Seine Bildsäule war aus sehr kostbarem Holze gemacht, und er wurde als ein Mensch vorgestellet, der auf einem himmelblauen Stuhle sas, welcher auf einer Sänfte ruhete, deren vier Ecken mit Schlangenköpfen gezieret waren. Die Stirne des Götzen war blau, und über der Nase lief ein blauer Queerstrich, der von einem Ohre zum andern reichte. Unter seinen Füßen sah man eine himmelblaue Kugel, so den Himmel abbildete; auf dem Kopfe saß ein bunter Helm von Federn, der die Gestalt eines Vogels hatte, dessen Schnabel und Krone vergoldet waren. Seine Gesichtszüge waren häßlich und unfreundlich. In der rechten Hand hielt er eine Schlange, und in der linken einen Schild, welcher mit fünf Federn, so einander durchkreuzeten, und mit so viel Pfeilen besetzet war. Man hatte ihn auf einen sehr hohen und mit Vorhängen umgebenen Altar gestellet.

Die Mexicaner schreiben ihre Niederlassung in diesem Lande der Anweisung des Vizli-Puzli

Puzli zu. Die ersten Einwohner waren Wilde, und wurden von den Mexicanern unter der Anführung ihres Feldherrn und Gesetzgebers Mexi bezwungen. Diese letztern waren ein nordisches Volk, und unternahmen diesen Kriegszug auf Befehl ihres Gottes, der ihnen einen glücklichen Erfolg versprach. Mexi führte diese Waghälse, und vier Priester trugen den Viz-Puzli in einem aus Rohr gemachten Kasten. Wenn sie sich lagerten, so richteten sie mitten in dem Lager eine Hütte auf, und setzten den kleinen Kasten auf einen Altar. Sie pflegten niemals fortzuziehen, oder sich zu lagern, ohne den Götzen um Rath gefraget und seinen Befehl erwartet zu haben. Als sie endlich in dem versprochenen Lande angelanget waren, so erschien der Gott einem Priester in einem Traume und befahl ihm, an demjenigen Orte eines Sumpfes seine Wohnung aufzuschlagen, wo man einen Adler auf einem auf einem Felsen gepflanzten Feigenbaume würde sitzen sehen. Der Priester erzählte diese Erscheinung, und als man den Ort durch nur gedachtes Merkzeichen fand, so ward hier der Grund zu der berühmten Stadt Mexico geleget. Sie ward in vier Quartiere abgetheilet, und in der Mitte derselben die Hütte des Viz-li-Puzli so lange gesetzt, bis sie ihm einen Tempel bauen konnten.

Der Leser wird genöthiget, anzumerken daß diese Erzählung von der ersten Ankunft der Mexicaner in Mexico in einigen Umständen mit dem Eingange der Israeliten in Canaan übereinkömmt. Woher dieses komme, ist nicht leicht zu errathen.

Voltaire.

Franz Arouet von Voltaire war den 20sten Februar, nach andern aber den 20sten Nov. 1694 gebohren. — Sein Vater war Schatzmeister der Rechnungskammer in Paris. Die bekannte Ninon Lenclos bekam einige Verse, die er noch als ein Kind verfertiget hatte, zu sehen, und sagte, sie wären für einen Dichter von diesem Alter sehr gut. Der Abt Chateauneuf machte ihn in ihrem Hause bekannt. Dieser Abt war der letzte Liebhaber der Mademoiselle Lenclos; es ist aber falsch, daß sie ihn erst in ihrem 70sten Jahre glücklich gemacht habe. Die Briefe, welche man unter ihrem Namen bekannt gemacht hat, sind nichts als gedruckte Unwahrheiten. Sie ermahnte den jungen Dichter, sein Talent zu unterhalten, und hinterließ ihm ein Vermächtniß von 2000 livres. Hr. v. Voltaire studirte Rhethorik unter dem P. Poree, dessen Andenken

ihm

ihm stets schätzbar war; er hatte das Glück, nicht wenige liebenswürdige Lehrer unter den Jesuiten zu finden, deren Unterricht er in sieben Jahren, die er in dem Collegio Ludwig des Großen zubrachte, mit gutem Erfolg genoß.

Eine der besten Früchte seiner frühzeitigen Fähigkeit, war ein Gedicht mit der Aufschrift: Neujahrs-Geschenk für den Dauphin. Diese Verse wurden dem Douphin von einem Offizier aus dem Invaliden-Hause überreicht, der dafür ein Geschenk von zwanzig Louisd'or erhielt. Der Verfasser war dazumal kaum funfzehn Jahr alt.

Als 1713 der Marquis von Chateauneuf, ein Bruder des Abts dieses Namens, als Gesandter nach dem Haag geschickt wurde, so nahm er Hrn. von Voltaire als Page mit sich. Dieser aber verliebte sich in die jüngste Tochter der Mad. du Noyer, und fand Mittel sie wider den Willen der Mutter öfters zu sprechen. Der Gesandte, welcher befürchtete, Mad. du Noyer möchte seinem Page etwas schimpfliches erzeigen, das auf ihn selber zurück fallen könnte, befahl dem jungen Menschen entweder zu Hause zu bleiben, oder auf der Stelle die Rückreise nach Paris anzutreten. In der Verzweiflung schrieb Voltaire an seine Geliebte, und bat sie ihn in Mannskleidern zu besu-

chen. Die Zusammenkunft wurde aber entdeckt, und Voltaire das Opfer derselben. Er wurde gezwungen, Haag zu verlassen, und sich nach Paris zurück zu begeben, wo er den Tag vor Ostern in der äußersten Betrübniß anlangte. Hr. von Chateauneuf hatte den Vater in sehr lebhaften Ausdrücken geschrieben, und ihn von den Beschwerden der M. du Noyer Nachricht gegeben. Der erzürnte Vater erhielt eine Lettre de Cachet, um seinen Sohn, den er enterben wollte, einsperren zu lassen: allein seine Freunde widersetzten sich diesem Vorhaben.

In dem Jahre 1714 verfertigte Hr. von Voltaire, welcher sich Arouet nennte, eine Ode, um den Preis der französischen Akademie zu erhalten: sie wurde aber nicht gekrönt. In dem folgenden Jahre machte er ein neues Stück, das aber kein besseres Schicksal hatte. Aufgebracht durch dieses Unglück, das ihn des gehoffren Ruhms und Geldes beraubte, — zwey Sachen, die Voltaire sehr liebte, — rächte er sich durch einige Satyren, wovon die bekannteste den Titel hat: le Bourbier. Bey dem Tode Ludwig des XIV. kamen einige Blätter zum Vorschein, welche eine Nachahmung des j'ai vu, des Abts Regnier enthielten. Der Verfasser erzählte darin, was er in seinem Leben gesehen habe. Der Schluß

lau-

lautet ungefähr: ich habe alles dieses Böse gesehen, und bin noch nicht zwanzig Jahr alt. Dieses Stück ist heut zu Tage so wie alle, die blos das Verdienst der Satyre haben, so wenig geachtet, als es dazumal gesucht wurde. Einige eigneten es dem Hrn. v. V. zu, um ihm zu schaden; andere hingen um ihm Ehre zu machen. Er wurde also wegen eines Werks, das er weder gemacht noch gelesen hatte, von einigen getadelt, und von andern gelobt. Man setzte ihn in die Bastille, wo er fast ein ganzes Jahr ohne Buch und Papier eingeschlossen blieb.

Er verfertigte jedoch in seiner Gefangenschaft viele Werke, die er im Gedächtniß behielt, und als er in Freyheit gesetzt wurde, so schrieb er die Henriade. Dieses Gedicht hatte nicht mehr als sechs Gesänge: es ist aber davon nur der zweyte geblieben, wo die Bluthochzeit beschrieben wird. Die übrigen fünfe waren sehr schwach; den zweyten hingegen hat der Verfasser nie geändert, und es ist vielleicht noch immer derjenige, der mit der meisten Stärke geschrieben ist. Es wurde dieses Gedicht unter dem Titel: Poëme de la ligue 1723 gedruckt, und ob es schon unvollkommen war, so wurde es doch sehr wohl aufgenommen, und verschiedenemale aufgelegt. So werth ist den Franzosen das Andenken Heinrich IV.!

Als Voltaire 1726 nach England kam: so fand er überall die beste Aufnahme. Jedermann war bemühet, sich für ein französisches Gedicht günstig zu erklären, das mit Freyheit geschrieben, und voll von Wahrheiten ohne untergemischte Schmeicheleyen war. Die Henriade erschien also zum erstenmal unter ihrem ächten Titel in zehn Gesängen. Nach dieser londner Ausgabe wurden die andern von Amsterdam, Haag und Genf gemacht. Die Freygebigkeit der englischen Nation brachte die Vermögensumstände des Voltairs wieder in Ordnung, da sie durch Verlust in verschiednen Bankerotten einen Stoß bekommen hatten. Seine eigenen Landsleute haben sich lange nicht so günstig gegen ihn bezeigt. Der Cardinal Tenci, der dazumal Gesandter in Rom war, las dem Papste einige Stellen aus der Henriade vor, und dieser verbot seinem Nuntius, die Verfolgung zu begünstigen, die man unserm Dichter zubereitete. Er setzte der londner Ausgabe eine Zueignungsschrift an die Königin Caroline vor, die zweyte Königin in England, wie er sagte, welche Heinrich IV. beschützte. Die Königin nahm sie gnädig auf, und der König ließ dem Voltaire 500 Pfund Sterling zustellen.

Indessen aber wurde das Gedicht und der Dichter in Frankreich verfolgt. Man gab hun-

hundert Schmähschriften wider ihn heraus: man brachte die Henriade auf die italienische Schaubühne, und sogar auf die zu St. Germain. Nichts destoweniger wurde sie mehr als zwanzigmal in kurzer Zeit aufgelegt. Einige Gesänge wurden von dem Marquis Maffei in italienische Verse übersetzt. Das ganze Gedicht wurde von Hrn. Lochmann englisch, von Mad. Gottsched und andern deutsch, und von Hrn. Faitema holländisch übersetzt. Alle diese Uebersetzungen sind in Versen.

In dem Jahre 1736 hatte der König Friedrich von Preussen, damaliger Kronprinz, den Entschluß gefaßt, die Henriade mit Vignetten auf jeder Seite, in London in Kupfer stechen zu lassen, und sie mit einer Vorrede zu beehren. Es wäre dieses eine reichliche Entschädigung für alles gewesen, was der Verfasser in seinem Vaterlande auszustehen hatte: allein die Gelangung des Königs auf den Thron, und der Krieg verhinderten die Ausführung dieses kostbaren und für Hrn. von Voltaire so ruhmvollen Vorhabens.

Während des kurzen Aufenthalts in England lernte Voltaire genug englisch, um in dieser Sprache zu schreiben. Sein Essai sur le poëme epique wurde englisch in London gedruckt, uud erhielt fünf Auflagen. Der Abt

des Fontaines gab eine sehr fehlerhafte französische Uebersetzung davon heraus, welches den Verfasser nöthigte, sein Werk selber zu übersetzen; er brachte dabey viele Veränderungen und Zusätze an. Er hatte seinen Oedip in seinem 19ten Jahre geschrieben, noch ehe er in die Bastille kam. Als dieses Trauergedicht gespielet wurde, so mußte es fünf und vierzig mal nach einander aufgeführet werden. Du Fresne, ein berühmter Schauspieler, der von dem Alter des Verfassers war, hatte die Rolle des Oedips, und Mademoiselle Desmarets die von der Jocaste. Diese verließ bald hierauf die Schaubühne. Es ist gänzlich ungegründet, daß Voltaire der Vorstellung dieses Stückes, seine Befreyung aus der Bastille zu danken gehabt habe. Diese war blos eine Folge seiner Unschuld; sein Verläumder unterzeichnete mit Thränen in den Augen den Widerruf seiner Verleumdung in Gegenwart zweyer angesehener Personen, die nach ihm unterzeichneten. Man wies diese Urkunde dem Herzog Regenten, der den jungen Dichter für unschuldig erkannte, und ihn seines Schutzes versicherte. Die Mariane wurde 1724 aufgeführt; Baron, den man den französischen Aesop nannte, spielte die Rolle des Herodes. Er war zu alt, um einen so heftigen Charakter vorzustellen. Adrienne le Couvreur, die beste Schauspielerinn, die je gesehen worden, spielte die Mariane.

ne. Diese Prinzeßinn sollte durch Gift umkommen, das man ihr auf der Schaubühne zu trinken gab. Bey der zwölften Vorstellung, als man eben der Königin den Giftbecher reichte, fiel einem poßirlichen Menschen ein zu schreyen: die Königin trinkt! Alle Zuschauer fingen an laut zu lachen, und die Vorstellung mußte abgebrochen werden. Sie erschien jedoch das folgende Jahr wieder auf der Schaubühne; aber der Verfasser hatte die Todesart der Mariane geändert, und dieses machte, daß sie vierzigmal nach einander vorgestellet wurde.

Um eben diese Zeit verfertigte Rousseau, der über unsern Schriftsteller eifersüchtig zu werden anfieng, eine Mariane nach einem alten Trauerspiel des Tristan. Er schickte seine Arbeit den Schauspielern zu, die sie aber nicht spielen konnten, und dem Buchhändler Didot, der sie nicht verkaufen konnte. Dieses gab den Anfang zu der langen Feindseligkeit zwischen diesen zween Dichtern. Bis itzt hatte Rousseau den Voltaire mit seinem Beyfall beehret; aber nun veränderte er seinen Ton.

Doch wir kehren wieder nach England zurück. Hr. v. Voltaire war zwei Jahre hindurch beschäftiget, die englische Sprache zu lernen, und sich die Schriftsteller dieser Nation be-

bekannt zu machen. Während seines Aufenthalts in Wondsworth bey seinem Freunde Falkner verfertigte er in englischer ungebundener Rede den ersten Aufzug seines Brutus, fast so, wie wir ihn in französischen Versen haben. Voltaire verwunderte sich, daß kein Engländer noch diesen Gegenstand bearbeitet hätte. Er kannte den Brutus des Herrn Lee nicht.

Nach seiner Zurückkunft in Frankreich wurde es Voltairen, der sich angewöhnt hatte als ein Engländer zu denken, etwas schwer als ein Franzos zu schreiben. Seine Einbildungskraft, sagt er, war ein Bach, den man von seiner Quelle abgeleitet hatte. Jedoch brachte er endlich seinen Brutus zu Stande, der 1730 auf der Schaubühne erschien, aber unter allen seinen Schauspielen den wenigsten Beyfall in Frankreich erhalten hat. Er gelangte nur bis zur sechzehnten Vorstellung. Dieses Stück ist hingegen in verschiedene Sprachen übersetzt, und von den Ausländern sehr bewundert worden. Voltaire schrieb 1727 seine philosophischen Briefe in England, sie blieben aber lange ungedruckt, Lochmann übersetzte sie ins Englische, und in dieser Sprache sind sie zuerst erschienen. Diese Uebersetzung wurde in das Französische übersetzt, und von Uebersetzung zu Uebersetzung wurde das Werk sehr verändert, man machte sogar Zusätze, welche nicht von

dem

dem Verfasser herrührten. Endlich gab er es selber in Rouen bey Jore heraus.

Einer der verehrungswürdigsten Männer in dem Königreiche hatte dem Voltaire in Gegenwart zehn Zeugen gesagt, wenn man nur zwanzig Zeilen in diesem Werke ändern würde, so würde er die Erlaubniß es zu drucken unterzeichnen. Dieser Aeußerung zufolge wurde das Buch herausgegeben; aber ein halbes Jahr hernach erfuhr man, daß eben diese Person sich mit andern verbunden hätte, den Verfasser unglücklich zu machen, und daß der Siegelbewahrer nicht erlauben wollte, die philosophischen Briefe zu verkaufen. Nichtsdestoweniger erschienen diese unglücklichen Briefe. Jore hatte dem Verfasser zwey Abdrücke zugestellet, davon der eine an Madame von ... geschickt, und der andere an den Buchführer F. gegeben wurde, mit dem Auftrage, ihn für Hrn. M., der ihn auf einige Tage bekommen sollte, heften zu lassen. F. war niederträchtig genug, um in Gesellschaft des Buchhändlers R. in Paris, die ganze Nacht durch zu arbeiten, und das Buch abzuschreiben, um es hernach für sich in Gesellschaft zusammen drucken zu lassen. Sie machten aber ihren Diebstahl nicht eher bekannt, als nachdem Voltaire funfzig Meilen weit von Paris sich auf das Land begeben hatte. Da er Nachricht davon bekam: so war die er-

ste Auflage größtentheils schon verkauft, und der Hof äußerst wider ihn aufgebracht.

Diese unglückselige Auflage war der Grund zu einem Rechtshandel zwischen ihm und seinem Drucker. Man belangte den Voltaire gerichtlich, und man machte im Namen des Druckers eine Species facti bekannt, welche gerichtlich unterdrücket wurde. Jore bekannte und verbesserte sein Vergehen, indem er bezeugte, wie leid es ihm thäte, daß andre seinen Namen zur Kränkung des Voltaire mißbraucht hätten. Den 13ten August 1732 wurde Zaire aufgeführt. Einige Damen hatten unserm Dichter den Vorwurf gemacht, daß in seinen Trauerspielen keine Liebe wäre. Er antwortete: wie er nicht glaubte, daß die Liebe in der Tragödie an ihrem rechten Orte wäre: aber wenn man doch verliebte Helden haben müßte, so wollte er sie wie ein anderer machen, und in achtzehn Tagen verfertigte er Zaire, die mit großem Beyfall aufgenommen, und in Paris das christliche Trauerspiel genennet wurde. Dieses war die erste Gelegenheit, wo Voltaire sich der Empfindsamkeit seines Herzens ganz überlassen durfte; auch ist es das rührendste von allen seinen Trauerspielen. Der Tempel des Geschmacks wurde zum Zeitvertreib in vierzehn Tagen geschrieben; binnen welcher Zeit die verschiedenen Einfälle, die der Verfasser nach

und

und nach Halle, sieben oder achterley Tempel des Geschmacks hervorbrachten.

Eine der schlechtesten Abschriften von einem am wenigsten ausgearbeiteten Entwurf dieser Kleinigkeit wurde dem Verfasser aus seiner Brieftasche entwandt, und ohne seine Genehmigung, oder vielmehr wider seinen Willen gedruckt. Der Brief über die Verläumdung ist vom Jahre 1734. Er war an die Marquise von Chatelet geschrieben, welcher der Verfasser zwey Jahre zuvor die Ode über die Schwärmerey zugeignet hatte. Ungefähr um diese Zeit kam die Schilderung des Voltaire zum Vorschein, welche man nach diesem dem Oracle des nouveaux philosophes beygefüget hat. Das Bildniß ist nicht ähnlich; besonders muß man bekennen, daß Voltaire den Vorwurf der Unempfindlichkeit und des Geizes nicht verdienet, den man ihm in dieser Schilderung gemacht hat. Alzire wurde mit vielem Fleiße ausgearbeitet. Die europäischen und amerikanischen Sitten sind darin einander beständig entgegen gestellt. Sie wurde 1736 mit Beyfall aufgeführt. Der verlohrne Sohn, eine Arbeit von vierzehn Tagen, erschien den 10ten Oktober 1736 auf dem Theater, und hatte bey dreyßig Vorstellungen. Der Weltmensch, le mondain, wurde in eben diesem Jahre unmittelbar nach der Alzire geschrieben.

Dieser gute Erfolg brachte die Feinde des Voltaire so sehr auf, daß der Abt Desfontaines dieses Stück durch eingeschobene Verse verfälschte. Es wurde für eine Schmähschrift ausgegeben, und der Verfasser der Henriade, der Merope, und der Zaire wurde genöthiget, sein Vaterland zu verlassen. Der König von Preussen bot ihm eine Freystätte an; aber Voltaire wollte sich lieber zu seinen Freunden auf das Land begeben, nachdem er sich einige Zeit in Holland aufgehalten hatte.

Die holländischen Buchführer gaben die Anfangsgründe der newtonischen Weltweisheit heraus, aber eher als der Verfasser wollte, und voll von Fehlern. Der Fanatisme wurde 1736 geschrieben, und unmittelbar dem Kronprinzen von Preussen zugesendet. Unser Dichter brachte 1741 einige Zeit in Ryssel zu, und fand daselbst die beste Schauspielergesellschaft, die man noch in einer Provinz gesehen hatte. Er übergab ihr sein Trauerspiel: le Fanatisme, und sahe es vor einer zahlreichen Versammlung sehr gut vorstellen. Aber einige Uebelgesinnte redeten davon als von einem gottlosen und ärgerlichen Stücke. Der Minister erinnerte daher den Verfasser nach der ersten Vorstellung in Paris 1742 sich zu entfernen. Im Jahre 1751 erschien sie wieder mit vielem Beyfalle, nachdem die Bemühungen der Bosheit und der

Ver-

Verfolgung durch das allgemeine beyfällige Urtheil waren gehemmet worden. Die Opera Simson wurde 1732 verfertiget, und durch Hrn. Rameau in Musik gesetzt. Aber als man im Begriffe war, sie zu geben, so wurde ihre Vorstellung durch eben die Ränke verhindert, durch welche Mahomet unterdrücket worden war; und in der Zeit, da man auf dem italienischen Theater den Harlequin mit Simson Wunder verrichten ließ, erlaubte man nicht, daß man ihn auf dem Theater der Akademie der Musik auf eine ernsthafte und anständige Art vorstellte. Hr. Rameau hat nach diesem die Arien in andre lyrische Werke eingerücket, welche zu unterdrücken der Neid keinen besondern Vortheil fand. Merope wurde 1736 zu Ende gebracht. Sie gefiel nicht weniger als die von dem Marquis Maffei. Im May 1739 hielt sich Voltaire in Brüssel bey der Marquise du Chatelet auf. Ingleichen 1742. Unter den verschiedenen englischen Stücken, welche Voltaire übersetzte, war auch der Auftritt zwischen Antonius und dem römischen Volke aus dem Shakespear. Man hat ihn, das ganze Trauerspiel zu übersetzen: aber anstatt dieses unförmlichen Stücks gab er in englischem Geschmacke den Tod Cäsars, der das erstemal 1743 vorgestellet wurde. Mahomet wurde 1751 aufgeführt. Der Brief, welchen der Papst Benedikt XIV. bey dieser

Gelegenheit an Voltaire schrieb, ist bekannt. Das Zeugniß eines so großen Papstes, eines so großen Fürsten, eines so großen Mannes ist unschätzbar.

Der Verfasser der Galerie universelle, contenant les Portraits des personnes celebres de tous pays actuellement vivantes; &c. Herr Gautier Dagoty macht von diesem so unterschiedlich beurtheilten Manne folgende Beschreibung:

„Nie hat ein Mann so verschiedene Talente „in einem so hohen Grade vereint besessen, als „Voltaire. Niemand hat noch diese wunder„bare Biegsamkeit des Geistes, die alle Töne „anzunehmen weiß, und diesen richtigen Ge„schmack, der sich nie verirrt, gehabt.“

„Niemand hat eine so große Menge Wer„ke der Einbildungskraft hervorgebracht; nie„mand hat noch so viele Wahrheiten und Be„griffe in Schriften, welche eigentlich für den „Verstand sind, versammelt.“

„Niemand hat diesen Reiz des Styls in „einer größern Vollkommenheit besessen, der „den Leser stets anzieht, und der aus der Deut„lichkeit, Anmuth und dem Nachdrucke gemein„schaftlich zusammengesetzet ist.“

„Nie-

„Niemand hat so früh seine Fähigkeit,
„große Werke hervorzubringen, gezeiget. Nie-
„mand, außer dem Sophocles, hat ein so
„glänzendes und munteres Alter erreicht. Vol-
„taire hat den Tankred mit 66 Jahren, und
„das Schreiben an Boileau mit 76 ver-
„fasset.“

„Niemand hat mit einer so ausgebreiteten
„Litteratur eine so einsichtsvolle Kritik verbun-
„den. Seine in Gestalt einer Dichtkunst ge-
„sammelten Grundsätze des Geschmacks, und
„seine Kommentarien übers Theater des Cor-
„neille sind zur Vollkommenheit gebrachte
„Stücke. Nur diejenigen haben diese Kom-
„mentarien getadelt, die nicht werth sind, den
„großen Corneille zu bewundern.“

„Kein Mensch hat mehr, noch länger ei-
„ner so großen Hochachtung genossen, und den
„Ruhm wie den Neid so sehr beschäfftigt. Man
„würde eine Bibliothek aus denenjenigen Schrif-
„ten errichten können, die wider ihn sind geschrie-
„ben worden; und es sind wenig Landesfür-
„sten in Europa, von deren Achtung und Güte
„er nicht Merkmale empfangen hätte.“

„Kein Schriftsteller hat so viel zur Liebe
„der Menschlichkeit, und zum Haß zweyer ih-
„rer größten Feinde, der Schwärmerey und
„der Tyranney, beygetragen. Niemand hat

„sich so sehr bemühet, die Vernunft und Wahr-
„heit allen Gattungen von Lesern begreiflich zu
„machen. Niemand ist öfter gelesen, öfter
„angeführt worden, und hat mehr Macht über
„den Geist und die Meynungen seines Jahr-
„hunderts erhalten.“

„Dieses lebhafte und leicht gereizte Gefühl,
„das alle seine Werke belebet, hat ihn auch in
„seiner Aufführung beherrscht. Niemals wi-
„derstund er dem Eindrucke des Verdienstes,
„oder der Beleidigung. Er hat sogar Undank-
„bare mit Wohlthaten überhäuft, und auch
„von den geringsten Menschen Rache genom-
„men. Nach dem Ruhme seinen Feinden zu
„verzeihen, ist es der größte, sich ihnen furcht-
„bar zu machen.“

„Er hatte der erste seine Stimme zum Be-
„sten des unschuldigen Bluts erhoben, welches
„der Irrthum vergossen hatte; er allein war so
„glücklich, die Nachkommenschaft des Cor-
„neille der Vergessenheit und der Armuth zu
„entreißen, und die Nachkommenschaft des
„Calas von der Unterdrückung und Schande
„zu befreyen.“

„Um in allem außerordentlich zu seyn,
„war er der erste Schriftsteller, der eines sehr
„großen Glückes genoß, ohne einem Amte vor-
„zustehen, das ihm dasselbe hätte zuwege brin-
„gen

„gen können; noch einem einzigen Talente zu „entsagen, welches davon entfernet. Die Gunst „der Fürsten und Minister, die Handelschaft „und der Geist der Ordnung sind die Quellen „seines Reichthums gewesen. Allein wir müs„sen auch bemerken, daß er den kostbaren Vor„theil hatte, ein beträchtliches Erbtheil zu be„sitzen, und niemals gezwungen war, um Geld „zu arbeiten.“

„Das Landgut Ferney, wo er seinen „Wohnplatz aufgeschlagen hat, ist eine blühende „Colonie geworden, deren Stifter und Stütze „er ist. Er hat seine Pfarrkirche neu bauen, „und folgende Inschrift darauf setzen lassen:

Deo erexit Voltaire.

„Endlich hat die Gesellschaft der Gelehrten „Hrn. v. Voltaire eine Ehre bezeiget, die noch „keinem Partikulier in Frankreich zugestanden „wurde. Sie haben ihm auf gemeinschaftliche „Kosten eine marmorne Statüe errichten las„sen, welche von dem berühmten Pigalle aus„gearbeitet wurde. Dieses Opfer, welches ih„ren gefühlvollen Herzen Ehre macht, und Hrn. „v. Voltaire so schmeichelhaft seyn muß, ist „übrigens ein schönes Beyspiel, dem man ge„wiß folgen wird, und das uns lehret, was „wir großen Männern schuldig sind.“

„Man hat verschiedene Inschriften auf „diese Statüe vorgeschlagen, und viele sind sehr „glücklich gerathen; aber man wird nie eine „schönere als seinen Namen darauf setzen kön„nen.“

Die letzten Tage des Voltaire verflossen im Schooße einer angenehmen Ruhe und zärtlichen Freundschaft. Sie waren mit Ruhm bekrönt. Denn nie genoß ein Dichter nach so vielen Kämpfen und Kränkungen, als er zu überwinden hatte, seine Lorbeern so schön. Das römische Volk stund auf und neigte sich einst vor dem Virgil, sobald er im Amphitheater erschien. Aber dem französischen Dichter drang die Stadt Paris den Kuß einer Prinzeßinn auf, und überhäufte ihn bis an das Ende seines Lebens dermaßen mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen, daß er dadurch zu jenem schmeichelhaften Geständniß genöthiget wurde: „Man erstickt mich, aber unter Rosen.“ Ich „habe nichts contrebandes als mich selbst, sagte er bey seiner letzten Abreise nach Paris zu den Zollbedienten. Er ahndete richtig. Denn der Tod verstund die Losung, und entzog ihn den Armen der Musen und Grazien, ehe er noch Zeit hatte, seine Irene zu endigen. Trotz den fürchterlichen Drohungen seiner Feinde, die ihm ein Ende mit Schrecken weissagten, stimmten doch alle Berichte aus Paris damit überein,

ein, daß er an einer gänzlichen Entkräftung eingeschlummert sey. — Sein Herz wurde in eine güldene Kapsel verschlossen, auf welcher man die Worte gesetzt hat: Son Coeur est ici, son Esprit est partout.

Kurz vor seinem Tode machte er noch folgende Verse an den König von Preussen, die wir hier so gut als möglich in der Uebersetzung beyfügen wollen:

Als Epiktet der Weise sterben wollte,
War das sein letzter Wille noch,
Den, dankerfüllt, er seinem Fürsten zollte:
„Wie selig (rief er,) ist mein Schicksal doch!
Treu lebt' ich meinem Mark Aurele,
Treu bleibt im Tod' ihm meine Seele.
Uns beyde fesselte mit mütterlicher Hand
Der Weisheit und der Künste Band,
Und beyde wurden besser, weiser,
Ich Unterthan, er Held und Kaiser, —
Uns beyde traf der Natterzahn
Des Neides oft, nnd schont' uns wenig;
Ihn sah mit Scheelsucht mancher König
Auf seiner großen Ruhmesbahn,
Indessen mich die summenden Insekten
Des Helikons mit todtem Stachel neckten.
Er hatte Feinde; er hat sie besiegt,
Und schaut herab auf sie im göttlichen Triumphe;
Ich hatte deren auch, und das Gesindel kriecht,

Gleich

Gleich Fröschen quakend nun im Sumpfe.
Mir trachteten die Heuchler nach,
Ihm knirschten sie zu seinen Füßen schweigend.
Wir beyde lehrten Toleranz,
Er mitten in des Thrones Glanz,
Ich mich im Staube beugend.
Wir beyde ehrten Gott so fromm, ergeben, still,
Gott, der da ist, ihn leugne wer da will,
Ohn' ihn durch Firlefanz und Täuschung zu entehren.
Wir beyde gehn zu ihm — er spat, ich bald.
Aurelen wird, wenn einst zu jenen Sphären
Des Aethers sein erhabner Schatten wall't,
Bey den Achillen und Homeren
Ein Thron zu Theil, und ich
Erbitte mir ein Sesselchen für mich.

Vorsehung.

„Hätte ich den göttlichen Rathschlüssen „beygewohnt, fürwahr der Weltbau „würde besser ausgefallen seyn.“ Dieses waren die kühnen Worte des hochmüthigen Königs in Kastilien. Vermuthlich wollte er den Planetenlauf anders eingerichtet wissen; denn der schien ihm nach seinen astrologischen Beobachtungen viel mangelhaftes zu haben.

„Glückliche Zeiten, wo man dergleichen Alphonse noch an den Fingern zählen konnte! Im gegenwärtigen Jahrhunderte vervielfältiget sich diese Sekte fast zum Erstaunen. Mit jedem Tage wächst die Zahl derjenigen, die aus der Erfahrung die Vorsehung Gottes umstoßen wollen.

„In ihren Augen hat die Welt allzuviel willkührliches, unordentliches, unregelmäßiges, offenbare Spuren eines blinden Zufalls.

„Herrschet eine höchste Vorsehung, sagen sie, woher so viele Mißgeburten unter den Pflanzen, Thieren und Menschen? warum so vielerley Gattungen der Insekten, so unedle, so unnütze, so schädliche Geschöpfe; zumal da viele so klein sind, daß sie auch mit Beyhülfe der Vergrößerungsgläser nicht können entdeckt werden? Wozu Blitz, Donner, Hagel, Erdbeben, und andre so schreckbare Erscheinungen? Wozu —

Die ihr ein Stück vom Ganzen trennt
Vom Ganzen, das ihr bloß nach eurem Winkel kennt,
Verwegen tadelt ihr, was Weise nicht verstehn.
O könnten wir die Welt im Ganzen übersehn!
Wie würden sich die dunkeln Flecken
Von unserm Blick in größerm Glanz verstecken!

„Jedes Ganze muß übersehen, und die Theile müssen nur in der Beziehung auf dasselbe betrachtet werden; wenn man von der Vollkommenheit, oder Unvollkommenheit eines Dinges richtig urtheilen will. Aus einem Blatte; aus einem Rädchen; aus einem Gliede, aus einem Zimmer läßt sich noch nicht die Vollkommenheit des Buches, der Uhr, der Bildsäule, des Pallastes entscheiden.

„Ich betrachte das menschliche Auge an und für sich, und ich gestehe: dieses sonst so außerordentliche Kunststück des Allerhöchsten kömmt mir itzt sehr mangelhaft vor, mangelhaft in dem, daß es der Seele von den kleinern Gegenständen keine Empfindungen, wenigstens keine klaren Empfindungen zuführt.

„Ich kehre die Sache um; und betrachte es als einen Theil des Leibes, in der Beziehung, die es auf denselben hat. Und siehe! den Augenblick verschwindet der Mangel; ja er geht durch eine wundervolle Veränderung zur Vollkommenheit über.

„Gewiß Vollkommenheit ist es, daß mir mein Auge die kleinsten Körperchen nicht klar vorstellet, denn ich würde alsdenn, nur im kleinsten Abstande, nur die kleinsten Theile von den großen Objekten, und also beynahe nichts, wenigstens nichts zu meinem Gebrauche nützliches

ches sehen. Vollkommenheit ist es, daß mir mein Auge die gräßlichen Thierchen, die in der Luft, in der Speise, in dem Tranke so häufig herumschwimmen, nicht vormalet; denn daraus würde in mir der heftigste Ekel entstehen, der die Zerstörung meines Körpers vor der bestimmten Zeit bewirkete.

„Die Anwendung giebt sich von selbst. Was von dem ganzen Weltall in unsre Sinne fällt, ist ein sehr geringer Theil davon; von dem verflossenen ist uns wenig, von dem Zukünftigen nichts bekannt.

„Und was wissen wir von dem Gegenwärtigen? Von der Sonne, den Planeten, den Sternen? Kaum ein wenig mehr, als daß sie da sind. Mit der Erdkugel, die wir bewohnen, sind wir zwar etwas vertrauter; aber auch da entziehen sich Millionen Dinge unsern Kenntnissen. Wir benutzen einige ihrer Körper; aber nicht die innerliche Beschaffenheit; die bloße Oberfläche davon ist es, was wir kennen. So übersehen wir dann nicht das Ganze, und dennoch sind wir dreiste genug, von der Unvollkommenheit desselben das Urtheil zu fällen.

W. Wachsel.

W.

Wachsel.

Es ereignete sich im Jahre 1765 ein höchst merkwürdiger Vorfall, wo die Engländer Gelegenheit hatten, ihre großmüthige Denkungskraft in dem schönsten Lichte zu zeigen. Die Emigrationssucht der Deutschen, worüber noch jetzt so stark geklagt wird, und die theils eingebildete, theils sehr gültige Ursachen zum Grunde hat, veranlaßte einen deutschen Edelmann, einen sonderbaren Entwurf zu machen. Der Name dieses Mannes sowohl als seine Absichten sind noch bis auf den heutigen Tag unbekannt geblieben, auch weiß man die Mittel nicht, deren er sich bediente, seinen sehr verwickelten Plan so weit auszuführen, wie es wirklich geschah; eine große Unternehmung, die keinen gemeinen Kopf verräth. Genug, er brachte 800 Menschen an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder, aus der Pfalz, Franken und Schwaben 1765 glücklich nach London, unter dem Vorwande, daß sie in den englischen Kolonien glücklich werden sollten. Gleich nach der Ankunft aber verschwand der Führer, und man hat nichts mehr jemals

von

von ihm gehört. Indessen befanden sich diese armen betrogenen Menschen in der ungeheuren Stadt, ohne die Sprache zu verstehen, ohne alle Bekannten, und größtentheils in Lumpen gehüllt; sie wußten nicht, an wen sie sich wenden sollten, sie hatten keine Herberge, und ihre Kinder schryen nach Brod. Sie lagerten sich inzwischen wie die Zigeüner unter freyem Himmel, in den unweit dem Hafen gelegenen Strassen. In einer jeden andern Stadt, selbst in Paris, würde man die Ankunft einer unerwarteten Kolonie von acht hundert Menschen in Einer Stunde überall erfahren, und irgend eine Maaßregel ergriffen haben. In London hingegen blieb der Besuch dieser zahlreichen Gäste unbekannt. Die in diesem Quartier wohnenden sowohl, als die vorübergehenden Engländer, wurden zwar auf die sonderbaren Gruppen von Menschen aufmerksam gemacht, die alle in einer fremden Sprache wehklagten: sie konnten aber nicht die Ursache erfahren, und bekümmerten sich daher nicht weiter darum. So blieb es zwey Tage: das Lager beständig unter freyem Himmel in Goodmansfield und ohne Brodt. Den dritten Tag starben schon einige aus Entkräftung. Das Elend war aufs höchste gestiegen, und nur bloß in diesem Winkel der Stadt bekannt; denn in der reichen City sowohl, als in Westmünster wußte man kein Wort davon. Die

armen Bewohner des so gesegneten Quartiers blieben nicht müßige Zuschauer dieses Jammers; allein ihre Hülfe war nicht hinreichend, so werkthätig sie auch war, und so sonderbare Züge sie auch veranlaßte. Z. B. die Becker schickten alle Morgen ihre Gesellen mit großen gefüllten Brodkörben zu ihren Kunden; einer derselben geht beym Emigrantenlager vorbey, und hört, daß man hier in zwey Tagen kein Brod gesehen habe. „Wenn das ist," sagte er, und gab seinen Brodkorb sogleich Preis, „so mögen meine Kunden sehen, wie sie es heu„te machen; sollte mein Meister sie auch ver„lieren. Hier muß geholfen werden. Er mag „mir das Brod von meinem Lohn abziehen." Diese edle That eines gemeinen Mannes bedarf keinen Commentar.

Der Prediger Wachsel von der deutschen Gemeine, der auch in diesem Theil der Stadt wohnte, machte den sonderbaren Vorfall endlich durch die Zeitungen bekannt. In einem rührenden mit seinem Namen unterzeichneten Briefe flehte er das Mitleiden der Engländer für diese Unglücklichen an, die voller Vertrauen auf ihre Großmuth ihr Vaterland verlassen hatten. Die Wirkung dieses Briefes war unglaublich; und übertrifft alle Vorstellung. Die Zeitungen kommen gewöhnlich um acht Uhr aus der Druckerey; um neun Uhr langte schon

ein

ein reitender Bote aus dem entlegensten Theile von Westmünster an, der dem Prediger eine Banknote von hundert Pfund Sterling zur Vertheilung einhändigte. Der Name des Wohlthäters wurde verschwiegen; man hat aber nachher erfahren, daß die alte Gräfin von Chesterfield diese vortrefliche Handlung that. Es war gleichsam das Handgeld der englischen Großmuth. Guineen und Banknoten regneten so zu sagen, auf den würdigen Wachsel; alles stürzte nach Goodmansfield; man bestimmte Kaffeehäuser zu ferneren Wohlthaten und Subscriptionen; man erwählte Männer zu Vormündern für diese Unglücklichen, die mit allem Gelde sich doch nicht zu helfen wußten; man nahm Aerzte, Apotheker, Krankenpfleger und Dolmetscher an; kurz ehe der Mittag herankam, war die ganze Schaar der Verlassenen untergebracht, gesättiget, aller Sorgen befreyt, und konnte auf eine glückliche Zukunft rechnen.

Die Subscriptionen giengen indessen fort. Nie war vielleicht in England eine so allgemein gewesen. Sehr wenige Männer von Ansehen und Vermögen im Königreich schlugen ab, daran Theil zu nehmen. Der König schenkte auch tausend Pfund Sterling dazu. Man hat die Liste der Wohlthäter gesehen, und mehr als zwanzig gefunden, die hundert Pfund

Sterling und darüber beygetragen haben. Der Betrag aller Sammlungen ist jedoch unbekannt. Er war aber hinreichend, das ganze Emigrantenkorps fünf Monate lang in London zu erhalten, und es sodann mit gemietheten Schiffen mit allem ausgerüstet, nach Carolina zu schicken. Sie kamen glücklich daselbst an, und erhielten sodann, außer dem nöthigen Geräthe, alles baare Geld, das von den Wohlthaten noch vorhanden war.

Wachtmeister.

Hanns, Graf von Wachtmeister, Generaladmiral König Karl XII. von Schweden, wußte so wenig mit der Politesse des Hofes umzugehen, daß er kühn genug war, in Gegenwart seines Königs gerade heraus zu sagen, was sein Herz dachte.

Bey dem Aufenthalte dieses Königs zu Karskrona im Jahr 1700 fügte es sich, daß er in Begleitung dieses Admirals, und des Herzogs von Holstein, nebst andern Herren ausritt. Unterweges trafen sie auf einen grossen Haufen von Bauholz. Hier fiel es dem Herzoge ein, daß man die Pferde einmal versuchen müßte, und mit selbigem über den Stapel wegsetzen. —

Der

Der König war sogleich fertig, und wollte der Erste seyn. Indem er aber dem Pferde die Sporen gab, ergriff der Generaladmiral den Zaum mit diesen Worten: „Nein! unser Herr soll nicht dahin reiten.“ Der Herzog ward hierüber empfindlich und fuhr ihn an: „Wohin nun? wollen Sie sich unterstehen, Ihrem Könige zu verwehren, nach seinem Willen zu handeln? — Der Graf erwiederte: „Euer Durchlaucht können selbst dahin reiten, wenn es Ihnen gefällig ist; allein mein König soll es nach Ihrem Anschlage nicht thun.“ Der Herzog fragte: „Wissen Sie nicht, mit wem Sie reden?“ — „Ja! antwortete der Graf, ich weiß, ich rede mit dem Herzoge von Holstein. Allein Eure Durchl. werden sich auch zu entsinnen belieben, daß Sie mit dem Rathe des Königs, dem Grafen Wachtmeister reden. — Mein König könnte einen solchen Satz thun, daß er den Hals bräche; und vielleicht gedenken Sie alsdann König in Schweden zu werden. Dies soll aber nie geschehen, so lange ich Hanns heiße, und dieser hier sitzet.“ (Bey diesen Worten schlug er auf seinen Hirschfänger.)

Der König wandte hierauf sein Pferd, und klopfte dem Grafen auf die Schulter, indem

er sagte: „Nein, nein, lieber Alter, werde nicht böse! Ich will nicht dahin reiten.“

Wade.

Der berühmte Englische Marschall Wade war ein starker Spieler, und besuchte alle Arten Plätze wo gespielt wurde, ohne sich eben zu genau um die Gesellschaft zu bekümmern, die er da antraf. Als er sich einen Abend an einem solchen Orte befand, zog er in der Hitze des Spiels eine ungemein kostbare goldene sehr reich mit Diamanten besetzte Tabaksdose aus der Tasche, nahm eine Prise und ließ die Dose herumgehen. Als kurz darauf das Spiel zu Ende war, und er sich ganz dunkel der Dose erinnerte, sie aber nirgend sah, that er einen heftigen Schwur, daß kein Mensch sich rühren sollte, ehe sie wieder zum Vorschein käme. Hierauf ward eine allgemeine Nachsuchung angestellt. Zu seiner Rechten saß ein Mann, der als ein Offizier gekleidet war, aber ziemlich kahl aussah, der sich dann und wann mit der tiefsten Demuth die hohe Ehre ausgebeten hatte, einen Schilling mit ihm zu wagen, auch so glücklich gewesen war, vier bis fünfe auf diese Art zu gewinnen. Auf diesen fiel der

Ver-

Verdacht; und es geschah der Vorschlag ihn zuerst zu untersuchen. Nachdem er um Gehör gebeten, erklärte er sich folgendergestalt: „Ich kenne den Marschall gar gut, aber weder er, noch sonst eine Macht auf Erden, soll Gewalt haben, mich zu durchsuchen, so lange ich das Leben habe, und mich widersetzen kann. Ich erkläre bey der Ehre eines Soldaten, daß ich von der Dose nichts weiß; ich hoffe, daß das genug ist; zweifelt aber Jemand, so mag er mir ins nächste Zimmer folgen, ich will da meine Ehre verfechten, oder umkommen.“ Aller Augen waren auf den Marschall gekehrt, und jeder erwartete seine Antwort, als er seine Hand fallen ließ, und indem er hitzig nach dem Degen greifen wollte, die Tabaksdose fühlte, die er in Gedanken in eine dazu gemachte heimliche Seitentasche in den Beinkleidern gesteckt hatte. Man kann sich schwerlich die Verwirrung vorstellen, die ihn hierbey überfiel, zumal da er jetzt bedachte, daß er einem so unüberlegten Verdachte Raum gelassen. Eine empfindliche Reue nebst Mitleiden und Zärtlichkeit für die angegriffene Ehre des Offiziers, seines, obwohl dürftigen Mitsoldaten, bemächtigen sich seiner mit einem Male so heftig, daß er bloß, als er das Zimmer eben in dem Augenblick verließ, zu ihm nur sagen konnte: „Mein Herr, ich bitte Sie hier mit vollkommensten Rechte um Verzeihung; und ich hoffe, daß Sie mir

solche werden angedeihen lassen, wenn Sie Morgen mit mir frühstücken, und mich nach diesem unter Ihre Freunde zählen wollen.“ Man kann sich leicht vorstellen, daß der Offizier die Einladung annahm: da ihn dann der Marschall nach einigen Gesprächen beschwur, ihm die wahre Ursache zu entdecken, warum er sich den Tag zuvor nicht habe wollen durchsuchen lassen. „Nun dann,“ antwortete der Offizier: „ich stehe auf halben Sold, habe keine Freunde, und bin genöthigt, jeden Pfennig zu sparen; ich hatte gestern nicht viel Eßlust, und weil ich das, was ich bezahlt hatte, nicht verzehren konnte, es aber auch nicht gern umsonst wollte bezahlt haben, so wickelte ich den Flügel und Fuß eines gebratenen Huhns, nebst einer Semmel in ein Stück Papier, und steckte es zu mir in die Tasche. Der Gedanke, daß man dies in meiner Tasche finden würde, kam mir zehnmal fürchterlicher vor, als die Stube herum zu fechten.“ — — „Genug, mein lieber Mann, Sie haben genug gesagt! Wie heißen Sie? Speisen Sie morgen zu Mittage mit mir in Sweets Hause; wir müssen machen, daß Sie nicht wieder in solche Verlegenheit kommen.“ Nächsten Tages trafen sie sich abgeredten Orts. Der Marschall gab ihm eine Hauptmannsbestallung, nebst einem Beutel mit Guineen,

damit

damit er im Stande wäre, sich zum Regimente zu verfügen *).

*) In dem Pallast des Kardinals Alberti in Rom, war eine vornehme Gesellschaft von mehr als hundert Personen versammlet. Einer der vornehmsten vermißte an einem Spieltische seine Tabacksdose, die reichlich mit Diamanten besetzt war. Er fragte die Herren um den Tisch, ob sie sie nicht gesehen hätten, sie antworteten aber alle mit Nein. Er wandte sich also an den Kardinal, der sogleich die Thüren des Zimmer zuschließen ließ, und die Gesellschaft bat, daß sie es nicht übel nehmen möchten, wenn Niemand heraus gelassen würde, bis sich die Dose gefunden hätte. Ein anderer Kardinal wandte ein, daß vielleicht derjenige, der die Dose zu sich genommen, nur einen Spas hätte machen wollen, jetzt aber sich schämte sie heraus zu geben, da man die Sache auf einen so ernstlichen Fuß nehme, und einen Diebstahl daraus machen wollte; sein Vorschlag wäre demnach, daß jedermann still stehen, die Lichter ausgelöscht werden, und derjenige, der die Dose genommen hätte, solche wieder in der Stille auf einem von den Tischen setzen sollte. Der Vorschlag kam einem jeden wohl ausgedacht vor. Niemand war geneigt, den Dieb zu beschämen. Als die Lichter wieder angesteckt wurden, fand sich die Dose auf dem Tische, und das Vergnügen ward in der Gesellschaft wieder hergestellt.

Waldemann.

Ein Gerber von Zug, kaufte sich das Bürgerrecht in Zürich, heurathete eine sehr reiche Wittwe, hält sich im Kriege sehr tapfer, führt mit Herrern von Strasburg, in dem Treffen bey Murten, den großen Schlachthaufen an, wird Bürgermeister zu Zürich, kauft sich eine Herrschaft, als neuer Herr von Dubeldorf, und sieht sich vom Kaiser, dem Könige von Frankreich und allen Fürsten geschmeichelt, deren die Freundschaft des Herrn des Orts Zürich wichtig ist.

Wer sieht nicht hieraus, daß Johann Waldemann — so heißt dieser ehemalige Gerber — ein Mann von außerordentlichem Genie, von Tapferkeit und Thätigkeit ist? Er war der Marius Zürichs. Er demüthigte den Adel, der an der Regierung damals großen Antheil hatte, und setzt mit Hülfe des Volks alle Gesetze durch, die er theils zur Schwächung der Aristokratie, theils zur Vestsetzung seines eigenen Ansehens ausgedacht hatte. Er will alles Gewerbe in die Stadt ziehen, und dem Landmanne blos den Ackerbau erlauben. Er schränkte die Abhauung der Wälder ein; nöthigt die vom Lande alles in der Stadt zu kaufen, verschafft dem Staat das Salzmonopol, verbietet die Ausfuhr des Baumwollengarns,

garns, das Oelrotten auf den Dörfern und das Laufen in fremde Kriegsdienste, treibt die Abgaben mit Schärfe ein, erlaubt nicht mehr das freye Pürschen und Fischen, und läßt sehr hart frohnen. Alles dieses treibt er mit großem Muthe und Glücke durch. Aber als er den Aufwand der Hochzeiten einschränken will, und den Bauern die unnöthigen Hunde todtschlagen läßt — da steht das ganze Land wider ihn auf — der Adel facht das Feuer noch stärker an, weil er jetzt die Gelegenheit ersieht, sich zu rächen. — Die Stadt selbst geräth in Aufruhr — man schreyt — der Feind sey da, den Waldmann herbeygerufen habe, und glaubts — alles fordert das Blut des Bürgermeisters. Er wird gefangen gesetzt, von seinen Feinden, als Richter zum Tode verdammt, und enthauptet. Als er sterben sollte, verziehe er seinen Feinden, segnete das Vaterland, und empfahl sich dem Gebethe der unzähligen Menge der Umstehenden!

So sind Häupter der Freystaaten ein Spiel der Wellen des Volks! so wird der Mann von Genie und niedriger Geburt durch den Strom seines Glücks fortgerissen! und so kann man dem Volke alles nehmen — selbst die Freyheit — wenn man ihm nur erlaubt sich zu betrinken und zu tanzen.

Wallfahrten.

Ein Gattung einer gottesdienstlichen Zucht, welche in einer andächtigen Reise an einem berühmten Ort; z. E. Jerusalem, Mecca u. s. f. und in einigen an demselben verknüpften Gottesdienstlichen Uebungen besteht.

Diese Art der Andacht nahm in den mittlern Zeiten der Kirche, nachdem die alten in den Canonibus vorgeschriebenen Bußübungen gemildert worden, ihren Anfang. Wenn ein Priester oder Küster ein offenbares Verbrechen begangen, so war er nur zu einer Wallfahrt verbunden, und vermeynte dadurch alle Flecken abzuwischen und seine vorigen Eigenschaften wieder zu erlangen. Sie begaben sich hauptsächlich nach Rom, Jerusalem, Tours, Compostella u. s. w. Dieser Theil der übertriebenenen Andacht erzeugete viele Mißbräuche. Denn daran nahmen die kleinen Fürsten und andere Herren Gelegenheit, schwere Steuern von ihren Vasallen und Unterthanen zu fordern, und die Bezahlung der Wallfahrtskosten vorzuwenden. Andere bedienten sich dieses Vorwandes zur Führung eines müßigen Lebens, und zur Herumschweifung, und zum Genusse der Mildthätigkeit derjenigen, welche ein Verdienst in der Abhelfung des Mangels der Pilgrime suchten.

Aber

Aber die Wallfahrten giengen am meisten nach dem Ende des eilften Jahrhunderts im Schwange, da, nachdem die Kriege und öffentlichen Unruhen sehr gemindert worden, jeder, auch sogar Könige und Fürsten, die andächtigen Oerter zu besuchen sich bestrebten. Robert, König von Frankreich, hielt seine Fasten auf der Wallfahrt, und that deswegen eine Reise nach Rom. Sogar Bischöfe trugen kein Bedenken, aus gleichem Grunde sich von ihren Bisthümern zu entfernen. Eine Stelle des Korans nöthiget die Mohammedaner, eine Wallfahrt nach Mecca zu thun. Sie ist diese: Gott hat die Reise nach Mecca allen denjenigen anbefohlen, die im Stande sind solche zu verrichten. Ihre Lehrer geben unterschiedene Erklärungen über die Bedingungen, welche zu dieser Wallfahrt verbinden. Einige sagen, es sey genug, wenn man die nöthigen Verpflegungsmittel und ein Pferd habe. Andere machen die Gesundheit des Körpers und genugsames Vermögen zur Verpflegung auf der Reise zu Bedingungen. Endlich verlangen andere überdies ein bequemes Fuhrwerk und eine Sicherheit vor Gefahr auf der Straße; ohne welche niemand, wie sie behaupten, zu dieser Wallfahrt verbunden ist. Diese Entscheidung haben die Muselmänner überhaupt, insonderheit die Türken angenommen.

Die

Die Califen pflegten ehemals die Wallfahrten selbst mit großer Pracht und einem stattlichen Gefolge zu verrichten. Der letzte Calif, so dieses that, war Haroun Raschid, der in dem 186sten Jahre der Hegira nach Mecca eine Wallfahrt anstellete. Er schrieb alle seine Siege über seine Feinde den Wallfahrten zu, und trug auf seinem Helme die Inschrift: Hagion Azzon; d. i. derjenige, welcher nach Mecca wallfahret, wird stark und tapfer. In dem 319ten Jahre der Hegira ward diese Wallfahrt aus Furcht vor den Carmathianern, welche damals auf einmal zwanzig tausend Pilgrime erschlagen, und den Tempel zu Mecca eingenommen und geplündert hatten, auf einige Zeit unterbrochen. Während dieser Zeit stelleten sie eine Wallfahrt nach Jerusalem an. Die Araber behaupten, die Wallfahrt nach Mecca sey älter als die muselmannische Religion, und habe zu den Zeiten des Abraham und seines Sohnes, des Ismael, welche den Tempel zu Mecca gebauet, ihren Anfang genommen. Indessen hat sie Mahomed zu einem der sechs Hauptstücke seiner Religion gemacht, und ihr eine so große Verbindlichkeit beygeleget, daß der berühmte Lehrer Hallage getödtet worden, weil er gewisse Ceremonien und Gebete gelehret hatte, deren Gebrauch die Vernachläßigung dieser Wallfahrt ersetzen sollte. Sie ist allezeit der erste

Schritt,

Schritt, welchen die Muselmänner zu ihren Bußübungen thun. Sie geschieht in dem letzten Monate des arabischen Jahres, welcher Dhoulheggiat heißt.

Maundrell beschreibt die Pracht, womit die Hadgees, oder die Pibgrime ihre Wallfahrt nach Mecca antreten, folgendergestalt:

„In dieser berühmten Cavalcate kamen zuerst „sechs Dellees, d. i. andächtige Narren, deren „jeder entweder eine rothgrüne oder gelbgrüne „seidene Fahne trug. Ihnen folgten drey „Haufen Segmen, so eine Art von türkischen „Soldaten sind, und hinter ihnen einige Hau„fen Saphees, so eine andre Gattung von „Soldaten sind; diesen folgten acht Compag„nien Mugrubines zu Fuße, diese gaben einen „sehr fürchterlichen Anblick, und sind zu der „Besatzung bestimmt; welche die Türken in „der arabischen Wüste unterhalten, und jährlich „mit frischen Soldaten ablösen. Hiernächst „kamen Fuß-Soldaten aus dem Schlosse zu „Damaskus, welche auf eine fantastische Art „mit Panzerhemden, dergleichen Handschuhen „und mit andern Stücken der alten Rüstung „bewaffnet sind. Diesen folgeten zween Hau„fen Janitscharen mit ihrem Aga, alle zu „Pferde. Hierauf trug der Hof Aga zween „Roßschweife des Bassa; und diesem folgten „sechs Handpferde. Alsdenn kam das Mah„mal:

„mal: dieses ist ein großer schwarzseidener Pa-
„villon, welcher auf einem sehr großen Ka-
„meele ruhet, und dessen Decken das Thier
„rund herum bedecken, und bis an die Erde
„reichen. Das Kameel ist mit großen Schnü-
„ren von Kügelchen, Muscheln, Fuchsschwän-
„zen und anderem dergleichen fantastischem
„Schmucke behangen. Alles dieses zielet auf
„die Pracht ab, in welcher der Alkoran, der
„mit großer Ehrerbietung unter den Pavillon
„geleget wird, nach und von Mecca reitet.
„Den Alkoran bekleidet ein kostbarer neuer
„Teppich, welchen der Groß-Sultan alle Jah-
„re zur Bedeckung des Grabes des Maho-
„med sendet, dagegen der alte zurück gebracht
„wird, welcher von unschätzbarem Werthe ist,
„nachdem er so lange der nächste Nachbar der
„vermoderten Gebeine des Propheten gewesen.
„Das Thier, welches diese heilige Last getra-
„gen, ist hernach auf immer von aller Belästi-
„gung frey. Nach dem Mahmal kam noch
„ein Haufe, wobey sich der Bassa selbst befand,
„und den Zug beschlossen zwanzig beladene
„Kameele.“

Walker.

Im Junius 1734 lag der Kommodore Walker mit seinem Schiffe, Elisabeth genannt,

genannt, im Hafen zu Cadix vor Anker, und hatte einen Irrländer am Bord, der Burnet hieß, und auf der Zurückreise nach seinem Vaterlande begriffen war. Walker stand mit diesem Burnet in einer vertrauten Bekanntschaft, und liebte ihn ungemein, weil er ein gar sehr vernünftiger Mann und im Umgange angenehm lebhaft war. Einen Abend fiel ihr Gespräch auf Erscheinung abgeschiedener Freunde, die der Irrländer gar stark zu glauben schien, und zu deren Erweise viele seltsame Geschichte erzählte; Walker aber, der von einer gerade entgegen gesetzten Denkungsart, machte alle seine Beweise lächerlich. Burnet, der die Arzneykunst studirt hatte, ward neugierig zu erforschen, wie weit die Einbildungskraft eines Ungläubigen hintergangen werden könnte, und faßte den Entschluß, zu versuchen, wie mächtig die natürliche Furcht über die Sinne ihre Herrschaft erstrecke: eine sonderbare Art zu verfahren; die Vernunft zu überzeugen, indem man die Einbildungskraft angreift. Oder war es blos Neugierde, um zu sehen, wie die Furcht auf die Phantasie wirke, so war der Versuch etwas kitzlich, die Seele eines Freundes zu zergliedern, bloß um der Neubegierde willen. Allein das Lustige bey dem Einfalle war vielleicht der stärkste Bewegungsgrund: denn er war ein Mann von munterer Gemüthsart und lustigem Umgange.

Als sie um Mittage mit mehrern von der Schiffsgesellschaft auf dem Verdeck, ohnweit dem Vorderkastel standen, und zusahen, wie sich die Wachtbote der Gouverneurs an den Ankerpfahl eines Schiffes in der Bay anlegten; that Herr Burnet, der für einen sehr guten Schwimmer bekannt war, den Vorschlag, ob man mit ihm eine Wette eingehn wolle, so wolle er von der Kanone des Schiffs ins Wasser springen, und von dem Schiffe bis an die Böte ganz unterm Wasser schwimmen, und bey den Böten mit einmal aus dem Wasser hervorspringen, um die Leute, die darin Wache hielten, zu erschrecken. Die Wette wurde eingegangen, Burnet zog sich aus, sprang ins Wasser, tauchte unter und verlor sich ganz aus dem Gesicht. Alles Schiffsvolk drängte sich voraus, jedermann sah steif auf die Wachtböte, um ihn da hervorspringen zu sehen; allein sie warteten vergebens, er kam nicht hervor, und da die Zeit ihrer Hoffnung, ihn wieder zu sehen, gänzlich verflossen war, so schloß man, daß er ertrunken seyn müsse; und ein jeder befand sich in der äußersten Unruhe und Bestürzung, sonderlich diejenigen, die mit gewettet hatten, und nun durch die Gedanken beunruhiget wurden, daß sie gewissermaßen Mitschuldige seines Todes wären. Allein Burnet, der sehr geschickt untergetaucht hatte, wandte sich unterm Wasser, nahm gleich einen andern

Weg hinter dem Schiffe, und stieg, weil er zugleich sehr behende war, an der Viertelsleiter ins Kajütenfenster, unterdeß, daß jedermann auf dem Vordertheil des Schiffes voll Geschäftigkeit und Verwirrung war; er wickelte sich in Herrn Walkers leinenen Schlafrock ein, und hielt sich den übrigen Theil des Tages verborgen. Als der Abend anbrach, und die ganze Schiffsgesellschaft über diesen Zufall sehr schwermüthig war, begab sich Herr Walker mit ein Paar guten Freunden in seine Kajüte, wo sie nochmals das traurige Schicksal und den Verlust ihres Freundes und angenehmen Gesellschafters beklagten, und viel Gutes von allen seinen Verdiensten sprachen, die er in seinem Leben besessen hatte. Der vermeynte Todte hielt sich noch ganz still, und hörte noch weit mehr Gutes zu seinem Andenken sagen. Kaum war die Nacht eingebrochen, so verließ die Gesellschaft Hrn. Walker, und er selber legte sich mit niedergeschlagenem Gemüthe zu Bette, wo er eine zeitlang in tiefem Nachdenken über den Verlust seines Gefährten und Freundes zubrachte; der Mond schien gerade durch seine Fenster in die Kammer, er ward gewahr, daß die Thüre aufgieng, er starrte sie an, und sah etwas, daß ihn nothwendig in Verwunderung setzen mußte, weil er sich einbildete, es stelle eine menschliche Gestalt vor; indem er sich aber eines bessern besann, und sich gern überredet

hätte, daß dies alles nur ein Werk seiner beunruhigten Phantasie sey, wandte er das Gesicht weg. Demohngeachtet kehrte er die Augen bald wieder auf den vorigen Gegenstand zurück, den er jetzt mit langsamen und festen Schritten ganz deutlich auf sich zukommen sah, und darin das Bild seines abgeschiedenen Freundes erkannte. Er schämte sich nicht, nachgehends zu gestehen, daß er damals Schrecken empfunden, die das Innerste seiner Seele erschütterten. Der Schiffsmat, der sonst ohnweit dem Steuer hinter der Kajüte zu liegen pflegte, war noch nicht zu Bette, und hörte durch die dünne Scheidewand Herrn Walker mit lauter und beunruhigter Stimme ausrufen: Wer seyd ihr? Er lief den Augenblick mit einem Licht hinzu, als er aber auf den Herrn Burnet in dem leinenen Schlafrocke traf; stürzte er zu Boden, ohne einen einzigen Laut von sich zu geben. Nun fieng Herr Burnet selbst an, in Furcht zu gerathen, und lief nach einer Flasche Spiritus, die wie er wußte, im Fenster stand; diesen hielt er dem ohnmächtigen Mann vor die Nase, und bestrich ihm damit die Schläfe. Als Herr Walker sah, daß der Geist so geschäftig und gutmüthig war, fieng er an, sich von seinem Schrecken zu erholen, indem Herr Burnet ausrief: „Herr, ich muß Sie um Vergebung bitten; ich fürchte, ich habe den Scherz zu weit getrieben, ich

schwamm

schwamm ums Schiff herum, und kam zu dem Kajütenfenster hinein; meine Meynung war, Sie von der natürlichen Furcht zu überzeugen, die auch der Kühnste bey dergleichen Erscheinungen empfinden muß, und Sie sind, hoffe ich, überzeugt! „Herr Walker, der erfreuet war, aus einem schrecklichen Traume erweckt zu seyn, und seinen für todt gehaltenen Freund am Leben zu wissen, antwortete: „Sie haben mir ein lebendiges Beyspiel gegeben, es bedarf keines bessern Beweises; aber ich bitte Sie, tragen Sie Sorge, daß Sie nicht im Ernst den Tod unter uns bringen. Er leistete ihm seinen Beystand, dem armen Schiffsmat zu helfen, der, als er wieder zu seinen Sinnen kam, wieder zurück fiel, sobald er Herrn Burnet ansichtig ward, so, daß Herr Walker ihn heißen mußte, sich gänzlich auf die Seite zu begeben, und andere Leute zu Hülfe zu rufen, welches viel Zeit wegnahm, indem ein jeglicher, der zu dem Herrn Burnet kam, in mehreres oder minderes Schrecken gerieth; er redete ihnen aber zu, und erzählte ihnen die Umstände des Spaßes, worauf sie dann nach und nach überzeugt wurden, daß er es wirklich wäre; da ihn vorher jedermann vor todt hielt. Ich, der ich überzeugt bin, daß diese Geschichte eine Lehre mit sich führet, die von sich selbst klar ist, will mit Meldung des Umstandes schließen, daß der arme Schiffsmat den Gebrauch seiner

Sinne von dieser Stunde an nicht wieder erlangte. Die Natur hatte eine zu starke Erschütterung erlitten, so, daß die Vernunft aus ihrem Sitze verjaget worden, und nach diesem nicht wieder dazu kommen konnte; er behielt eine stetswährende Dummheit an sich, und konnte nie dahin gebracht werden, Herrn Burnet gerade ins Gesicht zu sehen, ob er gleich zuvor einer der bravesten Männer war, und dem Tode oft kühn war entgegen gegangen.

Walpole.

Graf von Orford, und Premierminister von England unter den Königen George dem I. und George dem II. Er brachte seine letzten Lebensjahre in der Einsamkeit zu, nachdem er gezwungen worden war, alle seine Aemter niederzulegen, weil er sich nach der Meynung der Nazion, bey verschiedenen Gelegenheiten gar zu friedfertig bezeigt hatte.

Dieser Minister beherrschte England zwanzig Jahre lang mit unumschränkter Gewalt; und vielleicht hat es niemals einen Menschen gegeben, dessen Charakter und Handlungen sowohl in Gesprächen, als auch in öffentlichen Blättern, strenger untersucht worden wären.

Hume

Hume hat sich die Mühe gegeben, uns mit diesem berühmten Manne bekannt zu machen; und die Abbildung, die er von ihm entworfen hat, ist um desto schätzbarer, weil sie während der Administration dieses Ministers gedruckt worden. Sie ist mit eben so viel Scharfsinn als Unpartheylichkeit gezeichnet, und kann als ein Denkmal von der Freyheit der Presse betrachtet werden, die in Großbrittanien herrscht. Herr Walpole besitzt Fähigkeiten, aber kein Genie; er ist gut, aber nicht tugendhaft; er ist entschlossen, aber nicht großmüthig; er ist gemäßigt, aber nicht billig. Seine guten Eigenschaften sind frey von den Mängeln, die sonst ordentlicher Weise damit verknüpft sind; er ist ein großmüthiger Freund, er ist auch kein unversöhnlicher Feind. Gleichergestalt hat er Mängel, die nicht durch die Tugenden wieder ersetzet werden, welche sonst insgemein damit verbunden sind; seine Unthätigkeit in Unternehmungen wird durch eine weise Oekonomie noch lange nicht gut gemacht. Der Privatmann ist an ihm von größern Werth als der Staatsmann; die Tugenden überwiegen die Laster; das Glück ist größer als der Ruf. Bey seinen vortreflichen Eigenschaften hat er doch dem allgemeinen Hasse nicht entgehen, und bey seinen vielen Talenten hat er nicht vermeiden können, lächerlich zu werden. Man würde ihn seines hohen Postens für würdiger gehalten haben,

wenn er denselben niemals besessen hätte. Ueberhaupt ist er mehr für den zweyten Rang gemacht, als für den ersten. Seine Ministerschaft hat dem Vaterlande nicht so viel geholfen als seiner Familie; sie war vortheilhaft, mehr für die gegenwärtige Zeit, als für das zukünftige Jahrhundert, und war nicht sowohl wegen wirklicher Schäden, als wegen ihres schlimmen Einflusses gefährlich. Unter ihm hat die Handlung geblühet, die Freyheit ist in Verfall gerathen, und die Gelehrsamkeit hat ihren Untergang gefunden. Als Mensch liebe ich ihn, als Bürger der gelehrten Republik hasse ich ihn, als Be — wünsche ich seinen Fall, aber gelassen und ohne Widerwillen. Wäre ich Mitglied von einer der beyden Kammern des Parlements, so würde ich meine Stimme zu seiner Entfernung von St. James geben; jedoch sollte es mir lieb seyn, ihn den Rest seiner Tage zu Houghtonhall bequem und vergnügt zubringen zu sehen.

Dieser Minister verstand sich besser auf das Handlungs- und Finanzwesen, als auf die Staatsgeschichte; und der Krieg war niemals seine Sache. Er befürchtete, wie es auch würklich geschah, daß der Krieg die Klippe für sein Vermögen werden möchte. „In Friedenszeiten," sagte er: „getraue ich mir ein Parlement zu regieren; in „Kriegszeiten stehe ich nicht dafür."

Der

Der Cardinal von Fleury, Staatsminister in Frankreich, hatte sich diese Furcht oftmals zu Nutze gemacht, und darüber die Oberhand in den Negoziationen behauptet; und eben dies ist es, was Walpolen immer die Parthey, die ihm feind war, zur Last legte. Aber ein noch größerer Fehler, dessen man diesen Minister anklagte, war, daß er während seines langwierigen Ministerii nur einen sehr kleinen Theil von den Nationalschulden bezahlt hat. Endlich wurde Walpole gegen den Anfang des Krieges von 1744 durch das immer wiederholte Geschrey seiner Feinde genöthiget, alle seine Bedienungen niederzulegen. Einige Zeit darauf ward er gerichtlich angegriffen. Man forderte Rechenschaft von ihm wegen einiger Millionen Pfund Sterlinge, die binnen zehn Jahren zum geheimen Dienst aufgewendet worden waren, und worunter man zwölfmal hundert tausend Franken zählte, welche die Zeitungs- und andre Blättchenschreiber bekommen haben sollten, die ihre Federn zum Besten der Regierung verwendet hatten. Allein der König setzte seinen Minister wegen dieses Processes dadurch in Sicherheit, daß er die Sitzungen des Parlements prorogirte. Von selbiger Zeit an genoß Walpole die Annehmlichkeiten der Ruhe, und erwartete seinen Tod in einer rühmlichen Einsamkeit.

Niemand kannte die große Kunst der kleinen Politiker, die Kunst zu theilen und zu bestechen besser, als Walpole; und kein Minister in England hat sich des Geldes der Nation häufiger zur Beherrschung des Parlaments bedienet, als Er. Hieraus machte er auch gar kein Geheimniß. Eines Tages sagte ihm jemand ins Gesicht, alle Stimmen im Parlamente wären für Geld feil. „Ich weiß es „wohl," war seine Antwort; „und ich habe so„gar die Preiscourante davon."

Nichts destoweniger mußte Walpole auch sogar in den verdorbensten Zeiten empfinden, daß es beherzte, erhabene, edelmüthige Seelen giebt, welche mitten in einer reichen Stadt, dennoch der unaufhörlichen Versuchung zum Ueberflüßigen widerstehen können. Das Interesse des Hofes erforderte bey einer gewissen Gelegenheit, daß man einen englischen Herrn, der sich durch seine Verdienste ausnahm, auf seine Seite zu ziehen suchte. Walpole besuchte diesen Herrn. „Ich komme im Na„men des Königs," redete er ihn an, „Sie „seiner Gnade zu versichern; Ihnen zu sagen, wie „sehr es ihm leid sey, daß er Ihnen bisher noch „keine Gelegenheit habe beweisen können, um „Ihnen eine Bedienung anzubieten, die Ihren „Verdiensten gemäßer ist. —" „Mylord, antwortete ihm der englische Herr, „ehe ich

„Ih-

„Ihnen auf Ihre Anerbietungen antworten „darf, werden Sie mir erlauben, daß ich mir „in Ihrem Beyseyn meine Abendmahlzeit brin„gen lasse.“ In dem nämlichen Augenblicke trägt man für ihn ein Eingeschnittenes auf, das aus dem Uebriggebliebenen von einer Schöpskeule zubereitet war, wovon er seine Mittagsmahlzeit gehalten hatte. Hierauf wendete er sich zu dem Minister: „Mylord,“ sagte zu er ihm: „meynen sie wohl, daß ein Mensch, „der sich an einer solchen Mahlzeit zu begnü„gen weiß, der Mann sey, den der Hof so „leicht gewinnen könne? Sagen Sie dem „Könige nun, was sie gesehen haben; das ist „die ganze Antwort, die ich Ihnen geben kann.

Wang-tu.

Wang-tu, der Kaiser von Sina, (oder China), welcher sein Volk als Vater regierte, und seine Erhebung und Macht als Güter ansah, die ihm zum Besten seiner Unterthanen anvertraut worden, hatte eine Tochter, die sein einziges Kind und der Trost und Liebling seines Alters war. Er versprach sie dem Usan-ki, dem Sohne seines geliebtesten Mandarins zur Gemahlin, und dabey, daß er ihm alle sei-

ne

ne Staaten, als ihren Brautschatz vermachen wolle.

Usan-ki war damals ein Jüngling von den allerhoffnungsvollesten Neigungen und Fähigkeiten; aber die Aussicht auf den Besitz des Throns, und die Schmeicheleyen eines Hofes verderbten bald sein Herz. Er wurde stolz, übermüthig und grausam; und das Volk sah schon mit Grauen der Tiranney entgegen, die es unter seiner Regierung würde auszustehen haben. Nach der Verfassung der Sineser können die höchsten Staatsbedienten dem Kaiser Vorstellungen thun, wenn seine Entschliessungen der öffentlichen Wohlfahrt nachtheilig sind; und dies Vorrecht hat schon oft die Strenge des Despotismus gemildert. Wang-tu hörte mit Gram und Erstaunen die Beschwerden seiner Mandarine gegen den jungen Usan-ki.

Er ließ ihn vor sich kommen, und nachdem er sich von der Wahrheit seiner Unwürdigkeit überzeugt hatte, redete er die Staatsbedienten folgender Gestalt an: „Ich versprach dem „Usan-ki, einem damals weisen, gerechten „und menschenliebenden Jüngling, ihm meine „Tochter zur Ehe zu geben, und ihn zum Er„ben meines Reichs zu machen. Da er aber „jetzt von der Tugend abgewichen ist, so hat er „meine Verpflichtung getilgt, und sein Recht „auf beyde verwirkt.“ Hierauf wendete er sich

an

an den Usanzki, und sagte: „Ich gebiete dir „hiermit, dich von meinem Hofe zu entfernen, „und dein übriges Leben in der entlegensten „Provinz meines Reichs zuzubringen.“

Wasaorden.

Ein Denkmal, das sich Gustav der Dritte König von Schweden, errichtet hat. Das Haus Wasa hat seit mehr als dreyhundert Jahren eine Korngarbe im Wappen, und den Ackerbau auch treflich befördert. Zu noch besserer Aufnahme der nützlichen Künste stiftete Gustav, um seinen Krönungstag noch weiter auszuzeichnen, einen Orden, der sich durch seine Absicht schon von selbst vor allen andern Orden auszeichnet, die nur bestimmt sind, kriegerische oder hohe politische Verdienste zu belohnen. Allein dieser Orden ist gestiftet für Männer, die sich um Ackerbau, Bergwerke, den Handel, und alle Künste des Friedens verdient gemacht haben — selbst für Ausländer. Daher ihn der König z. E. einem Haller und Michaelis ertheilte. — Eine glänzende Perle in Gustavs Krone!

Weiber.

Nach der Erinnerung eines Engländers soll ein gutes Weib so seyn, wie gewisse drey Dinge, und auch nicht so seyn, wie eben diese drey Dinge. Erstens: sie soll seyn wie eine Schnecke, und stets in ihrem Hause bleiben, aber darinn soll sie sich von einer Schnecke unterscheiden, daß sie nicht alles, was sie hat, auf ihrem Rücken trage. Zweytens: soll sie seyn wie ein Echo, und bloß reden, wenn mit ihr geredet wird; nur soll sie darinn nicht dem Echo gleichen, daß sie stets das letzte Wort haben wolle. Drittens: soll sie seyn, wie eine Stadtuhr, und stets Zeit und Ordnung halten, nur soll sie gleich der Stadtuhr nicht so laut reden, daß man es in der ganzen Stadt höre. —

„Suchet mir sieben Weibsleute, sagte Philo, zu Matzen; ich glaube gar ihr träumet, versetzte er, ist ihrer nicht die ganze Welt voll? — wohlan dann, suchet mir eine, die folgsam, bescheiden, und geduldig sey, und noch sechs andre von diesem Schlage.“ — „Ha, ha! nun weiß ich, was ihr wollt; ihr meynet die sieben Wunderwerke der Welt?“ „Ey nicht doch! wer Wunderwerke fordert, der meynet Dinge, die rar und selten sind; ich aber glaube wahrhaftig,

daß

daß mein Begehren zu erfüllen nicht unmöglich ist, und daß es dergleichen unter ihnen giebt.“ —

Inzwischen beharret Matz darauf, daß sieben solche Weibsbilder, wie sie Philo hier verlangt, für die sieben Wunderwerke, und er vor das achte paßiren müßte, wenn er sie ausfindig zu machen im Stande wäre.

„Ein schönes Weib (sagt ein Weltmann) ist der Sonne gleich, die niemand, ohne Gefahr blind zu werden, in der Nähe anschauen darf.— Sie ist den Augen ein Paradies, der Seele eine Hölle, dem Leibe ein früher Tod, und dem Beutel ein Fegfeuer.“—

Dagegen ist ein Weib von ungemeiner Schönheit, mit männlichen Tugenden begabt, ein Meisterstück in ihrer Art.—

Allein, redet man von einer Weibsperson, so wird man gleich fragen: ist sie schön? hat sie Verstand? hat sie Geld? — wenige bekümmern sich, ob sie keusch ist. Eben als ob dieses keine dem weiblichen Geschlechte nothwendige Tugend wäre. —

Das schönste Eigenthum des weiblichen Geschlechts ist die Kunst sich beliebt zu machen. Besitzet es diese, so wird ihr kein Mensch die Vollkommenheiten absprechen.

Der Geist der Gesellschaft und Anmuth ist gewöhnlicher Weise das Eigenthum dieses Geschlechts. Sie scheinen überhaupt gemacht zu seyn, die Sitten der Männer zu mildern.

Man behauptet: der Kardinal Mazarin habe gesagt, daß viele Frauen der Regierung würdig wären! er habe aber hinzugesetzt: nur wäre zu fürchten, daß sie sich von Liebhabern unter das Joch bringen ließen, die kaum zwölf Hüner zu beherrschen fähig wären. — Diesen witzigen Einfall haben Isabella von Kastilien, Elisabeth von England, und Maria Theresia sattsam widerlegt. Auch sehen wir heut zu Tage in Norden eine Gesetzgeberin, die man weit höher, als den Landesfürsten von Griechenland, Kleinasien, Syrien und Aegypten schätzet. —

So viel Vorzüge indeß das weibliche Geschlecht hat, so ist es dennoch in vielen Stücken auf der Welt übel dran.

Die Weiber sind heutiges Tages bey den Indianern, was die Iloten bey den Spartanern waren, ein überwundenes Volk, verbunden für den Sieger zu arbeiten.

In der Türkey, in Persien, im mogolischen Reiche, in Japon, und in dem ungeheuren China wird eine Hälfte des menschlischen Geschlechts von der andern unterdrückt. Diese

über-

übermäßige Unterdrückung entspringt von der Liebe selbst. Ganz Asien ist voll von diesen Gefängnissen, wo die sclavische Schönheit auf den Eigensinn ihres Herrn wartet. Da haben eine Menge versammleter Weiber für einen einzigen Mann Gefühl und Willen. Ihre Siege dauren nur einen Augenblick, aber ihre Eifersucht, ihr Haß, ihre Wuth, erneuern sich alle Tage.— Da unterwirft sie der erniedrigendste Despotismus Ungeheuern, die, da sie von keinem Geschlechte sind, beyden zur Schande gereichen. Ihre Erzihung hat allda keine andere Absicht, als sie herabzusetzen! ihre Tugenden sind gezwungen, selbst ihre Ergötzungen sind traurig, und unwillkührlich, und nach wenigen Jahren leben sie ein langes und schreckliches Alter.

In den gemäßigtern Himmelsstrichen sind zwar die Weiber ihrer Freyheit nicht beraubt, aber die strenge Gesetzgebung hat sie überall abhängig gemacht. — In den Ländern, wo sie am glücklichsten sind, ist Zwang in ihren Begierden, Zwang in der Vertheilung ihrer Güter; sogar ihres Willens werden sie durch das Gesetz beraubet; sie sind Sclavinnen der mit Gewalt sie beherrschenden Meynung, die ihnen schon den bloßen Schein zum wirklichen Laster macht. Von allen Seiten sind sie mit Richtern umgeben, die zugleich ihre Verführer

und ihre Tyrannen sind, und die, nachdem sie ihnen selbst Schlingen gelegt haben, sie mit Schande strafen, wenn sie darein fallen. — So ist ungefähr das Schicksal der Weiber auf der ganzen Erde. Der Mann ist in Beziehung auf sie, nach den verschiedenen Himmelsstrichen und Zeitaltern, entweder gleichgültig gegen sie, oder ihr Unterdrücker; allein bald müssen sie eine kalte und ruhige Unterdrückung, wovon der Hochmuth die Quelle ist, bald eine gewaltsame und schreckliche Unterdrückung, die aus der Eifersucht entspringet, ausstehen. Liebt man sie nicht, so sind sie nichts: betet man sie an, so peiniget man sie. Sie haben die Gleichgültigkeit beynahe wie die Liebe zu fürchten.

Weihnachts-Geschenk.

Es war eine schöne Sitte bey den Römern, daß sie in den Tagen, die sie dem Andenken der goldenen Zeit widmeten, in welcher, wie sie meynen, Saturnus geherrscht hätte, allen Unterschied der Stände aufhuben, und die Knechte einer völligen, zwar kurzen, aber jährlich wieder kommenden, Freyheit genießen liessen. Und doch, so schön sie war, hatte diese Feyerlichkeit etwas trauriges; sie erinnerte lebhaft an den Verlust der goldenen Zeit, das Brod der

Dienst.

Dienstbarkeit und die Fesseln schienen nach Verlauf einiger Tage dem Elenden, der zu ihnen zurück kehren mußte, — nur desto härter.

Unsre Väter haben uns nicht diese, aber eine andre Sitte hinterlassen, welche schön und rührend ist, eine Art des häuslichen und doch allgemeinen Gottesdienstes, welcher dem gefallen muß, der ein Vater der Freude, und ein Vater der Kinder ist; dem gefallen muß, der die Kindlein herzte, und selber ein Kind ward.

Gesegnet sey der Mann, der diese Sitte erfand, der zuerst am heiligen Abend vor Weihnachten die Kinder seines Hauses versammlete, den kleinsten erzählte, daß der Sohn Gottes aus Liebe für sie ein Kind geworden wäre, die größeren an diese Wahrheit mit Rührung erinnerte, ihnen sagte, die ganze Christenheit freue sich, sie sollen sich auch freuen, klein und groß möge nun jauchzen, und sie mögen spielen mit den Geschenken, welche er und ihre Mutter ihnen schenken, aber sich mit ihm und ihrer Mutter auch der Wonne freuen, welches das Kindlein in der Krippe ihnen bereitet habe.

Es ist eine der süßesten Erinnerungen meines Lebens, wenn ich an die Weihnachtsabende gedenke, die ich mit meinen Geschwistern, meinen Eltern, und dem ganzen Hause feyerte. An

dem Tage ließen meine Eltern auch das Gesinde nicht leer ausgehen; die letzte Magd mußte sich freuen, denn es herrschte im Hause die Eine Empfindung:

„Das Heil ist unser aller!“

Es ist die Haupteigenschaft der deutschen Nation, daß sie herzlich ist, und dieser Charakter zeigt sich auch in der Feyer dieses Festes bey uns.

Gern geh ich auf den Christmarkt die Abende der Christwoche, und besuche die erleuchteten Buden, welche voll von der Freude des bevorstehenden Festes sind. Der Greis und das gebeugte Mütterchen verjüngen sich, indem sie Geschenke für die Enkel aussuchen, wiewohl sie klagen, daß zur Zeit ihrer Kindheit die Christmärkte besser versehen waren.

Aber welch ein Anblick, wann nun die süße Stunde schlägt, die Kinder gerufen werden, und in die Kammer stürzen, in welcher die Eltern mit zärtlicher Ungeduld ihrer harren!

Die grünen, mit hundert bunten Kerzen behangenen Buchsbaumbüsche, welche die Früchte der Jahrszeit, Aepfel, Nüsse, und Rosinen, verbergen und erleuchten, die schönen Puppen und Reuter und Schlitten und Wagen,

gen, unter denen man immer das Kindlein in der Krippe, oder zierlich geschnitzt die Flucht nach Egypten, oder die Hirten, oder die Weisen von Morgenland mit dem schönen Stern findet; alles das ist mit frommer Weisheit ersonnen, und zeuget von der edlen Einfalt und Herzlichkeit unsrer Väter.

Welby.

Heinrich Welby, war einer von den sonderbarsten Männern des vergangenen Jahrhunderts. Er wurde zu Lincolnshire gebohren, wo er ein Gut hatte, das ihm 1000 Pfund Sterlings eintrug; er besaß große Eigenschaften. Nachdem er auf den Universitäten eine geraume Zeit zugebracht hatte, machte er seine Erziehung durch die Reise an verschiedenen europäischen Höfen vollkommener; er hatte Freunde, und genoß der Achtung derer, die ihn kannten. Er war vierzig Jahr alt, als einer von seinen Brüdern, den die Ausschweifungen zu Grunde gerichtet hatten, ihm nach dem Leben trachtete; er drückte eine Pistole auf ihn los, die glücklicher Weise versagte. Aus dem Abbrennen des Zündkrautes wurde es Welby gewahr, entwaffnete seinen barbarischen Bruder, untersuchte die Pistole, und fand doppelte La-

dung darin. Diese Begebenheit betrübte ihn, und brachte ihm einen Ekel an der Gesellschaft bey, so daß er sich entschloß sie zu verlassen. Er miethete ein Haus im Grubstreet, ließ darin drey Zimmer zurichten, eines zum Essen, das andere zum Schlafen, und das dritte für sein Kabinet. Allda schloß er sich ein, und lebte vierzig Jahre darinnen, ohne heraus zu kommen. Er sah während dieser Zeit niemand, als eine alte Magd, die ihn bediente, und die nur im äußersten Nothfall zu ihm hinein kam. Sie bereitete ihm das Essen, welches in Brodt und Milch und einigen Hülsenfrüchten bestand, machmal, aber sehr selten aß er auch ein Ey. Er kaufte alle neu herausgekommene Bücher, und theilte seine Zeit in Lesen, Betrachten, und Beten ein. Kein Kartheuser beobachtete das Stillschweigen und die Enthaltsamkeit strenger als er. Sein brauner und grober Rock, sein langer und weißer Bart, den er hatte wachsen lassen, gaben ihm mehr das Ansehen eines alten Einsiedlers aus irgend einer Wüste, als eines Bewohners der so grossen und volkreichen Stadt London. Er verwendete den größten Theil seiner Einkünfte auf Almosen, und starb im Jahr 1636, seines Alters im 84sten Jahr. Seine alte Magd überlebte ihn nur sechs Tage; er hatte eine sehr liebenswürdige Tochter, welche mit dem Grafen von York vermählet war; aber weder sie,

noch

noch jemand aus seiner Familie hatte den Welby in seiner Einöde gesehen.

Werbung.

Alle gewaltsame und durch Ränke ausgeführte Werbungen sollten billig bey gesitteten Völkern abgeschafft werden. — Menschen stehlen, um sie mit Gewalt in die Sclaverey und zur Schlachtbank zu schicken — das flucht — das entehrt die Menschheit! wie kann der Staat sich Treue von einem Manne versprechen, der durch Treulosigkeit ihm zu Theil geworden? Der das Betrügen von einem Diener des Staats gelernet? Was helfen solche gezwungene Unglückliche dem gemeinen Wesen? Sie ziehen einige Jahre den Sold, dienen dazu, ein Glied bey der Special-Revüe auszuschmücken, setzen die Wachtsamkeit ihrer Kapitains und Officiers etwas in Athem, und wenn sie nun zu dem Thore, welches sie so lange bewacht haben, herausmarschiren: so ist Mondirung, Sold und Kerl verlohren, — auf immer verlohren. Es giebt Officiers, welche den Menschenhandel so gut verstehen als die Juden, welche den Engländern und Franzosen ihre Sclaven zu den amerikanischen Colonien liefern. Diese halten kein Mittel für

unerlaubt, Menschen wegzukapern, thun zur Noth während dem Kapituliren einem armen Teufel Opium in den Wein, und lassen ihn, wenn er davon eingeschlafen ist, binden und in die nächste Garnison transportiren; — oder sie werfen einem andern ganze Hände voll Gold hin, bis sie ihn erst in ihrer Gewalt haben. Alsdenn nehmen sie ihm alles wieder ab, und freuen sich, daß sich ein armer Unglücklicher von ihnen hat düpiren lassen. Alles dies gehört unter die erlaubten Werber- oder freyen Künste, die man sonst, wenn sie auf Jahrmärkten praktizirt werden, mit einer etwas kitzlichen Strafe belegt.

Wiedertäufer.

Die Raserey der Wiedertäufer zu Münster ist ein merkwürdiges Stück der Kirchengeschichte. Es kommen nicht nur so seltsame Dinge vor, daß, wenn sie nicht so nahe und so deutlich erwiesen wären, sie schwer zu glauben seyn würden: sondern sie ist auch ein deutlicher Beweis, wie gefährlich die Schwärmerey sey, und daß sie nicht nur zu den größten Ungereimtheiten, sondern auch zu den ärgsten Lastern verleiten könne.

Kersenbrock, der zu eben der Zeit, und in eben der Stadt gelebt, wo das Trauerspiel aufgeführet worden, erzählt uns davon folgendes:

„Die Unruhen, welche sich in der Stadt Münster angesponnen hatten, giengen mit dem Jahre 1524 an. Die Schwärmer wollten die Güter der Klöster mit Gewalt an sich ziehen. Sie plünderten die Kirchen, zerstückten die Bilder. Ihr vornehmster Lehrer, Bernhard Rottmann, war heftig, und ging immer auf Gewalt. Sie widersetzten sich nicht nur dem Bischofe, sondern auch ihrem Magistrat. Es erschienen in Münster zween neue Propheten von Wiedertäufern, Johann Bockelsohn und Johann Mathieson. Nicht nur diese, sondern auch viele andre Männer und Weiber hatten Erscheinungen. Sie liefen unsinnig durch die Gassen, schryen Buße, Buße, und kündigten den Gottlosen, das ist, die sich nicht wollten wiedertaufen lassen, und ihre Güter gemein machen, den Zorn Gottes an.

Im Jahre 1534 wurde ein neuer Magistrat von den Anführern erwählt. Die Anführer derselben sagten: daß der Rath bisher nach der Eingebung des Fleisches sey erwählet worden, so sey er jetzt nach den Eingebungen des Geistes zu erwählen. Es kamen also lau-

ter Wiedergebohrne, das ist, Wiedergetaufte in den Magistrat. Bürgermeister wurden zween Schneider, Knipperdolling und Kippenbroich. Nun hieß Münster eine christliche Republik, das neue Jerusalem.

Der Prophet Matthieson predigte, und das Zeichen zur Versammlung wurde mit einem Kanonenschusse gegeben. Sein Vortrag war, daß das neue Jerusalem und der Tempel von aller Unsauberkeit gereiniget werden müsse. Man müsse alle Katholiken, Lutheraner, und die sich nicht zu ihrer Lehre bekennen wollten, umbringen, damit eine Gesellschaft wäre, die aus lauter wahren Christen bestünde. Es würde auch dieser blutige Anschlag ausgeführet worden seyn, wenn nicht Knipperdolling ihn gemildert, und die Verjagung vorgeschlagen hätte. Es wurden also alle, ihrer Meynung nach unwiedergebohrne Männer und Weiber, Greise und Kinder bey Frost und Schnee mit Zurücklassung ihres Vermögens zu den Thoren hinausgetrieben, und ihnen sogar das Reisegeld unbarmherzig abgenommen.

Nach allerhand neuen Verordnungen, worunter sich auch die Einführung der Vielweiberey befand, trat ein neuer Prophet auf, Dusentschnür, und sagte: Der Vater im Himmel habe ihm offenbaret, daß Bockelsohn

zum

zum König über den ganzen Erdkreiß sollte gemacht werden. Er sollte herrschen über alle Könige, Kaiser, u. s. w. Dieser nahm es mit Freuden an, und war nun König.

Dieser Mensch war ein unächter Sohn eines Bockelt, der hernach seine Mutter eheligte, und mit ihr noch mehr Kinder erzeugete. Er lernte anfänglich das Schneiderhandwerk, nachher schenkte er Wein und Bier in der Stadt Leiden. Er hatte Witz und machte Reime. Er hatte vielen Umgang mit Wiedertäufern, und hatte nach vielem Herumwandern zum zweytenmal sich nach Münster begeben.

Er wußte als König sich ein Ansehen zu geben. Weil bey eingeführter Gemeinschaft der Güter alles Gold und Silber aufs Rathhaus gebracht worden: ließ er sich zwo goldene Kronen machen, einen goldenen Reichsapfel u. dgl. Er ernannte vornehme Hofbediente, und theilte die Länder aus; den einen ernannte er zum Herzog von Braunschweig, den andern zum Herzog von Sachsen ꝛc. Aber der Theaterkönig nahm bald ein schreckliches Ende. Man muß es den Bischöfen von Münster zum Ruhme nachsagen, daß sie recht große Nachsicht gegen die Schwärmer erwiesen: und durch Vermittelung des großen Landgrafen von Hessen, Philipps, erhielten sie anfänglich die

freye

freye Uebung der evangelischen Religion, zu der sie sich zu bekennen vorgaben. Da sie aber die Stifter und Klöster anfielen, und durch kein Vorstellung benachbarter Fürsten, die sich ins Mittel schlugen, sich zur Billigkeit bewegen ließen: so ward der Krieg beschlossen, und selbst die Protestantischen Stände gaben Truppen und Geld zur Belagerung. Die Stadt war genau eingeschlossen, und gerieth in die größte Hungersnoth, daß auch eine Mutter neugebohrne Zwillinge sich zur Speise zubereitete. Ihr König und Prophet sah oft den Himmel offen, und den Vater mit vielen Tausenden herabfahren, um die gottlosen Heyden vor der Stadt zu vertilgen. Er wollte von keinem Vergleiche, der noch immer angeboten wurde, etwas hören. Endlich wurde das Volk ungeduldig, aber keiner durfte ein Wort sprechen. Es war eine strenge Regierung, ein einziges verdächtiges Wort kostete das Leben. Der vornehmste Staatsminister verrichtete das Amt des Scharfrichters, und oft der König selbst. Eine seiner liebsten Gemahlinnen, die wankend im Glauben wurde, und über die Hungersnoth wehmüthig ward, mußte es mit dem Leben bezahlen. Der König selbst schlug auf dem Marktplatz ihr den Kopf ab, tanzte triumphirend um den blutigen Körper, und ließ das Gloria in excelsis anstimmen.

End=

Endlich gieng ein Officier zu den Feinden über, und führte bey finstrer und ungestümer Nacht 400 Mann durch die ihm bekannte Festungswerke in die Stadt, und eröfnete den andern die Thore. Die Schwärmer wehrten sich auf einem beschanzten Orte in der Stadt aufs äußerste. Nach vielem Blutvergießen wurde dem Reste der freye Abzug, nach Niederlegung des Gewehres, verstattet. Rottmann war in diesem Gefecht geblieben, Matthieson vorher umgekommen; der König Johann Knipperdolling und Krechting wurden gefangen, mit glühenden Zangen geknippen, mit einem Dolch durch Herz gestoßen, und ein jeder in einem eisernen Käfig am höchsten Thurm aufgehangen, wo die Käfige noch zu sehen sind.

Ein Schwärmer muß ein Mensch von vielem Feuer und starker Einbildungskraft seyn. Die göttlichen Wahrheiten wirken anfänglich sehr lebhaft in ihm. Er wird streng in der Tugend, und eifert wider die Laster. Dieses fühlt er, und bekommt daher große Gedanken von seiner eigenen Heiligkeit. Er betet mit besonderem Feuer; was alsdann ihm einfällt, sind göttliche Eingebungen, und wer sich ihm widersetzt, der widerstrebt dem heiligen Geist.— Eine gesunde Vernunft kann ihn nun nicht führen, die hält er für fleischlich. In der heiligen Schrift findet er überall einen tiefern Ver-

stand

stand versteckt, er sucht die dunkelsten Stellen auf, studieret vornehmlich die Weissagungen, und denket alles nach seinen Einbildungen und Wünschen. — — Seinen Zorn und Intoleranz glaubt er in den Worten: Er wird seine Tenne fegen, zu finden. Der Raub fremder Güter, ist seiner Meynung nach, rechtmäßig, weil Unwiedergebohrne kein Recht an den Gütern Gottes haben. — —

Nicht ein jeder Schwärmer verdienet Strafe. Träumet einem Thoren, er sey Kaiser zu Constantinopel, und er hält sich ruhig, so verdient er Mitleiden. Fängt ein Schwärmer Unruhen an, so steure man bey Zeiten. Hierin versah es der Rath zu Münster. Kommt es zum wirklichen Aufruhr, zum Rauben und Morden: so müssen sie als Aufrührer, Räuber und Mörder bestrafet werden.

Wiklef.

Dieser berühmte Engländer war ein Geistlicher von unsträflichen Sitten zu Lutterworth in der Shire Leicester. Er las die Bibel die er auch ins Englische übersetzte, und fand darinnen vieles, das mit der scholastischen

Theo-

Theologie nicht übereinstimmte. Besonders aber zog er gegen die Bettelmönche in einem eigenen Buche: Tractatus duo adversus Fratres mendicantes, und gegen den Papst Sylvester den I. zu Felde, weil dieser der erste ist, der die Ausstattung der Kirchen erlaubt hat. Seine Lehre fand einen Beschützer an Eduard dem III., und sonst viele Anhänger, aber auch viele Widersacher; wie dann einige Concilien in England gegen ihn gehalten, und auf dem Costnitzer fünf und vierzig seiner Artikel verdammt wurden. Indessen starb er selbst in Ruhe, aber sein Körper mußte noch im Jahr 1424 auf Befehl Martins des V. sich verbrennen lassen. Was halfs! Seine Lehren waren einmal bekannt geworden, und konnten nicht mehr ausgerottet werden; besonders da sie übers Meer herüber, namentlich nach Böhmen, bey der Gelegenheit kamen, da eine Böhmische Prinzessinn, Helena, Kaiser Karls des IV. Tochter, Gemahlin Richards des II. in England wurde, und unter andern Böhmen auch Hieronymus von Prag den Londoner Hof besuchte.

Morei sagt: Wicklef sey deswegen am Tage Sylvester gestorben, weil er so oft gegen den Papst Sylvester gepredigt habe.

Wilden, die, (in Amerika.)

Von diesen giebt uns Dr. Francklin folgende Nachricht:

„Die indianischen Männer sind in ihren jüngern Jahren Jäger und Krieger; in ihrem Alter Rathgeber; denn ihre ganze Regierung geschieht nach dem Rath oder Gutachten der Weisen; von Gewalt, von Gefängnissen, von Gerichtsbedienten, die zum Gehorsam zwingen, oder Strafen vollziehen, wissen sie nichts. Daher legen sie sich fast durchgehends auf die Redekunst; da der beste Redner den größten Einfluß hat. Die indianischen Weiber bestellen das Land, richten die Speisen an, säugen und ziehen die Kinder auf, und erhalten und überliefern den Nachkommen das Andenken öffentlicher Begebenheiten. Diese Beschäftigungen der Männer und Weiber sind ihrer Meynung nach natürlich und ehrenvoll. Da sie wenig künstliche Bedürfnisse haben, so bleibt ihnen Muße genug, sich durch Umgang und Gesellschaft zu vervollkommen. Unsre, im Vergleich mit der ihrigen, arbeitsame Art zu leben, halten sie für sklavisch und niedrig; und die Gelehrsamkeit, worauf wir uns so viel einbilden, für geringschätzig und unnütz.

Da sie oft Gelegenheit haben, öffentliche Rathsversammlungen zu halten, so haben sie sich eine große Ordnung und Wohlanständigkeit in ihrem Betragen bey denselben erworben. Die Alten sitzen in den vörderen Reihen, die Krieger in den nächstfolgenden, und die Weiber und Kinder in den letztern. Das Geschäft der Weiber ist, auf das, was vorgeht, genau Acht zu geben, es ihrem Gedächtniß einzuprägen, (denn schreiben können sie nicht) und es ihren Kindern wieder zu erzählen. Sie sind die Urkunden des Raths, und erhalten durch Ueberlieferung die Bedingungen von Verträgen, welche vor mehr als hundert Jahren geschlossen worden; und zwar so genau, daß wir sie, bey Vergleichung mit unsern schriftlichen Urkunden, immer ganz übereinstimmend finden. Wer etwas vortragen will, steht auf; die übrigen beobachten ein tiefes Stillschweigen. Hat er ausgeredet, und setzt sich nieder, so lassen sie ihm fünf bis sechs Minuten Zeit, sich zu besinnen, damit er, wenn er etwas vergessen, oder noch etwas hinzu zu setzen hat, wieder aufstehen und es vortragen kann. Einen andern zu unterbrechen, wird, selbst im gemeinen Umgange, für höchst unanständig gehalten.

Die Politesse dieser Wilden im Umgange geht wirklich etwas zu weit; da sie ihnen nicht

einmal erlaubt, dem, was in ihrer Gegenwart behauptet wird, zu widersprechen, oder es zu leugnen. Auf diese Weise vermeiden sie freylich Zank und Streit; aber dann wird es dadurch auch sehr schwer, ihre Meynung, oder den Eindruck, welchen man auf sie gemacht hat, zu erfahren.

Die Mißionarien, welche sie zum Christenthum zu bekehren gesucht haben, klagen alle hierüber als eine der größten Schwierigkeiten ihrer Mißion. Die Indianer hören geduldig zu, wenn ihnen die Wahrheiten des Evangeliums erklärt werden, und geben ihre gewöhnlichen Zeichen von Genehmigung und Beyfall; man sollte glauben, sie wären völlig überzeugt, aber nichts weniger, es ist eine bloße Höflichkeit.

Ein schwedischer Prediger versammlete die Süsqurhanah-Indinaner, und hielt eine Rede an sie, worinn er ihnen die vornehmsten historischen Facta, worauf unsere Religion sich gründet, als den Fall unsrer ersten Eltern durch das Essen des verbotenen Apfels; die Herabkunft Christi auf Erden, um das Uebel wieder gut zu machen, seine Wunder und Leiden u. s. w. vortrug. Als er fertig war, stund ein indianischer Redner auf, und dankte ihm. „Was ihr „uns da erzählt habt," sagte er: „ist alles „sehr gut. Es taugt freylich nichts Aepfel zu „essen.

„essen. Besser ists, wenn man Cyder daraus
„macht. Wir sind Euch sehr dafür verbunden,
„daß Ihr so gut gewesen und so weit herge-
„kommen seyd, um uns alle diese Dinge, die
„Ihr von Euren Müttern gehört habt, zu sa-
„gen. Zur Dankbarkeit will ich Euch nun
„auch etwas von denen erzählen, die wir von
„unsern Müttern gehört haben.

„In den ersten Zeiten hatten unsre Väter
„keine andere Speise zu ihrem Unterhalt, als
„das Fleisch von Thieren; und fiel ihre Jagd
„unglücklich aus, so verhungerten sie. Zwey
„unsrer jungen Jäger hatten einmal ein Stück
„Wild erlegt, und machten ein Feuer im Holze
„an, um einige Theile desselben zu braten. Als
„sie nun eben darüber aus waren, ihren Hun-
„ger zu befriedigen, sahen sie ein junges schö-
„nes Frauenzimmer aus den Wolken herab-
„kommen, und sich auf jenen Hügel, den Ihr
„dort zwischen den blauen Bergen seht, nieder-
„setzen. Sie sagten zu einander: es ist ein
„Geist, der vielleicht unser bratendes Wildpret
„gerochen hat, und davon zu essen wünscht: laß
„uns ihr etwas anbieten. Sie brachten ihr
„also die Zunge, wovon sie aß. Es schmeckte
„ihr, und sie sagte: eure Gefälligkeit soll be-
„lohnt werden. Kommt nach dreyzehn Mo-
„naten wieder an eben diesen Ort, so sollt ihr
„etwas finden, das euch zu eurer und eurer

„Kinder Unterhaltung bis in die spätesten Ge-
„schlechter von großem Nutzen seyn wird. Sie
„thaten dies, und zu ihrem Erstaunen fanden
„sie Pflanzen, welche sie vorher nie gesehen
„hatten, die aber von jenen alten Zeiten her,
„beständig zu unserm größten Vortheil unter
„uns gebauet worden. Wo ihre rechte Hand
„den Boden berührt hatte, fanden sie Mais;
„wo ihre linke Hand ihn berührt hatte, fan-
„den sie Vitsbohnen; und wo sie mit dem Hin-
„tern auf ihm gesessen hatte, fanden sie Tabak.“
Der gute Mißionair, der sich über das alberne Mährchen ärgerte, sagte: „Was ich euch er-
„zählte, waren heilige Wahrheiten; aber was
„ihr da jetzt vorbringt, ist bloße Fabel, Dich-
„tung und Unwahrheit.“ Der Indianer, der sich hiedurch beleidigt fand, erwiederte: „Mein
„Bruder, es scheint, daß die Eurigen Euch
„nicht die beste Erziehung gegeben haben; denn
„sie haben Euch in den Regeln der gemeinen
„Höflichkeit nicht gehörig unterrichtet. Ihr
„sahet, daß wir, die wir jene Regeln kennen
„und ausüben, alle Eure Historien glaubten;
„warum weigert Ihr Euch dann, die unsri-
„gen zu glauben?“

Wenn einige von ihnen in unsre Städte kommen, so läuft unser gemeines Volk gewöhnlich um sie zusammen, gafft sie an, und beunruhigt sie, wo sie für sich allein zu seyn wünschen; dies

hal-

halten sie für große Grobheit und Wirkung eines Mangels an Unterricht in den Regeln der Höflichkeit und guten Sitten. „Wir haben eben so „viel Neugier als Ihr,“ sagen sie, „und „wenn Ihr in unsre Städte kommt, so wünschen wir ebenfalls Gelegenheit zu haben, Euch „zu sehen; aber wir verstecken uns zu diesem „Ende hinter Gebüsche, wo Ihr vorüber gehen werdet, und dringen uns nie in eure Gesellschaft.“

Die Art, wie sie unter einander in ihre Dörfer hineingehen, hat gleichfalls ihre Regeln. Es wird für unhöflich von Reisenden gehalten, wenn sie unvermuthet, ohne vorher von ihrer Annäherung Nachricht zu geben, in ein Dorf gehen. Sobald sie daher so nahe kommen, daß man sie hören kann, bleiben sie stehen und rufen, und warten so lange, bis man sie einladet, hereinzukommen. Zwey alte Männer kommen gewöhnlich zu ihnen heraus, und führen sie hinein. In jedem Dorfe ist ein unbewohntes Haus, das Fremdenhaus genannt. Hier werden sie hineingebracht, unterdeß die Alten von Hütte zu Hütte herumgehen, und den Einwohnern anzeigen, daß Fremde angekommen, welche vermuthlich hungrig und müde seyn werden; worauf dann jeder ihnen so viel Lebensmittel, als er entbehren kann, und Felle, um darauf zu ruhen, hinschickt. Ha-

ben die Fremden sich erfrischt, so werden Pfeifen und Tabak hergebracht; und dann, aber nicht eher, fängt man an, sich mit ihnen zu unterreden, frägt sie, wer sie sind, wohin ihre Reise geht, was es neues giebt u. s. w. und das endigt sich gewöhnlich mit Anerbietungen von Diensten, wenn die Fremden etwa Wegweiser, oder sonst Bedürfnisse zur Fortsetzung ihrer Reise nöthig haben. Für die Bewirthung wird nie das geringste verlangt.

Dieselbe Gastfreundschaft, die in ihren Augen eine der vornehmsten Tugenden ist, wird auch von Privat-Personen ausgeübt, wovon Conrad Weiser unser Dollmetscher, mir folgendes Beyspiel erzählte:

Er war unter den sechs Nationen naturalisirt, und redete die Mohacksche Sprache sehr gut. Als er nun einmal durch das Land der Indianer gieng, um eine Bothschaft von unserm Gouverneur an den Rath zu Onongaga zu bringen, sprach er in der Wohnung des Canassetego, eines alten Bekannten, vor, der ihn umarmte, Felle zum Sitzen für ihn ausbreitete, ihm einige gekochte Bohnen und Wildpret zum Essen, und etwas Rum mit Wasser vermischt zum Getränk vorsetzte. Als er sich zur Gnüge erquickte, und seine Pfeife angezündet hatte, fieng Canassetego das Gespräch an; fragte, wie es ihm die vielen Jahre her,

daß

daß sie einander nicht gesehen, gegangen; woher er jetzt käme, was die Ursache seiner Reise wäre? u. s. w. Conrad beantworte alle seine Fragen, und als das Gespräch endlich stockte, sagte der Indianer, um es wieder in Gang zu bringen. „Hört, Conrad, Ihr habt lange unter den Weissen gelebt, und wißt etwas von „ihren Gebräuchen.“ — „Ich bin zuweilen in Albany gewesen, und habe bemerkt, daß sie alle „sieben Tage einmal ihre Buden verschließen, „und alle in dem großen Hause zusammen „kommen,“ sagte Conrad, „um gute Dinge „zu hören und zu lernen.“ „Ich zweifle nicht,“ sagte der Indianer, „daß sie Euch das sagen; „sie haben mir das nämliche gesagt: aber ich „zweifle sehr, daß es wahr ist, und will Euch „sagen, warum? Ich gieng neulich nach Albany, um meine Felle zu verhandeln, und „mir Leinewand, Messer, Pulver, Rum, und „dergleichen einzukaufen. Ihr wißt, ich „pflegte gewöhnlich mit Hanson Hanson zu „handeln; hatte aber jetzt eben Lust es auch einmal mit andern Kaufleuten zu versuchen. Indeß sprach ich zuerst bey Hans ein, und „fragte ihn, was er mir für die Biberfelle „geben wollte? Nicht mehr, sagte er, als „vier Schillinge fürs Pfund: aber, setzte er „hinzu, ich kann jetzt nicht weiter darüber sprechen; dies ist der Tag, da wir zusammen „kommen, um gute Dinge zu lernen, und ich

„bin gerade im Begriff, in die Versammlung „zu gehen. Ich dachte also bey mir selbst, da „ich doch heute nicht handeln kann; so mag ich „einmal mit in die Versammlung gehen, und „gieng mit ihm. — Da trat ein schwarz ge„kleideter Mann auf, und fieng an, sehr zor„nig zu den Leuten zu reden. Ich verstand „nicht was er sagte; da ich aber bemerkte, daß „er oft nach mir und Hanson sah, so dacht' „ich, er wäre zornig darüber, daß ich da wä„re; ich gieng also heraus, setzte mich vor dem „Hause nieder, schlug Feuer, zündete meine „Pfeife an, und wartete, bis die Versamm„lung auseinander gieng. Es kam mir auch „so vor, als ob der Mann etwas von Bibern „gesagt hätte, und ich muthmaßte, daß dieß „wohl der Gegenstand ihrer Zusammenkunft „seyn möchte. Als sie also heraus kamen, „macht' ich mich wieder an meinen Kauf„mann. — Nun, Hans! sagte ich, ich hoffe „Ihr seyd eins geworden, mehr als vier Schil„linge fürs Pfund zu geben? Nein, sagt' er, „ich kann nicht so viel geben, nicht mehr als „vierthalb Schillinge. Ich gieng darauf zu „verschiedenen andern Kaufleuten, aber alle „sangen das nämliche Lied, viertehalb Schillin„ge! viertehalb Schillinge! dies ließ mir kei„nen Zweifel übrig, daß mein Verdacht ge„gründet sey; und daß, was sie auch immer „von guten Dingen, die sie in diesen Zusam„men=

„menkünften lernten, sagen mochten, ihre wah-
„re Absicht war, sich zu berathschlagen, wie sie
„uns Indianer im Einkauf der Biberfelle be-
„trügen könnten. Denkt nur ein wenig nach,
„Conrad, so müßt ihr gewiß meiner Mey-
„nung seyn. Wenn sie so oft zusammen
„kämen, um gute Dinge zu lernen, so
„würden sie gewiß wohl schon längst wel-
„che gelernt haben. Aber sie sind noch im
„höchsten Grade unwissend. Ihr wißt, wie
„wir es machen. Kommt ein Weisser bey ei-
„ner Reise durch unser Land, in eine unsrer
„Kabanen, so bewirthen wir ihn alle, wie ich
„Euch bewirthe; wir trocknen ihn, wenn er naß
„ist, wir wärmen ihn, wenn er kalt ist, wir ge-
„ben ihm zu essen und zu trinken, damit er sei-
„nen Hunger und Durst stille, und wir legen
„ihm weiche Felle hin, um darauf zu ruhen
„und zu schlafen: und für das alles fordern wir
„nichts. Geh' ich aber in das Haus eines
„Weissen zu Albany, und bitte um etwas zu
„Essen oder zu Trinken, so fragt man gleich:
„wo habt ihr Geld? Und hab ich nichts, so
„heißts: Packe dich fort, du indianischer
„Hund! Ihr seht also, sie haben noch nicht ein-
„mal diese kleinen guten Dinge gelernt, die man
„uns in kleinen Zusammenkünften zu lehren
„braucht, weil unsre Mütter sie uns lehrten,
„als wir noch Kinder waren; und daher ists
„unmöglich, daß ihre Zusammenkünfte, wie

„sie sagen, irgend einen solchen Zweck haben,
„oder eine solche Wirkung thun sollten; nein,
„sie halten sie blos um sich zu berathschlagen,
„wie sie die Indianer im Einkauf der Biber-
„felle am besten betrügen wollen. “

Wilhelm Heinrich, (Pr. v. Engl.)

Dritter Sohn des jetzt regierenden Königs von England, geht in das achtzehnte Jahr seines Alters. Er ist lang, von schöner Gesichtsfarbe, mit langen Flachshaaren; und wenn er im Zimmer sitzt, oder zu Pferde erscheint, ist er von angenehmer Gestalt. Aber wenn er steht oder geht, erscheint sein Schritt, weil er sehr eingebogene Knie hat, unfest; und so wirksam er sich auch bezeugt, flößt er dennoch eben keinen Begriff von Stärke ein. Es ist sehr leicht, das Gemüth eines Jünglings zu irgend einer Neigung zu lenken, und selbst eine enthusiastische Wärme für irgend eine Beschäftigung in ihm zu erwecken. Prinz Wilhelm Heinrich konnte wahrscheinlicher Weise, so lange er nicht mit Schiffen und Seesachen zu schaffen gehabt, keine besondere Neigung für das Seeleben haben, und warum sollte sie bey ihm größer seyn, als bey seinen übrigen Brüdern? — Aber sein königlicher Vater, der

ihn

ihn für das Seewesen bestimmt hatte, wandte mit gutem Erfolg diejenigen Mittel an, ihm Hochachtung für diesen Stand einzuflößen, und in seiner jugendlichen Seele ein Verlangen zu gründen, jenen großen Seehelden, die der Nation, dem Adel, und königlichen Familie Ehre gemacht haben, nachzueifern.

Allein obgleich die Neigung für das Seeleben nicht ursprünglich bey dem Prinzen war, so war es doch sein wirksames, muthiges und männliches Betragen, das den König seinen Vater dahin brachte, ihn für diesen gefährlichen und ehrenvollen Stand zu bestimmen. Wilhelm Heinrich wird von seiner königlichen Mutter vorzüglich geliebt. Ein gewisses einnehmendes Wesen, Simplicität, Zuvorkommenheit und edle Leutseligkeit, bezeichneten den Jüngling von seiner frühesten Jugend an.

Im dreyzehnten Jahre ward er auf das Schiff des Admirals Digby gegeben; zwey tausend Pfund wurden für des Prinzen Tafel zugestanden. Er ließ es sich äußerst angelegen seyn, die Seewörter, und die Handhabung der Seile und anderer Schiffswerkzeuge zu lernen. Er besitzt eine natürliche Behändigkeit, und findet sein Vergnügen daran, bis oben in den Mastkorb zu klettern; und bey jeder Gelegenheit versieht er alles, was ihm

als

als Mitschipmann obliegt. Er hatte das Glück, verschiedenen Actionen beyzuwohnen; und er ließ eine Unerschrockenheit dabey merken, die des Hauses Braunschweig würdig ist.

Ob es auf des Prinzen eigenes Verlangen geschah, wie wahrscheinlich ist, oder ob eine andre Ursach zum Grunde lag; genug, er ward von des Admirals Digbys Schiff auf das Schiff des Admirals Rowley gegeben. Von diesem letzteren hat der Prinz eine sehr günstige Meynung gefaßt; von dem ersteren soll er, wie man sagt, weniger gehalten haben. Admiral Digby hält sehr auf strenge Zucht, ist ein großer Oekonome, und beobachtet die Mäßigkeit der alten Engländer an seiner Tafel; so daß ein alter Schottischer Geistlicher, oder Spartanischer Bürger, nichts daran zu tadeln finden würde.

Admiral Rowley versäumet nichts, was seinen Dienst oblieget; aber in seinem Betragen ist er ungezwungen und frey, und in seiner Lebensart vornehm und prächtig. Der Prinz, welcher oft den Admiral Rowley besucht hatte, ward sogleich durch die Uebereinstimmung ihrer Sitten für ihn eingenommen; und nachdem er ein Mitglied seines Schiffes geworden war, sah der Admiral ihm in allen Stücken nach, und erlaubte ihm, seiner geselligen Neigung in

An-

Ansehung seiner Seebrüder zu folgen. Hier mußte dem Prinzen nothwendig die strenge Oekonomie und das trockne Betragen des Admirals Digby, mit den muntern Sitten und den glänzenden Festen des Admirals Rowley verglichen, auffallen. Der Admiral verließ eines Mittags das Schiff, und setzte einen Substituten vor sich, um die Honneurs der Tafel zu machen. Der Prinz, der ein wenig lustig geworden war, forderte noch eine Bouteille Wein. Des Admirals Stellvertreter ließ sie bringen, aber fügte hinzu: „daß, wenn sie noch mehr „trinken würden, so würden sie alle Prinzen „werden.„ — Der Prinz läßt sich den Titel: Königliche Hoheit, von den gemeinen Soldaten gefallen; aber unter den Offizieren mißfallen ihm alle Ceremonien; er sagt: er sey nur ein Prinz am Bord und nicht am Hofe, und sieht es am liebsten, wenn der Admiral ihn Wilhelm nennt, und die Midshipmen und jungen Lieutenante es mit ihm auf dem vertrautesten Tone der Seeleute nehmen. Gegen die jungen Leute von seinem Alter auf dem Schiffe ist er vorzüglich offenherzig und mittheilend, und sagt seine Meynung von allen Personen mit uneingeschränkter Freymüthigkeit; den König und die Königinn, für welche er große Ehrerbietung hegt, allein ausgenommen.

Was seine Brüder anbetrift, so glaubt er, sie thäten nicht Recht, so ruhig zu Hause zu sitzen, sondern sie sollten wie er, entweder in Land- oder Seedienste treten. Er ist ein großer Liebhaber von kleinen Schwänken, und erzählt seinen Seekameraden manchen lustigen Streich, den er den jungen Prinzeßinnen, seinen Schwestern gespielt hat. Von dem Bischof von Osnabrück hält er besonders viel und bezeiget oft ein sehnliches Verlangen ihn wieder zu sehen. Von allen Offizieren spricht er ohne Zurückhaltung; und im Ganzen ist der hervorstechendste Zug in dem Charakter dieses liebenswürdigen Jünglings, eine einnehmende Offenheit und Umgänglichkeit.

Daher ist er der Liebling der Officiere und Matrosen. Unter letztere theilt er eine große Menge Tobak und andere Dinge aus, und auf dem Schiffe, wo er ist, geht alles ungewöhnlich munter und hurtig zu.

Der höfliche Empfang des Prinzen von den Spanischen und Französischen Offizieren auf der Havanna und Cap François, und das edle Betragen ihres Königlichen Gastes sind allgemein bekannt.

Aber es giebt manches, welches dem Prinzen Ehre macht, das, so viel wir wissen, noch nicht bekannt gemacht ist. Er ward eingela-

den

den in den Pallast des Gouverneurs von der Havanna zu wohnen. Er gab die gebührende Antwort, aber fügte hinzu: er würde nicht auf. ser dem Hause des Admirals Solano wohnen, da er von seiner eignen Profeßion wäre. Don Solano fühlte das Compliment, und sagte in der Englischen Sprache, welche er fließend re. det, er würde nach Schließung des Frie. dens, welcher, wie er befürchtete, jetzt gebro. chen seyn möchte, nach England gehen, Seiner Majestät seine Aufwartung zu machen, um Höchstdenenselben für die Ehre zu danken, die sie ihm durch ihren Sohn erwiesen.

Auf Cap François ward dem Prinzen be. gegnet, als wenn er Monarch des Landes wä. re, und er ward gebeten, die Parole für die Garnison zu geben. — Die Parole, sagte er, ist: Ludwig, der euch alle beschützen wird.

Eine Brigade Irrländer, in Spanischen Diensten, bat bey dieser Gelgenheit um die Er. laubniß, dem Priuzen ihre Ehrerbietung zu be. zeigen, welches er aber mit großem Unwillen ablehnte. Itzt befindet er sich in Amerika.

Wilkes.

Wilkes.

Dieser von dem Volke in England so beliebte, und vom Ministerio so verhaßte Mann, der durch sein 45stes Stück des Nordbritons, eines englischen Wochenblatts, so bekannt geworden, brachte den König durch eben dieses Blatt um die Liebe der Nazion, und bestimmte in demselben die gesetzmäßige Gewalt der Minister für alle künftige Zeiten.

Hr. v. Archenholz giebt uns von dieser berüchtigten Affaire folgenden Aufschluß:

„Da diese für den Philosophen, für den Staatsmann, ja für jeden denkenden Kopf höchst wichtige Begebenheit unserer Tage nie recht in Deutschland bekannt, und Wilkes durchaus verkannt worden ist, so will ich hier eine getreue Darstellung dieses großen Vorfalls liefern.

Die Administration des Lords Bute, die gleich nach dem Regierungsantritt des Königs anfieng, und dessen erste Frucht der so unerwartete Friede 1762 war, mißfiel der Nation ausnehmend, wozu noch kam, daß Bute, ein Schottländer, einer großen Anzahl Engländer ihre Bedienungen nahm, und solche an Schottländer vergab.

Wilkes war in dieser Zeit Mitglied des Unterhauses, das er schon bey den zwey vorhergegangenen Parlamentern gewesen war. Die Eigenschaften dieses Mannes sind: viel Verstand, eine große Kenntniß der Rechte seines Landes, Muth, Entschlossenheit, und eine unbesiegbare Standhaftigkeit; allein er ist nur ein mittelmäßiger Redner, worauf doch im Parlament so viel ankömmt. Er hatte sein ansehnliches Vermögen durchgebracht, und wünschte daher einen lucrativen Posten. Zwey derselben waren vorzüglich nach seinem Geschmacke: der Posten eines Gouverneurs in den amerikanischen Colonien, und derjenige eines Gesandten bey der Pforte. Er sollicitirte um beyde bey Lord Bute. Man sagte ihm alles zu, und hielt nie Wort. Dieses brachte Wilkes auf. Da er ein weit größer Talent zum Schreiben als zum Reden hatte, so ergriff er die Feder, und bediente sich sehr geschickt der Disposition des Volks, um den Minister anzugreifen. Dieses war der einzige Gegenstand seines periodischen Blattes, der North-Briton, genannt. Die sonderbaren Ministerial-Thaten seines Gegners lieferten ihm hierzu den reichhaltigsten Stoff. Der Minister brannte vor Begierde sich zu rächen, und wartete nur auf eine gute Gelegenheit, die sich bald zeigte.

Die Reden, die der König im Parlamente hält, werden allemal von einem Minister ge-

macht, und gewöhnlich erst im geheimen Conseil approbirt, daher man sie, ungeachtet sie aus dem Königlichen Munde kommen, doch als Reden des Ministers ansehn kann. Nun bediente sich der König, da er vom Thron dem Parlament den Frieden verkündigte, folgender Worte: „Nachdem ich mit Einstimmung meines guten Bruders, des Königs von Preussen, den Frieden geschlossen habe u. s. w.“ Wie es sich mit dieser Einstimmung verhielt, weiß jedermann, der die neueste Geschichte kennt; auch war es in England durchaus bekannt, daher Wilkes es in seiner Schrift geradezu eine Lüge nannte. Bute bediente sich des Vorwandes, daß der König persönlich angegriffen wäre, und ließ Wilkes nach dem Tower bringen. Solche Verhaftnehmungen hatten sich schon vorher Englische Minister bey außerordentlichen Gelegenheiten erlaubt, wenn nämlich von Hochverrath die Rede war. Die Gesetzmäßigkeit dieser Macht wurde in dem Proceß des Wilkes untersucht und bestimmt, der vermöge der Habeas Corpus-Akte wenig Tage nach der Arretirung vor sich ging. Ganz England war dabey interessirt, da es hier auf die Rechte eines jeden Engländers ankam. Wilkes trat hierbey als Champion der Nation auf, unterstützt von den größten Rechtsgelehrten des Königreichs, und zum Tribunal begleitet von einer zahllosen Menge Volks, das die Entschei-

dung

dung erwartete. Sie fiel für ihn aus. Wilkes wurde losgesprochen, und die beyden Minister Lord Egremont und Lord Hallifax, die den Verhafts-Brief unterzeichnet hatten, zu einer Geldstrafe von fünf tausend Pfund Sterling verdammt.

Man war so weit gegangen, seine Papiere zu durchsuchen, weshalb Wilkes nach seiner Loslassung zum Ober-Friedensrichter Fielding gieng, beyde vorbenannte Minister als Räuber anklagte, die sein Haus spoliirt hätten, und einen Criminal-Verhafts-Brief (warrant) wider sie verlangte. Dies Gesuch wurde zwar abgeschlagen, allein die Kühnheit des Schritts machte ihm Ehre. Einige bey ihm gefundene Papiere veranlaßten indessen seine mächtigen Feinde, einen Proceß gegen ihn anzuspinnen, dem er sich nicht unterziehen wollte, und deshalb England verließ. Er hielt sich einige Jahre in Frankreich und Italien auf, während welcher Zeit er als nicht erscheinend verdammt, und sein Name durch die dem Hofe ergebene Majorität in der Parlementsliste ausgestrichen wurde.

Geldmangel und seine ausländischen Gläubiger trieben Wilkes nach England zurück. Er kam in London mit einem Entwurf an, den er mit vieler Klugheit und Beharrlichkeit ausführte, und der auch durch den besten Er-

folg gekrönet wurde. Er stellte sich vor das Tribunal, und empfieng das Urtheil eines zweyjährigen Gefängnisses in der King's. Bench. Er unterwarf sich demselben, und wollte sich dahin begeben; das Volk wollte es aber durchaus nicht zulassen, und nöthigte ihn, sich in eine Taverne zu verfügen. Hier wollte er das Ende des Tumults erwarten, allein vergebens. Das Haus wurde gleichsam belagert, und der Volkshaufe, anstatt sich zu verringern, vermehre sich. So dauerte es bis in die Nacht, worauf denn Wilkes, seinem Plane getreu, ein sonderbares Mittel ergriff, das vielleicht beyspiellos ist. Man hört täglich von Verkleidungen, um aus Gefängnissen zu entkommen; allein unerhört ist eine Verkleidung, um ins Gefängniß zu eilen. Wilkes bediente sich dieser Vorsicht, und langte glücklich in der King's. Bench an.

Dieses Gefängniß liegt in den St. George Feldern, die den folgenden Tag von dem zahllosen Volke ganz bedeckt waren. Es wollte das ungeheure Gebäude dem Erdboden gleich machen, und auf diese Weise seinen Liebling befreyen. Es würde auch geschehn seyn, wenn Wilkes nicht selbst am Fenster erschienen wäre, und durch dringendes Bitten es verhindert hätte. Die Tumulte währten jedoch beständig fort, bis man endlich Soldaten kommen ließ, die durch Blut diese unruhige Scenen endigten.

ten. Ein Knabe von niedrigem Stande, Namens Allen, wurde dabey erschossen. Sein Tod, der in einem andern Lande kaum würdig scheinen würde, in einer Zeitung zu paradieren, wurde hier als die größte Staatsangelegenheit behandelt. Alles schrye über Mord. Das Volk rasete, die Vernünftigern murreten, die Minister zitterten, und selbst der König war mit diesem Vorfall höchst unzufrieden.

Wilkes lebte indessen in seinem Gefängnisse sehr wohl. Er war den ganzen Tag mit Besuchen überhäuft. Täglich kamen verdienstvolle und angesehene Männer zu ihm, und boten ihm ihre Dienste an. Sein Geldmangel hörte von Stund an auf, und die Societät der Aufrechthaltung der englischen Rechte (Society of the bill of rights) bezahlte sogar seine englischen Schulden, die sehr beträchtlich waren. In dieser Zeit wurde er auch zum Repräsentanten der Grafschaft Middlesex erwählt.

Seine Loslassung im Jahr 1770 war die Losung zu neuen Unruhen. Das Parlament, das Wikes als ausgestoßen ansah, hatte an seiner Stelle den Obristen Luttrel, der nur sehr wenige Wahlstimmen aufzeigen konnte, als Repräsentanten von Middlesex angenommen. Dieses griff die Grundverfassung des Reichs an, da nicht die ganze gesetzgebende

Gewalt in England, vielweniger das Unterhaus allein, die Macht hat, einen förmlich erwählten Repräsentanten des Volkes zu verwerfen. Auf diese Gesetze gestützt, trotzte Wilkes diesem von der ganzen Nation gehaßten Parlament, und mißhandelte es auf eine unerhörte Weise. Es wäre ihm leicht gewesen, von hunderttausenden begleitet, seinen rechtmäßigen Sitz im Parlament mit Gewalt einzunehmen und zu behaupten. Der Erfolg würde ganz anders gewesen seyn, als bey dem unsinnigen Gordon, dessen Anhänger nur der Abschaum des Pöbels waren. Dahingegen Wilkes den größten und edelsten Theil der Nation, ja ein Drittel des Parlaments selbst auf seiner Seite hatte. Einige seiner Freunde riethen ihm zu diesen heftigen Maasregeln, er gab ihnen aber kein Gehör, sondern wartete ein neues Parlament ab.

Mittlerweile wurde er, ungeachtet aller Ministerial-Cabalen, zum Aldermann von London, zum Sherif der Grafschaft Middlesex, und 1774 gar zum Lordmajor dieser großen Stadt erwählt. War gleich sein Ehrgeiz hiedurch befriedigt, so war doch der Haupttheil seines Entwurfs: Reichthum, noch zurück. Auch hierin glückte es ihm, da er 1778 den überaus einträglichen Posten als Kämmerer, oder Schatzmeister von London erhielt.

Diese

Diese Stelle ist auf Lebenslang, und befriedigte alle Wünsche dieses in der That sonderbaren Mannes. —Wenn kluge Maasregeln mit nicht gemeinen Talenten verbunden, durch Muth und Standhaftigkeit unterstützt, und mit einer seltenen Beharrlichkeit bis zum Ziele geführt, ein Recht auf unsre Bewunderung haben, so verdient sie Wilkes gewiß. Es hieng bloß von ihm ab, ein Catilina zu werden; er war es nicht, sondern begnügte sich ein Wohlthäter seiner Nation zu seyn. Er war es auch im eigentlichsten Verstande bey vielen Gelegenheiten. Selbst bey dem erschrecklichen Gordonschen Tumult, da die Minister zitterten und unthätig waren, und die Magistratspersonen von London ihre Häuser nicht verlassen wollten, wagte sich Wilkes unter den rasenden Pöbel, und rettete mit Gefahr seines Lebens die Bank, die man eben plündern wollte. Er gebrauchte Bitten, Vorstellungen und Drohungen, ja einige der wüthenden Aufrührer griff er mit eigenen Händen an, und nahm sie in Verhaft. Diese herzhafte und patriotische Handlung zur Zeit der Noth söhnte ihn auch mit dem Könige aus, der ihn seit zwanzig Jahren tödtlich haßte. Er ist jetzt ein eifriger Anhänger des gegenwärtigen Pittschen Ministeriums.

Im Jahr 1772, da Wilkes noch Aldermann war, ereignete sich der höchst sonderbare

Staatsprozeß des Unterhauses mit dem Lord-major von London, Crosby, eine Begebenheit von so außerordentlicher Art, daß sie bey einer getreuen Darstellung die englische Verfassung, Sitten und Denkungsart der Nation mehr charakterisirt, als ganze Bände; die uns, wie durch einen Schlag der Zauberruthe, ins romantische Land, oder zurück in die glücklichsten Zeiten Griechenlands und Roms versetzt, weit entfernt, es als die Geschichte unserer Tage zu betrachten, da dieser Vorfall, so wie vieles andere England betreffende, in Deutschland höchst unvollkommen, und bloß als Zeitungsnachricht bekannt ist, so mag es ein Beweis mehr seyn, wie wenig wir diese uns so nahe gelegene Insel kennen.

Das Unterhaus durch eine sehr beleidigende Schrift aufgebracht, gab einem Parlamentsboten den Auftrag, zwey Drucker, die solche bekannt gemacht hatten, zu arretiren. Der Parlamentsbote, ein Mann von einigem Ansehn, verfügte sich hierauf nach der City, wo beyde Drucker wohnten, um den Befehl zu vollziehen. Seiner Instruction gemäß, waren hierbey keine weitern Formalitäten nöthig, da doch nach den Gesetzen kein Verhaftsbrief in der City gültig ist, den der Lordmajor von London nicht unterzeichnet hat. Der eine Drucker wurde auch ohne alle Widersetzung in

Ver-

Verhaft genommen. Nun erfordern die Gesetze, daß ein solcher Arretirter sogleich zu einem Friedensrichter, oder wenn es eine Stadt ist, die ihren Magistrat hat, aufs Rathhaus gebracht werde, damit man über die Gültigkeit des Verhafts entscheiden könne. Es fiel dem Parlamentsboten keinen Augenblick ein, dieses Gesetz zu übertreten, ob er gleich seinen Auftrag selbst von einem Theile der gesetzgebenden Gewalt hatte. Sie giengen also beyde nach dem Rathhause Guildhall. Die beyden Aldermänner, Wilkes und Oliver saßen diesen Tag Gericht. Der Arretirte wurde vor sie gebracht, und der Verhaftsbefehl des Parlaments vorgezeigt. Da dieser nun nicht von dem Lordmajor unterzeichnet war, so wurde er für ungültig erklärt, und der Arretirte sogleich freygesprochen. Wilkes frug hierauf den Befreyten: ob er sonst noch etwas verlange? Dieser Mann aber, dem es an Gegenwart des Geistes fehlte, antwortete: „Nein!“ und entfernte sich. Ein gleiches that der bestürzte Staatsbote, allein mit dem Entschluß, es bey dem andern Drucker zu probieren. Er hoffte, da es eben Mittagszeit war, und die Aldermänner folglich die Seßion bald endigen dürften, einen andern Richter zu finden, der mehr Achtung und Furcht fürs Unterhaus haben würde, als der kühne Wilkes.

In dieser Erwartung gieng er zu dem zweyten Drucker, der aber die Gesetze besser, als sein Vorgänger kannte, und den Verhafts-befehl sehen wollte. Sobald er die fehlende Unterschrift des Lordmajors gewahr wurde, so behandelte er den Parlamentsboten als einen Mann, der ihn unrechtmäßiger Weise in seinem Hause Gewalt anthun wollte, und ließ ihn durch einen Constable in Verhaft nehmen. Nunmehr gieng die Prozeßion wieder nach dem Rathhause; der Drucker als Kläger, und der Parlamentsbote als Gefangener, von dem Constable und einer großen Menge Menschen begleitet. Die Aldermänner waren nicht mehr da, sondern hatten sich nach dem Mansionhouse zum Lordmajor Crosby verfügt, dem sie den Vorfall eben meldeten, als die Prozeßion auch in diesem Pallaste anlangte.

Crosby war ein guter Mann, aber von eingeschränkten Einsichten, der bloß durch die Anciennität und durch Reichthum bis zur Lord-majorswürde gestiegen war. Er war auch Parlamentsglied, allein kein Redner; sein Ehrgeiz war begränzt, sowohl als sein Patriotismus. Er befand sich in einem Alter, wo man sich nach Ruhe sehnt, und hatte gar kein Verlangen, Aufsehn zu erregen. Wahrscheinlich also würde der Erfolg dieser Sache ganz anders gewesen seyn, wenn er sich selbst überlassen worden wäre; allein so agirte er ganz nach dem

Rath seiner beyden anwesenden Magistratskollegen, welche die größten Verfechter der Freyheit im ganzen Aldermanns-Collegio waren. Wilkes Charakter ist bereits oben geschildert. Oliver, auch ein Parlamentsglied, gab ihm an Patriotismus und Klugheit nichts nach, und besaß dabey Rechtschaffenheit und Edelmuth in einem sehr hohen Grade. Durch diese Männer geleitet, wurde der klagende Drucker gehört, und der Parlamentsbote ins Gefängniß gebracht, worin er jedoch nicht lange blieb, sondern den Gesetzen zufolge auf Bürgschaft los kam.

Diese Autoritätshandlung machte ein erstaunliches Aufsehen. Crosby, Oliver und Wilkes wurden vors Unterhaus citirt. Die beyden ersten erschienen, und fuhren nach dem Parlamentshause mit einem Eclat, der ganz London in die größte Besorgniß setzte. Ich war Augenzeuge dieses Auftritts, den keine Worte darstellen können. Alles was in dieser ungeheuren Stadt lebte, war in Bewegung. Man schloß die Laden, alles stürzte aus den Häusern, und begleitete die edlen Magistratspersonen, deren Kutschen unter lautem Jubelgeschrey von Menschen gezogen wurden. Einige hundert von andern Kutschen, zum Theil mit sehr angesehenen Personen angefüllt, verschönerten diesen Zug. Selbst Wilkes begleitete seine mitschuldigen Freunde bis zum Parlaments-

mentshause; weiter ging er nicht. Er weigerte sich durchaus zu erscheinen, da man ihm seinen Sitz als Mitglied nicht einräumen wollte.

Indessen hatte ein unzähliges Volk das Parlamentshaus belagert, und empfing alle die daselbst ankommenden Mitglieder entweder mit Vivatgeschrey, oder mit einem gräßlichen Geheule und Gezische, je nachdem sie dem Hofe oder dem Volke ergeben waren. Lord North, der Urheber der Parlamentsproceduren, ahndete nichts Gutes, auch hatte er die Verfügung getroffen, daß zweyhundert Constabels gegenwärtig waren; was konnten aber diese gegen ein erbittertes zahlloses Volk ausrichten? North, der unmöglich an diesem wichtigen Tage aus dem Parlament wegbleiben konnte, warf sich in einen schlechten Wagen, nur von einem Bedienten ohne Livree begleitet, und so glaubte er incognito durch das Volk kommen zu können; allein vergebens; man erkannte ihn, da er eben vor dem Parlamentshause aussteigen wollte. Man fiel den Pferden in die Zügel, und von allen Seiten wurde geschryen: Kill him! kill him! (bringt ihn um). Seine Kutsche wurde ihm über dem Kopf zerschlagen, und er selbst bey den Haaren heraus geschleppt. Das Leben dieses für England so unglücklichen Mannes hieng damals wie an einem seidenen Faden. Es war aber im Rath des Schicksals

fals beschlossen, daß er ferner leben, und hunderttausende elend machen sollte. Die Constabels drangen bis zu ihm, und retteten ihn mit Beyhülfe von zween seiner Creaturen, die ihn mit ihren Körpern bedeckt hatten.

Auf diese Weise entging North dem de Wittischen *) Schicksal, und langte ganz entstellt im Parlament an. Hier erzählte er der Versammlung seinen Unfall mit thränenden Augen, und rief mit eben solcher Heucheley, wie ehemals Cromwell, weinend Gott zum Zeugen seiner Unschuld an; wie er das Beste der Nation suche; auf die Dankbarkeit des Volks Ansprüche habe u. s. w. In dieser Zerknirschung seines Herzens, und voller Furcht vor einem da Capo, that er den angeklagten Mitgliedern den Antrag, ihr Betragen gegen den Parlamentsboten durch eine Entschuldigung wieder gut zu machen, mit der ausdrücklichen Versicherung, daß die geringste derselben angenommen werden sollte. Oliver aber verwarf diesen Antrag mit der äußersten Verachtung und sagte, er sähe es als eine Beleidigung an, daß man von Personen eine Entschuldigung verlange, weil sie die Rechte ihrer Mitbürger behauptet hätten. Er wünsche, daß North und sein Anhang für ihr Verfahren Entschuldigun-

*) Im Haag im J. 1672.

digungen finden möchten. Hiemit stimmte auch Crosby ein, worauf beyden durch die Mehrheit der Stimmen der Tower zuerkannt wurde.

Es war aber keine leichte Sache, sie dahin zu bringen, da das Volk noch immer vor dem Parlament versammlet war, und bey einbrechnder Nacht sich mit Lichtern und Fackeln versehen hatte. Crosby, der am Podagra gewaltig litt, warrete bis nach Mitternacht; da aber kein Anschein war, daß sich das Volk zerstreuen würde, so fuhr er endlich in Begleitung eines Parlamentsboten ab. Obgleich dieser dem Volk nicht bekannt war, so muthmaßte man doch seinen Auftrag, und drang darauf, daß er aussteigen sollte. Vergebens versicherte Crosby, daß er ein Freund von ihm sey: man wollte ihm nicht glauben, sondern nöthigte den Parlamentsboten, sich zu entfernen; Crosby fuhr nach Hause, und da sich das Volk nun beruhigte, und sich wegbegeben hatte, verfügte er sich gegen Morgen nach dem Tower, woselbst sich denn auch Oliver einfand.

Der Tower ist nicht ein fürchterliches Gefängniß wie die Bastille, sondern vielmehr einer kleinen Stadt ähnlich, wo allerhand Gewerbe getrieben wird. Es wohnen hier viele Leute, und zwar in nicht schlechten Häusern. Crosby und Oliver hatten ein jeder ein kleines

Haus

Haus für sich allein, wo sie den ganzen Tag von ihren Freunden besucht, und also ihre Gefangenschaft nicht gewahr wurden. Ja diese selbst ward durch die Ehrenbezeugungen, womit sie gleichsam erstickt wurden, zur angenehmsten Epoche ihres Lebens. Alle Quartiere der Stadt London, ohne Ausnahme schickten Deputationen an sie. Diese begaben sich von vielen Kutschen begleitet, mit einem Redner an der Spitze nach dem Tower. Sie giengen erst zu Crosby, hernach zu Oliver, und dankten ihnen im Namen der ganzen Nation, daß sie die Rechte ihrer Mitbürger vertheidigt, und sich dafür aufgeopfert hätten. Diese Prozeßionen nahmen kein Ende; wenn eine sich entfernte, kam die andre an. Man sahe deren fünf, sechs, auch mehrere an einem Tage. Hiezu kamen die unzähligen Dankschriften von Graffschaften, Städten, Societäten und Corporationen. Bey vielen derselben war das Bürgerrecht und andre Geschenke hinzugefügt. Von der Stadt London erhielt jeder einen großen goldenen Becher mit dem Stadtwappen geziert, die ausdrücklich für sie verfertigt wurden.

So dauerte dieser patriotische und dem philosophischen Zuschauer gewiß nicht verächtliche Taumel drey Wochen lang. Das Parlament endigte sodann seine Sitzungen, und wurde prorogirt. Nach den Landesgesetzen ist dessen

Macht

Macht nur so lange bestehend, als es versammlet ist, mithin waren die Gefangenen weder durch ein Gesetz, noch durch eine fortdauernde Gewalt genöthigt, länger im Gefängnisse zu bleiben. Sie ließen sich also selbst los, welches freylich etwas sonderbar klingt. Aber noch weit sonderbarer, und vielleicht nie erhört, war die damit verbundenene Feyerlichkeit. Man erinnere sich vor allen Dingen, daß dasjenige, was ich erzählen werde, nicht in der Provinz, sondern in der Residenzstadt eines mächtigen Königs vorging, dessen mit so viel Autorität bewaffnete Minister die eigentlichen Feinde und Verfolger der beyden Gefangenen waren, und daß hier von keinem Tumult, sondern von einer sehr anständigen Handlung die Rede ist, wodurch kein Gesetz übertreten wurde.

Der Magistrat von London in ihren Rathskleidungen, mit allen Rathsbeamten, die Sherifs der Grafschaft Middlesex, die Deputirten der Bürgerschaft, begleitet von der ganzen Stadtmiliz, mit Trommeln, Pfeifen, Trompeten, Pauken, Fahnen, und unzähligen angesehenen Männern aller Stände, verfügte sich Nachmittags nach dem Tower, um die Befreyten in Empfang zu nehmen. Die Kutschen aus ganz London waren hier versammlet, und füllten alle Straßen bis auf eine englische Meile von dem Tower an; desgleichen sahe

man

man Tausende zu Pferde. Alles war in größ-
ter Galla; und Crosby, mit allen Zeichen sei-
ner Würde umgeben, die vor ihm hergetragen
wurden, fuhr in der prächtigen Lordmajors-
Kutsche, die mit den Bildern der Freyheit ge-
ziert ist. So gieng dieser Zug unter dem Läu-
ten aller Glocken, bey Trompeten und aller
möglichen militärischen Musik, und unter dem
Donner der Kanonen vom Artillerie-Park, (der
nebst einem zahlreichen Artillerie-Corps der Ci-
ty zugehört) nach dem Mansionhouse. Die
Fenster aller Gassen, wo man durchkam, wa-
ren von den Schönen des Landes besetzt, die
aus allen Stockwerken mit weißen Schnupf-
tüchern weheten, und ihr Vivat ausriefen.
Das Jubelgeschrey des Volks war so außeror-
dentlich und anhaltend, daß man den Schall
der Glocken und Kanonen nur ganz dumpf da-
durch hörte. Der Enthusiasmus, der bey die-
sem Englischen Triumph herrschte, ist über al-
len Ausdruck erhaben. Ich hörte gemeine
Leute ausrufen: „O wie glücklich ist dieser Tag!“
Andre sagten: „wer weiß, ob wir oder unsre
„Kinder je wieder erleben, daß würdige Män-
„ner so belohnt werden!“ Ich habe viele Per-
sonen dabey vor Freuden weinen sehen, und er-
hielt überzeugende Beweise von der richtigen
Bemerkung des vortreflichen Shaftesbury,
das der Enthusiasmus wie der Schnupfen an-
stecke. Nie werde ich diese herrliche Scene

vergessen! Sie wird mir bis ans Ende meines Lebens heilig seyn.

Die Feyerlichkeit wurde mit einer Illumination aller Straßen geendigt, wobey denn freylich das Volk einige Ausschweifungen begieng; selbst die Minister mußten Lichter vor ihre Fenster setzen lassen, um fernerem Unheil vorzubeugen.

Wilkes rechtfertigte seine Nichterscheinung vor dem Parlament durch einen sehr dreisten Brief, worin er die Hofpartheyen des Unterhauses auf das verächtlichste behandelte. Dieser Brief wurde in der Versammlung vorgelesen, allein man fand nicht rathsam, ernsthafte Maasregeln gegen diesen sonderbaren Mann zu nehmen. Er entgieng also der Ehre mit seinen beyden Freunden den Tower zu bewohnen. Dieser Umstand bewies, so wie unzählige andere, die geringen Minister-Talente des Lord North. Er kannte seinen Feind, und setzte dennoch die Autorität des Parlaments in Gefahr, da man seinen Ungehorsam ganz ungeahndet lassen mußte. Ein Umstand, der den großen Chatham veranlaßte, öffentlich dem Parlamente folgenden Vorwurf zu machen: „Wilkes hat gezeigt, daß er euer Herr „und Meister sey!“

Willamov.

Willamov.

Ein gebohrner Preusse, gehört unter die unglücklichen Dichter — nicht gerade deswegen, daß er ein kümmerliches Brodt hatte, sondern weil er auch dieses kümmerliche Brodt noch dazu durch Gelegenheits-Gedichte verdienen mußte. Daher er abgehalten wurde das zu werden, was er allenfalls sonsten werden könnte, wenn ihm das Schicksal günstiger gewesen wäre. Wenigstens sind seine dialogischen Fabeln nicht übel.

Er hat auch Dithyrämben gesungen, weil die Deutschen es für Pflicht halten, alle Töne anzustimmen, in denen je einer der alten Dichter sich hören ließ — sollte gleich Ton, Inhalt und Behandlungsart für unser Klima und Jahrhundert ganz fremde seyn. Sie sind aber auch mißgeglückt.

Er war zuletzt Inspektor der deutschen Schulen zu Petersburg, und legte sein Amt 1772 nieder. Warum? ist nicht bekannt. Er starb 1777.

Winkler.

Ein alter würdiger Sergeant von der Sächsischen Leibgarde, Namens Winkler, hatte 50 Jahre auf dem Pfade der Ehre gewandelt; auf seinem Haupte war Schnee, aber in seinem Herzen noch kein Eis — die Flamme der Vaterlandsliebe loderte noch in ihrem völligen Glanze darinn. Gerührt von seinen Verdiensten, beschlossen vor kurzem seine vortreflichen Vorgesetzten, die Officiers von der Churfächsischen Leibgarde, ihrem alten braven Sergeanten an dem Tage, da er zum funfzigsten male die Sonne in seiner militairischen Laufbahn über sich aufgehen sah, durch Feyerung eines dankbaren Festes, das Wohlgefallen ihrer edlen Herzen an den Tag zu legen, und ihm und sich einen Triumph zu erheben. Der alte verdiente Krieger wurde also an diesem Tage von dem Herrn Grafen von Stollberg in einem Wagen abgeholt, und unter Paukenund Trompetenschall auf dem großen Saale des Reussischen Gartens empfangen. An der Tafel, bey welcher lauter Freude und herzliche Vertraulichkeit herrschte, saß er zwischen dem Herrn Grafen von Anhalt, und dem gegenwärtigen Commandeur der Garde, dem Herrn Grafen d'Alton. Zween der ältesten Sergeanten, und zween der ältesten Grenadiers hatten ihre Plätze zwischen den vornehmsten Of-

Offiziers, und zween der jüngsten Grenadiers bedienten den ehrwürdigen Alten. Unter seinem Gedecke fand er eine schöne goldene Uhr nebst Kette und militärischen Perlocks, als ein Geschenk von dem Corps der Herren Offiziers. Auch bekam er von einigen wahren Patrioten, und von hoher Hand noch andere ansehnliche Geschenke. Wie groß, wie unfehlbar müssen die Folgen einer so edlen Belohnung seyn! Wie allgemein muß nicht der Diensteifer bey einer Armee sich verbreiten, in welcher man mit so viel ausgezeichneter Hochachtung unter den Waffen grau werden kann. Und in der That sah man noch an eben dem Tage einen Beweis dieses so allgemein beseelten Diensteifers. Ein junger Grenadier, bewegt von dieser Scene der Dankbarkeit, welche man dem militairischen Verdienst öffentlich bewies, gab seine Capitulation mit den Worten zurück: „wer wollte noch daran denken, einen Dienst „zu verlassen, wo der Soldat so geehrt und geschätzt wird?“ Eine Lektion für Menschenfeindliche, die glauben, der Soldat sey keiner andern Empfindung, als die ihm mit dem Stocke eingebläuet wird, fähig.

Winter.

Der Winter, da die ganze Natur zu trauern, oder gar in ein weißes Todtengewand gehüllt zu seyn scheint, ist dem feinern Geschlecht in vorzüglich hohem Grade unangenehm, und aus verschiedener Rücksicht auch in der That nachtheilig. Aller Frühlings- und Sommerreize beraubt verbergen sie sich in ihre Zimmer, fühlen Schauer in ihren Gliedern wider die kalten Hauche des nordischen Wüterichs, und suchen sich so ängstlich dawider zu schützen, daß sie bey abgehärmten und von eingeschluckten faulen Stubendünsten, bleichsüchtig gewordenen Körpern, der verschönert wieder auflebenden Natur ihre sonstigen Reize mitgetheilet, und sich derselben beraubet zu haben scheinen. Eine zärtliche Stubenhüterin wundert sich über die Land-Nymphe, die mit bloßen Füßen, die spiegelnden Straßen der Stadt durchwandert, bedauret sie auch wohl, und glaubt nicht, daß sie in ihrem Zimmer weit mehr zu beklagen sey, als jene. — — Freylich, da Sie, verzärtelte Schönen einmal Sklavinnen der Witterung geworden sind: so wärs thöricht, wenn ich Ihnen dieses Landmädchen, zum nachahmlichen Beyspiel aufgestellt haben wollte. — — Es ist unleugbar, daß die meisten vom schönen Geschlecht eine wärmere Tracht im Winter eben so nöthig haben, als andere diätetische

Ver-

Verhaltung. Ohne diese drohet Ihnen die Kälte gleich Schnupfen, Husten und Flüsse. Allein durch schwere Kleider erreichen sie keinesweges ihren Endzweck. Sie erzwingen nur einen Schweiß, der sowohl an und für sich selbst, als auch wegen der geringsten kühlen, Sie anwehenden Luft sehr nachtheilig ist. Wenn Sie dahin sehen, daß Sie durch eine Art der Tracht eine gleichmäßige unmerkliche Ausdünstung erhalten können; so ist diese gewiß die vortheilhafteste. Besonders gilt dieses von den äußern Gliedern und insbesondere von den Füßen und Händen. Niemals dürfen Sie daher mit kalten Füßen ins Bette gehen, als welche Ihnen einen ängstlichen und unruhigen Schlaf verursachen. Ueberhaupt ist ein warmes Fußbad bisweilen gebraucht, für Frauenzimmer und ihrer Beschaffenheit des Körpers sehr diensam. Der Kopf, der, beyderley Geschlechte, edelste Theil des Körpers, verlangt, wider den Anfall einer strengen Kälte, allerdings eine genaue Vorsorge. Und gerade hierinnen scheinen Sie am schlechtesten für sich zu sorgen. Im Sommer thürmen Sie Haare und Unterlagen bis zum Vermodern, auf einander, und im Winter werden etliche Unterlagen abgelegt und ein Windfang, ein wider die Kälte ganz unbedeutendes Kopfzeug aufgestürzt. Es wäre zwar zu wünschen, daß Frauenzimmer eben so wenig, als der

Landmann, Sklavinnen warmer Kleidungsstücke wären; dann würde man auch wider diese Gewohnheit nichts zu erinnern haben; Sie sind es aber einmal, und dies heißet uns gegen zweckwidrige Gewohnheiten eifern. Ihr ganzer zärtlich gewöhnter Körper verlangt daher im Winter wärmere Kleider als in allen andern Jahrszeiten. Ein schädlicher Irthum ists aber, wenn man schwere Kleider für die wärmsten hält. Schwere Kleider bringen zwar den Körper bald zum Schweiß: allein keinesweges blos wegen ihrer erwärmenden Eigenschaft; sondern ihrer ermattenden Schwere wegen; daher ein dadurch gleichsam erzwungener Schweiß kein erquickender oder ermunternder, sondern ein würklicher Angstschweiß genennet werden muß. Warme Kleider nennen wir diejenigen, welche die äußerste strenge Kälte abhalten, und die natürliche Wärme des Körpers genau einschränken und verwahren. Es können daher wollene Zeug- oder feine Tuchkleider, mit Seide gefüttert, als warme und doch leichte, die Pelze bey Frauenzimmern ganz entbehrlich machen. Ueberhaupt sind Kleidungsstücke von Pelz schädlich. Man sagt nicht ganz ohne Grund, das ein Pelz Flüsse verursache, weil ein mit Pelz eingewickelter und schwizzender Körper von einer kalten Luft leicht Flußanfällen unterworfen ist. Jedoch kann ich die Müffe nicht wohl unter die schädlichen

lichen Pelzkleidungsstücke werfen. Ja, ich wünschte vielmehr, daß sich auch die Frauenzimmer, wie die Gelehrten, nebst den Müffen und Pelzhandschuhen, auch an Pelzstiefeln oder Pelzschue gewöhnten, wodurch die so schädlichen Warmstübchen oder Kohlpfannen, besonders in den Kirchen entbehrlich gemacht würden *). Bey beyden Geschlechtern sind kalte Hände und Füße eben so schädlich als allgemein. Das Blut wird dadurch nach den äußern Theilen geleitet, die innern von dessen zu starkem Andrang befreyet. Uebrigens äußern auch die Müffe bey kalten Mägen ihren Nutzen. Sollten aber Pelzschuhe und Pelzstiefeln nicht hinreichend seyn, den untern Theil des Körpers vor dem Andrang der Kälte zu schützen, um die Feuerstübchen entbehrlich zu machen; so ist es eine löbliche Vorsorge vieler Frauenzimmer unsrer Zeit, daß sie eben so gut Beinkleider tragen, als die Mannspersonen, denn die Feuerstübchen beweisen sich öfters überaus schädlich Betäubung, Schwindel und andere Anfälle des Unterleibes, sind davon die gewöhnlichsten Folgen.

Die Zimmer müssen sehr leicht und mit trocknem Holze geheizet werden, denn alle an-

*) Dies gilt nur die Frauenzimmer in Niedersachsen — Hamburg, Lübeck ꝛc.

dere Brennmaterialien sind schädlich. Hinlänglich ist ein Zimmer geheizet, wenn die natürliche Ausdünstung, ohne Schweiß unterhalten, und dem starken Andrang der äußern Kälte eine Hinderniß gesetzet wird. Viele rathen zwar, um die Luft in den Zimmern in gleicher Beschaffenheit zu erhalten, auf den Ofen einen Kessel mit Wasser beständig zu haben; man sollte aber eher die feuchten Dünste durch Lüften aus dem Zimmer schaffen, als noch mehrere dergleichen dadurch hineinbringen.

Im Winter müssen sich Frauenzimmer hauptsächlich jede heitere Stunde am Tage zur Leibesbewegung zu Nuzze machen, weil ihnen die rauhe Witterung ohnedem die mehresten entziehet. Sie müssen dadurch der Kälte gewohnt werden, daß sie sodann auch der strengsten Kälte und rauhesten Witterung trotzen können. Sollten Sie ja einmal zu lange in der Kälte gewesen seyn, und sich stark erkältet haben: so hüten Sie sich, sogleich an den heißen Ofen zu treten, welches, wie schon bekannt genug, sehr nachtheilig ist.

Noch kann ich nicht unerinnert lassen, daß, obgleich der Appetit im Winter, wegen den sich anhäufenden Dauungssäften stärker ist, als im Sommer, das starke Essen leicht und unvermerkt schaden könne. Frauenzimmer haben

sich

sich also beym Genuß der Speisen, nicht allein für die Ueberladung und deren Folgen zu hüten, sondern sie sollten auch überhaupt im Winter weniger genießen als im Sommer, weil ihr Körper im Winter wegen wenigern Ausleerungen weniger Ersatz bedarf, als im Sommer.

Wirthe.

Es wäre zu wünschen, daß alle Gastwirthe die einen so großen Drang fühlen, die armen Reisenden zu prellen und zu plündern, so ausgezahlt würden, wie jener englische Gastwirth, wovon uns Hr. von Archenholz folgendes erzählt:

Der Herzog von Nivernois, der als französischer Ambassadeur 1762 nach England geschickt wurde, den Frieden zu schließen, wurde auf eine angenehme Weise von dem englischen Nationalgeist überzeugt. Da er aus Frankreich kam, war sein erstes Nachtlager in England in der Stadt Canterbury. Sein Gefolge war voraus nach London gegangen, so, daß er nur einige Bediente bey sich hatte. Der Gastwirth, bey dem er logirte, hielt dieses für eine gute Gelegenheit, einen Schnitt zu machen. Er schloß auf seine Art ganz richtig, daß ein

Mann

Mann von solchem Range, dessen Endzweck es war, zwey Nationen nach einem blutigen Kriege zu versöhnen, seinen Eintritt ins Königreich nicht mit einem Zank wegen einer simplen Geldsache bezeichnen würde. Dieser Ueberlegung zufolge forderte er für die Nachtherberge nicht weniger als funfzig Guineen. Der Herzog stutzte gewaltig, besann sich aber nicht lange, sondern bezahlte, und setzte seinen Weg nach London fort. — Er dachte nicht mehr an diesen Raub, und überließ es dem schelmischen Gastwirthe sich darüber zu freuen, der die Sache als geendigt ansah.

Ganz anders aber dachten die Einwohner von Canterbury, die, ungeachtet der National-Antipathie gegen die Franzosen, mit dem äußersten Unwillen dieses Betragen vernahmen; sie hielten es für einen Betrug, der um so viel mehr bestraft werden müßte, da die Ehre der Nation gewissermaaßen dabey geschändet war. Viele angesehene Personen hielten deshalb eine Versammlung; man schrieb an den Herzog im Namen derselben, und bat ihn inständig, die Sache nicht ruhen zu lassen, sondern den Betrüger vor Gericht zu ziehen. Der Herzog dankte vor ihre Theilnehmung, wollte aber von keinem Proceß hören. Hierauf beschlossen die Engländer selbst, die Justizpflege hierin zu übernehmen. Der Gasthof

war

war der größte und beste in der Stadt, und hatte die meiste Nahrung; er war das Absteige-Quartier des Landadels, man hielt hier Clubs, Societäten versammleten sich hier, wobey es denn nie an großen Gastmählern fehlte. Alles dieses hörte nach einer allgemeinen Abrede auf einmal auf. Niemand betrat sein Haus mehr, selbst gemeine Leute flohen es. Vergebens wandte der zur Verzweiflung gebrachte Gastwirth alle nur ersinnlichen Mittel zur Linderung dieses so erschrecklichen Urtheils an. Sein Verbrechen konnte nicht beschöniget werden, daher war man taub gegen alle Bitten und Vorstellungen. Da sein ganzes Gewerbe aufhörte, fielen die Gläubiger zu, nahmen von allem Besitz, und machten diesen nur vor wenig Monaten sehr wohlhabenden Mann auf einmal zum Bettler. Er starb einige Jahre nachher in London als Aufwärter in einer Taverne, nachdem er noch hatte erleben müssen, daß seine Strafe zum warnenden Beyspiel in öffentlichen Blättern des Königreichs kund gemacht worden war.

Wissenschaften.

Die Wissenschaften sind die Werkzeuge des Unterrichts, welcher den Menschen als einem denkenden Wesen so nöthig ist. Er hat ihnen

zwar

zwar nicht seine Vernunft, aber die Entwickelung und Ausbreitung derselben zu danken. Durch sie erlangt er die Kenntnisse, die sein Wesen erhöhen; und erhält von ihnen die Annehmlichkeiten, welche den Werth des Lebens für ihn verdoppeln. Er würde aller Einsichten beraubt den Rang nicht kennen, den er in der Ordnung der Wesen behauptet, und in Ansehung der Beziehung des Ganzen auf ihn ganz unwissend bleiben. Er würde ohne sie auf die Natur der Dinge nur einen unverständigen Blick geworfen haben, anstatt, daß er nunmehr durch ihre Hülfe sowohl sich selbst, als auch alle andere Gegenstände, die ihn umgeben, erkennet und beurtheilet.

Wollte man behaupten, daß der bloße Instinkt die Menschen würde glücklich gemacht haben, und daß sie gleichsam ausgeartet wären, indem sie ihre ursprüngliche Unwissenheit verloren haben, so würde man sie noch unter das Vieh erniedrigen, welches nur durch einen einförmigen innern Grund geleitet wird, und daher den philosophischen Augen bloße Maschine zu seyn scheinet.

Die ganze Würde und Hoheit des Menschen besteht in seiner Kraft zu denken. Allein dieses kostbare Geschenk muß nicht immer durch die herumirrende und ausschweifende Einbil-

bildungskraft entführet werden. Die moralische und bürgerliche Verfassung haben ihr Schranken angewiesen, die sie selten überschreitet, ohne gefährlich zu werden, oder ohne Aufhören nützlich zu seyn.

Das Studium der Geheimnisse in der Natur, die sich täglich durch ihre Wirkungen zu erkennen geben, ist die würdigste Beschäftigung eines Menschen, indem sie uns durch die Untersuchung der Ursachen zu ihren wahren Urheber führen. Der Naturforscher und der Astronom sind die Herolde der Vorsehung, deren Bemühungen ein gewisser und richtiger Verstand leitet.

Die Wissenschaften haben die Menschen aus der äußersten Barbarey und Unmenschlichkeit herausgerissen. Sie sind das unersteigliche Bollwerk wider die zween Feinde unseres Glücks, den Fanatiker und Despoten. Die Fackel des erstern wirft zwar noch bisweilen schwache Funken aus, allein wir haben nichts zu befürchten, so lange die Wissenschaften den Geist einer weisen Regierung erleuchten, und die menschliche Vernunft unterstützen werden.

Der Despot herrschet nur noch weit entfernt von den Künsten und Wissenschaften auf den wohlriechenden Gefilden des Orients. Dort suchet er bey der Stütze der unempfindlichen Weich-

lich-

lichkeit und Dummheit nichts als Furcht einzuflößen, die er selbst am ersten empfindet. Er kann nichts als den Tod drohen; und der ohnmächtige Sklave, der ihm zitternd dienet, weis zu wenig von Pflichten, um ihn selbst aus dem Wege zu räumen.

Die Kenntniß des Geistes entfernen von uns weit diese traurigen, und die Menschheit erniedrigenden Gemälde. Die Wissenschaften haben dem Gehorsam und der Macht ihre gehörigen Gränzen gegeben, und sobald als man dieselben überschreiten wollte, so würde es die Vernunft gewahr werden, und früh oder spät wieder siegen.

Die Wissenschaften sind nicht allein die treuen Aufseherinnen über das Glück der Staaten, sondern sie ertheilen auch einen Ruhm, den man nur durch sie erhalten kann. In Athen, jenem Sitze der Weisheit und des Ruhms mußte jener große Eroberer von Asien ausrufen: O ihr Griechen, wie viel macht ihr mir zu schaffen! und in der That waren es auch die durch Wissenschaften und Künste erlangten Preise, welche die ersten Helden bildeten.

Ueberhaupt war in Griechenland, wo die politische Verfassung die schädliche Kriegskunst so nothwendig machte, der Ruhm, die höchste

Stufe

Stufe, wozu die zur Vollkommenheit gebrachten schönen Wissenschaften und Künste nur erheben konnten. Jetzt aber scheinen uns die Künste in diesem Stücke mehr Mäßigung und Weisheit zu versprechen. Die Wohlthäter der Menschen] sind den Wissenschaften schätzbarer, als die grausamen Eroberer und berühmten Zerstörer der Menschheit. „Ein unbekannter Bürger, (sagte die berühmte Königin Christina) der seine Tugend zu seiner ganzen Stütze macht, ist über alle Eroberer der Welt erhaben.“

Die Wissenschaften erlangen alsdenn erst ihren besten Nutzen, wenn die Tugend und Wohlthätigkeit den ersten Rang behaupten, und der stolze und grausame Monarch, der ungerechte und leichtsinnige Minister, und der angesehene Mann, der nur seine Macht zum Schaden seiner Nebenmenschen anwendet, dadurch abgeschreckt und furchtsam gemacht werden. O ihr, die ihr dem Ruhme nachjaget, beruhiget euch vergebens in den falschen und kriechenden Zügen, womit der Eigennutz und die Niederträchtigkeit zu eurem Vortheile die Wahrheit überschüttet haben! die Wissenschaften haben euch schon ingeheim euren Platz angewiesen, und die Nachkommenschaft wird sich nicht täuschen lassen.

Aus dem Nutzen der Wissenschaften erwächset nothwendig die Achtung, welche man denen schuldig ist, die sie treiben. Man muß sich hierbey nur für zween Abwege hüten, und nicht glauben, entweder daß derjenige, welcher sich mit den Wissenschaften beschäftiget, über alle andere erhaben sey, oder daß er gar nicht brauchbar und nützlich in einem Staate sey. Beydes würde übertrieben seyn.

Unter allen Vorzügen, welche die Verfassungen der Ungleichheit unter den Menschen errichtet haben, sind diejenigen, welche ihren Ursprung in den natürlichen Vortheilen haben, unstreitig die gegründetesten und besten. Auf diese Weise ist der denkende Mensch wegen seines Verstandes über den unwissenden Fürsten erhaben, der sich nur eines blos bürgerlichen Vorzugs rühmen kann; die Vorstellung von Talenten und Kentnissen fasset also eine weit größere Achtung in sich, als die Vorstellung von Macht und Hoheit ohne Verdienst, und daher rühren die gerechten Ansprüche eines Gelehrten und Künstlers auf eine öffentliche Hochachtung, wovon sich sogar die verschiedenen Grade ermessen lassen.

Die menschliche Gesellschaft verwilligt ihre Achtung und Erkenntlichkeit nur nach Maasgabe der Dienste, die sie empfängt, und der Mühe,

die es kostet, um sie derselben zu leisten. Diesem Grundsatze zufolge behauptet die Hochachtung, welche dem militärischen Genie und Muthe ertheilet wird, in einem jeden Staate, der mit mächtigen und unruhigen Feinden umgeben ist, den ersten und vornehmsten Rang; weil sowohl daraus die Beschützung, als auch der Ruhm des Vaterlandes erwächset, und weil der Krieger sein Leben diesen großen Absichten aufopfert.

Ein Staat, der auf eine anständige Art in seinen Gränzen gesichert ist, und so erhalten wird, heget eine andre Verbindlichkeit gegen diejenigen von ihren Mitgliedern, welche sich auf eine rühmliche Art mit der Abfassung und Verwaltung der Gesetze beschäftigen. Die Mühe und Arbeit ist dabey unermeßlich, die Ehre, die einzige Belohnung, und die Sicherheit der Rechte und des Eigenthums eines jeden Bürgers der glückliche Erfolg davon.

Zunächst folget der weise und einsichtsvolle Bürger, der die Ausübung der Tugend zu seinem vornehmsten Geschäfte macht. Die Ordnung zu lieben, weil es gerecht und nothwendig ist, in allen dem Rathe der Vernunft und Wohlthätigkeit zu folgen, und das wahre Glück in der Beobachtung einer beständigen Billigkeit und zärtlichen Menschenliebe zu zei-

gen: erfordert in einem Jahrhunderte, wie das unsrige ist, solche Mühe und Anstrengung, wovon eine geziemende Achtung und Hochschäzzung, die gewisse Belohnung seyn muß.

Man kann die Wissenschaften, Künste und Talente nicht über die Dinge, welche zur ersten Bedürfniß gehören, ihrem Rang nach setzen. Man mußte zuerst den Staat beschützen, man mußte darinnen weise Gesetze und die herrschende Richtschnur der Pflichten vestsetzen, ehe man sich der heftigen Wißbegierde oder den Annehmlichkeiten des Geistes ergeben konnte. Die menschliche Gesellschaft hat ihnen allerdings viel zu danken, allein sie würde auf ihren eigenen Untergang abzielen, wenn sie ihnen aus Verblendung die vorzüglichste Ehre erweisen wollte.

Der Nutzen eines weislich eingerichteten Staats ist das Maas, wornach die Achtung zu ermessen ist, und die Wissenschaften müssen darinne eine solche Achtung erlangen, welche eben diesem Nutzen gemäß ist. Hieraus folget also auch, daß ein Schriftsteller, der sich auf das bloße Vergnügen einschränkt, demjenigen, der zugleich nützlich und lehrreich ist, nicht gleich kömmt, und daß eine solche Kunst, wodurch blos der Luxus unserer Zeiten befördert wird, den Vorzug vor derjenigen nicht

ver

verdienet, welche die ersten Bedürfnisse erleichtert.

Man sieht wohl, daß eine solche richtige Achtung der Wissenschaften nur in einem weislich eingerichteten Staate statt finden kann. In einem jeden andern würde das Verhältniß der Achtung, wovon hier die Rede ist, bald verändert oder gar aufgehoben werden; man würde das Gezwungene oder Uebertriebene dem Natürlichen vorziehen, die Wahrheit verbergen, und Trugschlüsse anstatt richtiger Grundsätze annehmen; und dann würde die wahre Achtung darinnen bestehen, daß man lieber gar keine suchte, und auch keine auf diese Weise erlangte.

Withfield.

Es giebt in England eine Religionssecte, die überaus zahlreich ist, und sich Methodisten nennen. Ihr Stifter war Withfield, ein Mann von vieler Fähigkeit und strenger Tugend, der erst vor wenig Jahren gestorben ist. Er erwählte die öffentlichen Plätze und grossen Straßen zu seinen Predigten, die sich vorzüglich auf die Verbesserung der Sitten bezogen. Diese Straßenpredigten, die wegen des

Ungewohnten einen erstaunlichen Zulauf hatten, brachten die englische Geistlichkeit auf. Alle Kanzeln ertönten gegen diesen Mann, der dem Volke als ein unsinniger Fanatiker beschrieben wurde. Diese Vorstellungen bewirkten, daß der eifrige Moralist allenthalben, wo er zu reden auftrat, mit Steinen empfangen wurde. Er litte aber alles mit geduldiger Sanftmuth, und vermehrte dadurch seine Zuhörer, die endlich so stark anwuchsen, daß er unter ihrem Schutze sicher fortpredigen konnte. Die Neugierde lockte sogar einige Personen von Ansehen herbey, von denen manche auch seine Anhänger wurden. Withfield wählte endlich den ungeheuren Platz Moorfields, der einem Felde ähnlich ist, zu seinem geistlichen Lager. Hier wohnte er und predigte täglich einer zahllosen Volksmenge. Er lebte ungemein mässig, und theilte die erstaunlichen Almosen, die er stündlich erhielt, mit Klugheit und scrupulöser Gewissenhaftigkeit aus. Durch den gewaltigen Zulauf genöthigt, nahm er geistliche Gehülfen an, unter welchen sich der berühmte Wesley vorzüglich auszeichnete, und ließ endlich in eben dieser Gegend eine Kirche bauen, die den Namen Tabernakel führt, und noch jetzt als das Heiligthum der Methodisten angesehen wird; daher auch viele derselben hier neue Häuser gebauet haben.

Withfield machte vier Reisen nach Amerika, um auch dort seine Lehren auszubreiten. Er erreichte auch seinen Zweck vollkommen. Wenn jeder Chef einer Sekte die Hochachtung des Philosophen verdiente, so war er es gewiß. Von allem Ehrgeiz entfernt, und ohne die geringsten Absichten von dem so glücklichen Erfolg seines Entwurfs Nutzen für sich zu ziehen, blieb er seinem ursprünglichen Endzweck getreu, die Menschen durch moralische Lehren zu bessern. Wenn er gleich diesen theologischen Stein der Weisen nicht fand, so bewies er sich doch als kein gemeiner Adept, und eine größere Moralität als ehedem, verbreitete sich unter Tausenden. Er starb mit der Ruhe eines Heiligen, und seine zahllosen Glaubensgenossen nennen noch immer seinen Namen mit Ehrfurcht.

Die Liturgie dieser Sekte ist von der zur englischen Kirche gehörigen wenig verschieden. Man hat aber Gesänge dazu gefügt, die angenehme Melodien haben. Die Predigten machen jedoch den vornehmsten Theil des Gottesdienstes aus, wobey Himmel und Hölle nie vergessen werden. Fast alle diese Sektirer sind Handwerksleute; da sich ihre Anzahl immer mehr vergrößert, so sind auch die Tabernakel vermehrt worden.

Vor einigen Jahren kauften sie dazu das kleine Pantheon, ein großes kuppelartiges Gebäude, das drey Jahr lang seiner Bestimmung gemäß zu sinnlichen Ergötzlichkeiten aller Art gedienet hatte. In diesem wird jetzt auch Gottesdienst gehalten. Ja im vorigen Jahre wollten die Methodisten sogar das große Pantheon kaufen, diesen den Musen geweiheten Tempel, allein Apoll behauptete seine Rechte.

Die Anzahl dieser Versammlungsörter hat das Straßenpredigten etwas aus der Mode gebracht. Indessen geschiehet es doch noch; allein vor wenig Zuhörern, und diese aus dem niedrigsten Pöbel. Eine solche Scene ist für einen Ausländer auffallend. Der Prediger steht gewöhnlich in einem Fasse, um etwas erhöhet zu seyn; aus dieser poßierlichen Kanzel streckt er die Arme heraus, verdreht die Augen, und predigt mit vielen Grimassen, nicht wie die Prediger der Englischen Kirche vorlesend, sondern rednerisch wie in Deutschland; eine Methode, die man aus Bequemlichkeit in England verworfen hat, und zwar aus dem sophistischen Grundsatze, daß solche ein theatralisches Ansehn gäbe.

Wohl-

Wohlwollen.

Handlungen des Wohlwollens und der Menschlichkeit, sind für empfindsame Seelen eine große Labung; wir wollen dergleichen als eine Seelenstärkung für selbige hieher setzen.

Kaiser Theodosius der Jüngere, hatte ein Heer Rebellen überwunden. Die Anführer derselben wurden vor ihn gebracht, und erhielten Gnade. Man suchte den Kaiser wider sie aufzubringen; aber vergebens. Man stellte ihm vor: zu große Gelindigkeit ziehe Verachtung nach sich; aber Theodosius sagte: „Ach warum kann ich nicht auch die Gebliebe„nen auferwecken! “

König Alphonsus belagerte Gaietta, eine Italienische Stadt im Königreich Neapel. Da die Belagerten an Lebensmitteln Mangel zu leiden anfiengen, wurden Weiber, Kinder, alte Leute, und alle zur Gegenwehr untaugliche Einwohner der Stadt, gezwungen, sich heraus zu begeben. Alphonsus nahm sich sogleich in seinem Lager auf, und da seine Generals ihm weniger großmüthige Gesinnungen einzuflößen suchten; so sagte er ihnen: „Denken Sie denn, „daß ich hierher kam, um mit Weibern und „Kindern Krieg zu führen? “

Der nämliche Fürst sah einmal eine Galeere voll Matrosen und Soldaten in Gefahr unterzugehen; er gab also gleich Befehl, man sollt' ihnen zu Hülfe eilen. Da er aber sah, daß die Gefahr bey der Unternehmung der Befolgung seiner Befehle hinderlich war; so stieg er selbst in eine Schaluppe, um der Galeere zu Hülfe zu eilen, und sagte zu denen, die ihm die Gefahr, der er sich unterzöge, vorstellten: „Ich will lieber der Gefährte, als der „Zuschauer ihres Todes seyn."

Bey der Schlacht von Dettingen verrichtete der Herzog von Cumberland eine Handlung der Großmuth, die der Nachwelt aufbehalten zu werden verdient. Ein Infanterie-Officier, Namens Girardeau, war gefährlich verwundet, und nicht weit von des Herzogs Zelt hingelegt worden. Da es an Feldscherern, die anderwärts beschäftigt genug waren, fehlte, und der Prinz, der einen Streifschuß am Beine erhalten hatte, eben verbunden werden sollte, so sagte er: „Steht lieber „erst diesem französischen Officier bey; er ist „gefährlicher verwundet als ich. „Es möchte „ihm an Hülfe fehlen, und mir fehlt es gewiß „nicht daran."

Die Gelegenheit, Menschen zu beglücken, ist seltener als man wohl denken sollte. Die

Strafe

Strafe für die Vernachläßigung derselben, ist oft, daß wir sie nicht wieder finden, und der gute oder schlechte Gebrauch, den wir davon machen, hinterläßt uns entweder eine ewige Empfindung der Beruhigung, oder des Mißvergnügens.

Heil der wohlthätigen Seele, die ihr ganzes Glück in andrer Glücke findet! So muß der Christ beym Anblicke des Elenden denken. — Und dachten nicht selbst Heiden so? — Markus Aurelius kann mit Recht als einer der besten Fürsten des Alterthums angesehen werden, denn er sorgte für das Wohl und die Erhaltung seiner Völker. Der öffentliche Schatz war einmal durch Kriege erschöpft — Markus Aurelius ließ sogleich alle goldene und silberne Gefäße, und andre Seltenheiten, die in Adrians Cabinette waren, verkaufen; und nun als Ueberschwemmung, Pest und Hungersnoth in Rom und den umliegenden Gegenden die traurigsten Verwüstungen anrichteten: nun unterstützte er alle seine hülfsbedürftigen Unterthanen mit seinem eigenen Gelde, ließ die Wasserschäden ausbessern, und die Todten mit Gefahr seines eigenen Lebens begraben.

König, Heinrich der Vierte, war eben so menschlich als tapfer. Dieser gute Herr

hatte

hatte das Unglück, seine kriegerischen Talente nur immer in bürgerlichen Kriegen zeigen zu müssen. Daher war er auch immer nach jeder gewonnenen Schlacht betrübt. „Ich kann „mich, sagte er, meines Sieges nicht freuen. „Meine guten Unterthanen liegen todt auf dem „Schlachtfelde. Ich verliere eben, wenn ich „gewinne.“

Er hatte nicht 15000 Mann, als er Paris belagerte, wo doch damals wenigstens 220000 Einwohner waren. Er konnte die Stadt aushungern, allein sein Mitleiden für die Belagerten machte, daß selbst die Soldaten den schärfsten Befehlen des Generals zuwider, den Parisern Lebensmittel zuführten. Einmal wollte man ein Exempel statuiren, und zwey Bauren, die ihre Karren mit Brod an ein Ausfallthor hatten führen wollen, aufhenken lassen. Heinrich traf sie auf dem Wege zum Richtplatz, eben als er sein Lager visitirte, an. Sie warfen sich ihm zu Füßen, und stellten ihm vor, daß sie sonst kein Mittel ihren Lebensunterhalt zu erwerben gehabt hätten. „Geht „ihr in Gottes Namen,“ sagte der gute Könnig, indem er ihnen gleich alles Geld gab, was er bey sich hatte: „Der Bearner ist arm. „Hätt' er mehr, so gäb' ers.“

Man rieth diesem wohlthätigen Fürsten, er sollte Paris mit Sturm einnehmen, ehe noch die

die Hülfsvölker, die der König von Spanien zum Ersatz der Stadt schickte, ankämen. Allein Heinrich wollte den Ort keineswegs den schrecklichen Gefahren aussetzen, die eine durch Sturm eroberte Stadt betreffen. „Ich „bin," sagte er, „der wahre Vater meines „Volks, und gleiche der rechten Mutter, die „vor dem Könige Salomo stund. Ich „will lieber Paris gar nicht haben, als es so „zu Grunde gerichtet, und durch den Tod so „vieler seiner Bürger entvölkert, besitzen.

Kein redlicher Mann kann sich nicht rühmen, daß er Zeit übrig habe, so lang' er noch Gutes thun, ein Vaterland erhalten, Unglücklichen beystehen kann. So dachte der berühmte Kleist, der Held und Dichter, dessen ganzes Leben eine Kette wohlthätiger Handlungen, gegen alle, die sich ihm näherten, war. Seine einsamen Stunden waren entweder den Musen gewidmet, oder er wendete sie an, die Thränen von den Augen Unglücklicher zu trocknen. Gut, menschlich, mitleidig und edel zeigte er sich, als er die Aufsicht über das Lazareth in Leipzig führte. Eifrig bemüht' er sich da die Bedürfnisse so vieler Unglücklichen auszuspähen, ihnen Linderung zu verschaffen, ihren kleinsten Wünschen zuvorzukommen, und sich dadurch verdrüslichen Untersuchungen, hitzigen Widersprüchen, und der Gefahr, sich selbst

tödt-

tödtliche Krankheiten zuzuziehen, auszusetzen. Unempfindlich gegen sein eignes Unglück war er immer tief beym Anblick fremder Leiden gerührt. Den Abend und den ganzen Tag vor der Schlacht bey Kunnersdorf war er sehr aufgeweckt und heiter, gleich als hätt' er seinen ruhmvollen Tod für Vaterland und König geahndet. An diesem Tage verdient er auch durch Wunder einer fast unglaublichen Tapferkeit den Namen eines Helden. Sein Bataillon eroberte drey Schanzen. Zwölf Streifschüsse hatt' er schon bekommen, noch aber blieb sein Muth unerschüttert. Als er in die rechte Hand verwundet wurde, nahm er seinen Degen in die linke, und sobald er seinen General nicht mehr auf dem Kampfplatze sah, stellte er sich an die Spitze seines Regiments. Er drang in ein Bataillon kaiserliche Grenadiers ein, und griff die vierte Batterie unter dem erschrecklichsten Feuer an. Er rief die Fahnen seines Regiments zu sich, und zwang sie vorzurücken. Nun hinderte ihn auch ein Schuß in den linken Arm, sich desselben länger zu bedienen. Er faßte seinen Degen mit drey Fingern an, die ihm noch an der rechten Hand übrig waren und kämpfte. Er war nicht weit mehr von der vierten Batterie, als drey Schüsse aus Flinten mit Kartetschen geladen, ihm das rechte Bein zerschmetterten. Er fiel vom Pferde. Vergebens suchte er wieder aufzuste-

hen,

hen, seine Kräfte verließen ihn, und er sank in Ohnmacht. Zwey Soldaten von seinem Regiment, und einer vom Regiment Prinz Heinrich, dessen Capitain er gewesen war, trugen ihn vom Schlachtfelde hinweg.

Ein Feldscherer untersuchte sogleich seine Wunden, und indem er sie verband, bekam er einen Schuß. Kleist strengte alle seine Kräfte an, um seinem Wohlthäter beyzustehen; aber er war schon ohne Leben. Seufzend betrachtete er ihn, und vergaß sein eigenes Unglück.

Nach dem Treffen ward er von Kosacken geplündert, und ganz nackend auf einen morastigen Boden geworfen. Er sprach Polnisch mit ihnen, und diese Sprache rettete ihm das Leben. Die Kosacken ließen ihn liegen, weil sie ihn für einen Pohlen hielten. In der Nacht wurden ihn einige rußische Husaren gewahr, machten Feuer, um ihn zu wärmen, legten ihn dann auf einen trocknen Ort auf Stroh, setzten ihm einen Huth auf, bedeckten ihn mit einem Mantel, und reichten ihm auch endlich etwas Brod und Wasser. Des Morgens darauf wurden sie genöthigt, ihn zu verlassen, und einer von ihnen bot ihm ein Stück Geld an. Kleist wollte ihm vorstellen, wie wenig er dieser Wohlthat bedürfe; der Husar aber warf ihm das Geld hin, und begab sich weg. Solda-

ten

ten die Menschen, sagt der Verfasser der historischen Lobrede auf diesen Helden, von Natur so böse seyn? Eine barbarische unnatürliche Begierde konnte wohl Kosacken anreizen, den unglücklichen Helden zu plündern; aber welcher Bewegungsgrund konnte jenen Rußischen Husaren antreiben, ihm so menschlich beyzustehen. War es nicht immer jener geheime Zug, der selbst oft wider unsern Willen uns am Wohl unserer unglücklichen Brüder Antheil zu nehmen nöthigt? Jener Trieb, den die Natur unserm Herzen einflößte, der sich freylich nur zu oft daraus verliehrt, und niemals sich hinein künsteln läßt?

Kleist, wurde in Frankfurth begraben, und die Russen, die damals diese Stadt inne hatten, bezeugten ihr Gefühl über den Verlust dieses feindlichen Helden, dadurch, daß sie ihm das ruhmvollste Leichenbegängniß verstatteten. Es wurde in Gegenwart vieler rußischen Officiers, und einer großen Menge von Zuhörern aus allen Ständen, eine Standrede auf ihn gehalten. Das Klagen um ihn war allgemein, und eine Trauermusik drückte den öffentlichen Schmerz aus. Sein Sarg wurde von zwölf Grenadiers zu Pferde getragen, und ihm folgte der Commandant, der Staab, und viele andere rußische Officiers, die größtentheils deswegen von der Armee zu Frankfurth angekommen

men waren. Der Magistrat, die Professoren und die Studenten beschlossen den Zug. Als man an den Ort des Begräbnisses kam, bemerkten einige, daß man vergessen hatte, der Gewohnheit gemäß, einen Degen auf den Sarg zu legen. — „Wie?“ rief ein rußischer Officier aus, indem er den seinen aufs Grab warf: „Ein so braver Officier sollte ohne „dies Ehrenzeichen begraben werden?“ —

Wohnungen.

Auf diese kömmt sehr vieles an, wenn der Mensch seine Gesundheit erhalten will; und es ist sehr nothwendig, um solche zu erhalten, auf eine gesunde Wohnung zu sehen. Diese muß demnach zwischen Morgen und Mittag offen liegen, das ist, sie muß der freyen Luft, dem Winde und der Morgen- und Mittagssonne ausgesetzt seyn, und eine freye Aussicht haben. Um deswillen muß auch eine Wohnung hoch angebauet seyn. Sie darf auch nicht an solchen Orten liegen, von welchen sie schädliche und faulichte Ausdünstungen überkömmt. — Insbesondere aber sind es vorzügliche Eigenschaften eines gesunden Zimmers, wenn es nicht par Terre ist, um dadurch nicht den mancherley Ausdünstungen der Erde ausgesetzt zu seyn. Auch

darf ein Zimmer nicht niedrig seyn; man ist sonst desto mehr gezwungen, alle Ausdünstungen seines und anderer Körper wieder einzuathmen. Je höher sodann ein Zimmer ist, desto gesunder muß es seyn. So reinlich auch öfters ein estriger Fußboden eines Zimmers ist, so schädlich ist er, weil er die Füße zu stark erkältet, und, indem er die Feuchtigkeiten mehr in sich hält, als ein gedielter Boden, dem ganzen Zimmer nachtheilig wird.

Ob nun gleich eine nach allen diesen Eigenschaften beschaffene Wohnung zur Gesundheit unendlich viel beytragen muß, und unschätzbar wird, weil leider! nur wenige Wohnungen diese Eigenschaften zusammen besitzen: so sind sie doch bey weitem nicht hinlänglich, unsere Gesundheit zu erhalten. — — Die Luft in denselben bleibt doch eine eingeschlossene, und wenn sie nicht öfters verbessert wird, eine höchst schädliche Luft. Daher müssen Zimmer öfters gelüftet werden. Man hat zwar jetzt sehr verbesserte Ventilators erfunden, als des Hales seiner, welcher in der Wand, oder Fenster angebracht, fürtrefliche Würkung hat; allein auch dieser ist öfters noch lange nicht hinreichend, das ganze Zimmer von den darinnen befindlichen Ausdünstungen und der sonst schädlichen Luft in demselben, zu reinigen. Auch ist die Oefung eines, oder mehrerer Fenster

nicht

nicht hinreichend. Es muß öfters, oder wenigstens zweymal des Tages eine Zugluft durch das Zimmer gehen, welche durch die Oeffnung der Fenster und Thüren zugleich bewirket wird. Und im Winter ist diese Vorsicht noch nöthiger, als im Sommer. Ueberhaupt aber verdient die Gewohnheit, die Zimmer stark zu heizen, durchaus keine Nachsicht, indem die Stubenhitze den Körper vorzüglich schwächt, das Blut und die übrigen Säfte verändert und zu faulichten Krankheiten disponirt. Je gemäßigter ein Zimmer erwärmt wird, desto gesunder wird der Aufenthalt in demselben. Da man schon genugsam überwiesen ist, daß die Kälte den Körper stärkt, und überhaupt genommen, dem Körper weniger Nachtheil bringt, als die Hitze: so wärs gut, wenn sich das Frauenzimmer nur sehr wenig, wo nicht fast ganz ungeheizte Gemächer wählten.

Die Zimmer noch mehr zu reinigen, bedient man sich des Räuchers, um die Dünste und modrigte Luft in demselben, mit wohlriechenden Dämpfen, einzuwickeln, oder auszutreiben. Das Räuchern leistet, also in beiden Fällen einen ungemeinen Nutzen. Aber freylich muß man solche Räuchermittel wählen, welche nicht schaden. Man hat sehr verschiedene Dinge, welche zum Räuchern dienen und üblich sind, worunter sich aber freylich auch

manche minder zuträgliche mit befinden. Man hat verschiedene Harze, als den Mastix u. s. w., welche entweder allein oder in Verbindung, und unter verschiedener Gestalt gebräuchlich sind. Sie räuchern gut, und wenn ihnen auch kein wichtiger Nachtheil zugeschrieben werden kann: so ist ihnen doch der Vorzug vor andern nicht einzuräumen, besonders bey einer trockenen Luft im Zimmer. Nicht selten findet man auch, daß mit Siegellack geräuchert wird, welches aber wegen des darinnen befindlichen Schwefels und Queckſilbers noch weit schädlicher, als alle andere Räucherharze ist. Hingegen haben die Wacholderbeeren, wegen ihrer balsamischen Eigenschaft und Geruchs, einen unstreitigen Vorzug vor allen andern Räucherwerken, wie sie denn auch übrigens den wenigsten Personen zuwider sind, und keinen Schwindel, Kopfschmerz, oder andere Brustbeschwerden verursachen, welches hingegen jene Dinge häufig thun. Nächst den Wachholderbeeren darf ich auch den Eßigdampf nicht unbemerkt lassen. Wir wissen, daß der Weineßig auf einen glühenden Stein gegossen, einen Dampf giebt, der wider die Fäulniß eine vorzügliche Eigenschaft besitzet. Da nun in heißen Sommertagen, oder stark geheizten, oder mit Ausdünstungen angefüllten Zimmern die Luft öfters bis zur Ohnmacht ermattet, selbst faul wird, und die Elasticität verliert: sollte sich der

Eßig-

Eßigdampf nicht auch hier, wie bey anstecken-den Faulfiebern thätig erweisen? Ich em-pfehle ihn! — —

Dieses wären die Wohnungen, welche sich Frauenzimmer, um ihre Gesundheit zu be-schützen, wählen müssen. Sie können in so be-schaffenen und verbesserten Wohnungen ver-sichert seyn, daß sie vielleicht nicht wegen ihrer Zimmer Faulfiebern unterworfen seyn dürfen, als etwa die Einwohner zu Kairo, wegen der engen und übel beschaffenen Straßen und Woh-nungen. Auch können sie sich trösten, daß sie in solchen Zimmern jenes Beyspiel nicht schrek-ken dürfe, da von hundert fünf und vierzig Männern und einem Frauenzimmer, welche von dem Unterkönige von Bengalen, in ein Gefängniß eingeschlossen wurden, nach vier-zehn Stunden die mehresten erstickt, und mehr, als drey und zwanzig ohnmächtig darinnen gefunden worden. — — Allein, da dem-ohngeachtet die Luft in einem Zimmer einer außer der Wohnung befindlichen freyen Luft nicht zu vergleichen, und die besten Zimmer, jenen Beyspielen ähnliche Zufälle verursachen können: so sind sie zwar, in so ferne man die freye Luft nicht genießen kann und darf, hoch-zuschätzen, aber doch der freyen Luft nie vorzu-ziehen.

Wolfe.

Wir betrachten dasjenige, was vor unsern Augen zugeht, nie in dem gehörigen Lichte, das nur die Entfernung von Jahrhunderten geben kann. Daher sind wir so warme Bewunderer edler Thaten, und großer Männer der Vorwelt, und begnügen uns ähnlichen Handlungen unserer Zeitgenossen blos kalten Beyfall zu zollen. Ein auffallendes Beyspiel davon giebt uns der in der Kriegs- und Kunstgeschichte so berühmte Tod des englischen Generals Wolfe. Ein jeder, der mit den Begebenheiten des in den Jahrbüchern der Welt sich so auszeichnenden siebenjährigen Krieges bekannt ist, weiß, daß dieser große Mann bey Quebeck auf dem Schlachtfelde blieb, und in den Armen des Sieges starb; allein weniger ist es bekannt, daß ihn England ganz allein im eigentlichen Verstande die Eroberung von Canada zu verdanken hat. Alles bestund auf den Rückzug und Aufhebung der Belagerung von Quebeck, die unüberwindliche Schwierigkeiten zeigte. Armee und Flotte waren hierin einstimmig, nur Wolfe allein wollte durchaus siegen und siegte. Ein tödtlicher Schuß aber streckte ihn hin, und raubte ihm alle Besonnenheit. In diesem Zustande wird er von einigen Soldaten aus dem Schlachtgetümmel weggebracht. Er athmete noch, allein mit geschlossenen Augen,

und dem Ansehn nach sprachlos und ohne Gefühl. Mittlerweile sah man die Franzosen fliehen, ein Anblick, der einen dieser Soldaten, die ihren General nicht verlassen wollten, zu dem Ausruf brachte: „O seht, wie sie laufen!“ Diese Worte wirkten auf die große Seele des mit dem Tode ringenden Feldherrn so sehr, daß er auf einige Augenblicke gleichsam wieder auflebete. Er öfnete die Augen und sagte: „Wer „läuft?“ die Antwort war: „die Franzo„sen.“ Hierauf rief er aus: „God be than„ked!“ (Gott sey Dank!) und mit diesem Athemzuge verschied er. Eben so starb Epaminondas, auch in den Armen des Sieges, für welchen er den Göttern mit seinem letzten Hauche dankte.

Wollust.

Die Lebensart, welche die wollüstigen Leute führen, ist mit Schande und eigenen Vorwürfen begleitet. Es ist etwas unanständiges und unrühmliches darinnen, wenn sich ein vernünftiges Wesen von Bemerkung der Welt absondert, die Dunkelheit der Nacht zu seinem Vergnügen erwählet, und die Beobachtung eines Bruders oder Freundes mit Fleiß zu vermeiden suchet; die Gesellschaft und der Um-

gang eines verständigen und tugendhaften Frauenzimmers gereicht einer Mannsperson zur Ehre; aber wie sind die Empfindungen und beißenden Vorwürfe in dem Herzen einer Mannsperson beschaffen, wenn sie von ungefähr von einem Vater, Bruder, Schwester, oder einem tugendhaften Freunde bey einer lüderlichen Weibsperson angetroffen wird! Es ist nichts, welches einen männlichen Charakter einer größern und gerechtern Verspottung aussetzet, als die Weichlichkeit, und eine thörigte Annehmung einer weiblichen Zärtlichkeit. Es kann kein Gemüth in einem verächtlichern Zustande seyn, als welches in Wollust lebet, und keine anderen Vorstellungen, als von den niedrigsten und unvernünftigsten Vergnügen heget. Ein lüderlicher Mensch, der es zu dem einzigen Geschäfte seines Lebens macht, die Unschuld zu hintergehen, der kein Bedenken trägt, die Ehre, den guten Namen, und die Glückseligkeit derer, die er verführt, zu verderben, und der mit Vorsetzlichkeit so viel Noth und Unglück in den Familien verursacht, ist einer von den schädlichsten und satanischen Charaktern, den ein vernünftiges Wesen nur annehmen kann. Solche Leute werden mit Recht als die schlimmste Pest der Gesellschaft angesehn, und von allen tugendhaften und würdigen Menschen mit der größten Verachtung behandelt. Sie verderben ihre eigene Ehre

und

und guten Namen, den jeder kluger Mensch höher als das Leben schätzt. Man wird niemanden als lüderliche Bösewichter in ihrer Gesellschaft erblicken. Alle andere Personen von einem guten Charakter scheuen sich für ihnen, und begegnen ihnen mit Kaltsinn und Verachtung, welches für ein Gemüth, das noch einige Empfindung hat, Strafe genug ist. Sie können keine Vertraulichkeit mit andern als solchen unterhalten, die eben so niederträchtig denken und einen eben so verdorbenen Geschmack haben; und jedermann weiß wohl, daß die Freundschaft, die ein lüderlicher Mensch gegen den andern hat, nicht aufrichtig und unzertrennlich ist; die Gesellschafter eines solchen Menschen werden ihm helfen sein Vermögen verschwenden, und alsdenn werden sie die ersten seyn, die ihn auslachen, mißhandeln und verlassen.

Diese wollüstige Lebensart, und diese verderbliche Gattung der Unmäßigkeit endigt sich bald, in Armuth und Dürftigkeit. Die Befriedigung der wollüstigen Begierde durch Veränderungen bringt den Menschen natürlicher Weise in Ausschweifung. Er besucht alle Plätze der Zerstreuung nach der Mode, da unterdessen in seinen Angelegenheiten zu Hause nichts als Verwirrung einreißt. Er schwärmt von einer Scene der Thorheit zur andern her-

um, und mittlerweile stehlen ihm seine Bedienten sein Vermögen; und das Schrecken eines Gefängnisses löset endlich diese täuschende Träume von Vergnügen auf. Zuerst ein Schelm, und dann ein Bettler.

Das verächtlichste Schauspiel in der Welt, ist der Anblick eines alten Mannes an dem Rande des Lebens und an den Gränzen der Ewigkeit, der noch die Sprache der Wollust stammlet, und daran ein Vergnügen findet. Ein solcher Anblick, den man noch bisweilen antrift, ist unerträglich und abscheulich. Man stelle sich nur einen alten Mann vor, der aus Schwachheit zittert, und durch die Laster seiner Jugend ein Krüppel geworden, wie er von seinen Heldenthaten redet, da er kaum noch das Glas in der Hand halten kann, und wie er in Pelzwerk eingehüllt, dem er noch seine geringe Wärme zu danken hat, die größten Unflätereyen sagen, und sich daran vergnügen kann. Die menschliche Natur kann unmöglich mehr erniedriget werden, und in ekelhaftern Umständen erscheinen.

Wollnsky.

Wolinsky.

Da man eben noch nicht viele Beschreibungen von angesehenen und merkwürdigen Ministern aus der Rußischen Nation aufweisen kann, so wird die gegenwärtige, welche aus den handschriftlichen Aufsätzen eines sehr zuverläßigen Augenzeugen geschöpft ist, unsern Lesern gewiß nicht unangenehm seyn, zumal da sie einen Beytrag zur Geschichte der Kaiserinn Anna Iwanowna, und ihres Lieblings des Herzogs von Kurland, Ernst Johann (Biron), nachmaligen Regenten in Rußland enthält.

Die besagte Kaiserinn Anna, welche für den Kaiser Peter I. eine ausnehmende Hochachtung hegte, und alle seine Anordnungen heilig zu beobachten suchte, errichtete gleichwohl ein Kabinet. Man glaubte durchgängig, ihr Liebling, der Herzog Ernst Johann von Kurland, habe nicht bloß an der Wahl der dazu erforderlichen Minister, sondern auch selbst an der Errichtung, welche das Ansehen des dirigirenden Senats in einigem Betracht damals schwächte, großen Antheil genommen. Folgende drey Russen hatten Anfangs darinn Sitz: 1. Tscherkaskoi, ein stiller Mann, der die Bequemlichkeit liebte, und sich viele Jahre nach einander durch einen Trommelschläger des Abends Mährchen vor-

er-

erzählen ließ; 2. Bestuschew, ein der Kaiserin sehr ergebener Mann, den sie liebte, weil er gleichsam mit ihr aufgewachsen war: denn der Kaiser Peter hatte ihr desselben Vater zum Aufseher und Führer verordnet; daher er ihr auch mit nach Kurland folgen mußte. 3. Jagushinskoi, ein sehr geschickter und thätiger Mann, welchen schon der Kaiser Peter I. so hoch schätzte, daß er ihn zum General-Polizeymeister machte, und dabey ihm im Senat, wie allgemein versichert wurde, folgende kurze, aber schmeichelhafte Lobrede hielt: „Ich bin „Peter, aber Jagushinskoi ist Paul; was „Peter nicht ausrichtet, das wird Paul voll„strecken.“

Dieser unternehmende Kopf hatte schon durch seine Entschlossenheit den entworfenen Plan zu einer aristokratischen Regierungsform vereitelt. Da er sich dem Herzog zuweilen standhaft widersetzte, so suchte man ihn aus dem Kabinette wieder zu entfernen: man schickte ihn als Minister nach Berlin. An seine Stelle kam Wolinsky, welcher die Verfassung von Rußland und das Interesse des Reichs gegen die asiatischen Völker, genau kannte, auch schon unter dem Kaiser Peter I. rühmlich gedient hatte. Der Herzog empfahl ihn wegen seiner Geschicklichkeit, und meynte, daß dieser wegen seines eingeschränken Reich-

thums,

thums, von keinen Folgen seyn würde. Aber er sahe seine Hoffnung bald vereitelt; Wolinsky widersprach ihm oft geradezu, stellte auch eben so oft der Kaiserin schriftlich und mündlich vor, daß die vom Herzog entworfenen Plane gar nicht könnten ausgeführet werden. Hierdurch zog er sich des Herzogs unauslöschlichen Haß zu, so, daß dieser nur eine günstige Gelegenheit erwartete, jenen verhaßt, und wo möglich ganz unglücklich zu machen.

Eine solche Gelegenheit bot sich dar. Es fiel der Kaiserin ein, das Sonderbare unter dem Namen der Narrenhochzeit allgemein bekannte Fest, theils zur Ergötzung, theils zur Demüthigung einiger Familien, anzustellen, den lächerlichen Aufzug, das Brautpaar, das zur Hochzeit erbaute Eispalais u. dgl. übergehe ich als genugsam bekannte Dinge; und führe bloß an, wie dieses Spiel dem Kabinetsminister Wolinsky zum traurigsten Untergang gereichte. Zum Erstaunen aller Einsichtsvollen Personen hatte man ihm (vermuthlich durch des Herzogs Antrieb) den Auftrag gegeben, alle Anstalten zu diesem sonderbaren Feste zu machen. Der Zug, bey welchem alle im Rußischen Reich befindliche Nationen in ihrer eigenthümlichen Kleidung sollten zu sehen seyn, nahm im Elephantenhause seinen Anfang: Dort sollte das Brautpaar mit einer

Rede

Rede in Rußischen Versen komplimentirt werden; welches Geschäft Wolinsky einem Adjunct der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, aufgetragen hatte. Zur bestimmten Zeit war alles versammlet: nur der Adjunct fehlte. Der hitzige Wolinsky schickte voll Verdruß einen Kadet zu ihm, mit dem Befehl, er sollte den Adjunct durchaus bringen, und zwar, wenn er nicht gutwillig folgen wollte, mit Gewalt. Der Adjunct, welcher es für eine Schande hielt, mitten unter dem Narrenaufzug als Redner zu erscheinen, weigerte sich zu kommen: und erklärte, daß er nicht unter dem Kabinetsminister, sondern unter der Akademie stünde. Der Kadet drohete: jener stieß ihn heraus. Der Kadet kam zurück, erzählte den Vorgang, und klagte, daß er einen Schlag bekommen habe. Der nunmehr beynahe aus aller Fassung gebrachte Wolinsky, dessen fehlerhafte Anstalten man die unangenehmen Verzögerungen beyzumessen anfing, schickte zween Garde-Unterofficiere, die damals immer fürchterliche Leute waren, nach dem Adjunct: dieser ward gebracht, von Wolinsky ausgescholten, und bedrohet, im Fall er sich noch länger weigern würde, die bestellte Rede zu halten. Gewalt und Gefahr bewegten ihn zum Gehorsam *); aber nach zwey Tagen gieng

*) Der Anfang der Rede an das Brautpaar war ohngefähr: Seyd begrüßt Narr! seyd gegrüßt Närrin.

gieng er zum Herzog, um sich über das ihm zugefügte Unrecht zu beschweren. Wolinsky im Herausgehen von der Kaiserinn, fand ihn in des Herzogs Vorzimmer, fragte ihn um die Ursache seines Daseyns, und wollte ihn, da er sie erfuhr, heraustreiben; weil aber der Adjunct erklärte, er würde hier nicht so wie im Elephantenhaus gehorsamen, ließ er ihn die Treppe herunter werfen. Dies war, was der Herzog lange gesucht hatte. Man beschuldigte nun den Kabinetsminister, er habe das kaiserliche Palais entheiliget, ließ ihn arretiren, in die Admiralität bringen, sein ganzes Haus durchsuchen, und alle seine Papiere wegnehmen. Die zur Untersuchung niedergesetzte Commißion fand an ihm nichts verdammliches; daher ward der rechtschaffene Ushakow daraus entfernt; an seiner Statt mußten zween Männer *), denen es um Titel und Beförderung zu thun war, die Untersuchung fortsetzen. Wolinsky vertheidigte sich männlich. Endlich fand man unter seinen Papieren einen Stammbaum, welchen ihm ein Architekt aus eignem Antrieb, zur Bezeugung seiner Dankbarkeit und Ehrfurcht verfertigt hatte. Vermöge desselben sollte der Minister aus einer alten fürstlichen Familie **) herstammen. Dies er-

*) Einer darunter war Trubetzkoi.

**) Wo ich nicht irre, aus Wolyn oder Wolhyn.

erklärte man für ein Verbrechen der beleidigten Majestät, und beschuldigte den Wolinsky, er habe nach der Krone getrachtet. Dies zu widerlegen fiel ihm nicht schwer; gleichwohl wurde er, um ihm ein Geständniß auszupressen, geknutet, wobey selbst die zur Untersuchung bestimmten Männer auf eine unüberlegte Art sich ganz vergaßen. Man sprach ohne Umschweif dem Wolinsky den Kopf ab. Als das Urtheil der Kaiserin zur Unterschrift vorgelegt wurde, weigerte sie sich standhaft dasselbige zu unterschreiben, und erklärte, daß sie an dem Minister kein Verbrechen finde, welches einer Todesstrafe würdig schiene, vielmehr halte sie ihn für unschuldig. Der Herzog gab sich alle Mühe, sie auf andre Gedanken zu bringen, und den Wolinsky als einen großen Verbrecher zu schildern; allein vergeblich. Endlich überraschte er sie, nach einem überall verbreiteten Gerücht, des Morgens, legte ihr das Urtheil vor, und verlangte die Unterschrift, oder seinen Abschied. Die Kaiserin, bey welcher der Herzog unbeschreiblich viel galt, und ohne welchen sie gar nicht seyn konnte, ergriff die Feder etlichemal, warf sie aber immer wieder weg, mit der Versicherung, sie könne nicht unterschreiben. Der Herzog setzte ihr heftiger zu. Endlich unterschrieb sie; soll aber dabey gesagt haben: „Ich sehe nicht ein, daß Wolinsky „schuldig ist, aber ihr (Herzog) verlangt es; „ihr

„ihr sollt vor Gottes Gerichte es verantwor„ten!“ Das Urtheil wurde also öffentlich vollzogen; sogar der Architect, welcher den Stammbaum gemacht, und ein Mann aus dem Senat, der ihn bewundert hatte, blieben nicht ohne Strafe. Das Volk, welches alle Schuld auf den Herzog schob, konnte nicht anders als mit Abscheu und Mitleiden die Hinrichtung eines in desselben Augen ganz unschuldigen sehr geschickten Ministers, ansehen. Gegen den Adjunct, der aber leicht auf andre Art konnte befriedigt werden, hatte er sich freylich etwas übereilt; aber die ihm aufgetragene Veranstaltung eines so seltsamen Aufzuges, bot auch Gründe zu seiner Vertheidigung dar. Da man nun den Herzog ohnehin als das Werkzeug ansahe, durch welches die sonst sehr gnädige Kaiserinn wider ihren Willen zu unangenehmen Schritten und mancher Strenge verleitet wurde; wie man auch vermuthete, daß auf sein Anstiften ein Paar Bischöfe, die man öffentlich zu strafen Bedenken trug, verschwunden wären: so wurde das Volk wider ihn durch die Hinrichtung des Wolinsky, noch mehr erbittert. Kein Wunder, daß seine nachmalige Regentschaft, die man als eine ganz unbegreifliche und unnatürliche Erhöhung ansahe, dem Volke ganz mißfiel. Nur einige wenige Personen, die der Herzog sich durch Wohlthaten verbunden hatte, oder welche das

dankbare Andenken an die allgemein geliebte Kaiserinn Anna, ihm einigermaaßen günstig machte, bewiesen sich wenigstens äußerlich als seine Freunde.

Wolsey.

Der berühmte Hume erzählt von diesem Manne nachfolgende Anekdoten. Im Jahr 1525 suchte der Kardinal Wolsey die Einwohner von London zu erschrecken, um sie zum allgemeinen Darlehn zu bringen. Er sagte gerade heraus, er wollte lieber einige unter ihnenin die äußerste Dürftigkeit gerathen sehen, als den König in gegenwärtigem Augenblick in Verlegenheit zu lassen. Sie sollten sich nur ja hüten, den geringsten Widerstand oder das geringste Murren zu zeigen; es möchte sonst einigen den Kopf kosten.

Es war dem Charakter Franz des Ersten gemäß, sich nach Verhältniß der Schwierigkeiten zu widersetzen; und da er einst gesagt hatte, er wollte Pavia einnehmen, oder davor umkommen; so hätte er sich lieber umbringen lassen, als daß er von seinem Entschlusse hätte abgehen sollen.

Als Wolsey nach Frankreich kam, um mit dem Könige eine Alliance zu schließen, so sandte dieser ihm den Kardinal von Lorraine und den Kanzler von Alenson entgegen; gab ihm das Recht, allen Gefangenen, wo er durchkam, die Freyheit zu ertheilen; kam ihm zu Amiens entgegen, und fuhr noch einige Meilen weiter, um ihm desto mehr Ehre zu erzeigen.

Als Wolsey in Ungnade gefallen, war er so kriechend und niedergeschlagen, als er im Glück stolz gewesen war. Als ihm der König einst einen Ring als ein Zeichen seiner Zuneigung schickte, war Wolsey eben zu Pferde, als der Courier ankam: Er stieg herunter, fiel auf das Knie im Koth, um dies Zeichen der Königlichen Gnade desto demüthiger anzunehmen.

Wolsey hatte vor dem Parlament nur einen Vertheidiger; dieses war Thomas Cromwell, eine alte Kreatur des Kardinals, der ihn aus einem dunkeln Stande erhoben hatte. Er vertheidigte seinen unglücklichen Patron mit so vielem Muth, Wärme und Edelmuth, daß ihm dieser Eifer die größte Ehre machte, und den Grund zu derjenigen Gnade legte, die er in der Folge bey dem Könige erhielt.

Wünsche.

Das meiste Unglück in der Welt entsteht ohne Zweifel mehr von fehlgeschlagnen Hofnungen, als von einem würklichen Uebel. Es ist daher auch eine sehr wichtige Beschäftigung eines jeden Menschen, sich von den Gesetzen und der Ordnung, welche in der Welt allgemein sind, bey Zeiten richtige Begriffe zu machen, damit er sich nicht mit vergeblichen Wünschen plagen, oder einem ungegründeten und unvernünftigen Mißvergnügen nachhängen darf.

Die Gesetze, nach welchen der Lauf der natürlichen Dinge erfolgt, sind uns bald begreiflich, so daß wir uns in der Folge derselben nicht leicht irren. Niemand erwartet es von einem gepflanzten Kerne in wenig Monathen einen großen Baum zu sehen. Das Gemüth giebt hierbey der natürlichen Nothwendigkeit nach, und unsere Wünsche werden besänftiget, so bald wir die Unmöglichkeit einsehen, daß sie können — befriediget werden. Man wird nach einer genauen Untersuchung finden, daß die Gesetze in der moralischen Regierung der Welt, und die Ordnung in der Einrichtung unsers Verstandes eben so bestimmt und unveränderlich als in dem natürlichen Laufe der andern Dinge sind. Der Fortgang der Befruchtung ist nicht weniger gewiß als das Wachsthum der Gewohnheit,

und

und die Stärke der anziehenden Kraft des Magnetes zeiget sich nicht deutlicher als die Stärke der Neigungen, oder der Einfluß des Beyspiels.

Wer daher auf die Würkungen so wohl in der Seele als in der Körperwelt aufmerksam ist, der wird zu einer gewissen Mäßigung und Billigkeit in seinen Forderungen gegen die Vorsehung gelangen. Er wird sich weder bey sich selbst noch bey andern irren. Er wird mit vieler Genauigkeit handeln, und nur eine solche Würkung von seinen Bemühungen erwarten, die sie natürlicher Weise hervorbringen können. Allein aus Mangel dieser Einsicht tadeln oft verdiente und rechtschaffene Menschen die weise Einrichtung der Vorsehung, daß sie bisweilen nichtswürdigen Leuten große Vortheile erlangen lasse, die aber, wie sie doch selbst wissen, durch solche Mittel erkauft sind, denen sich ein edler und erhabener Geist niemals unterwerfen würde. Wollte man nun nicht einen solchen gesetzten Preiß bezahlen, warum sollte man denn einen solchen Kauf erwarten. Man sollte die Welt als einen großen Handelsplatz betrachten, wo das Glück unserm Anblicke verschiedene Waaren, als Reichthum, Bequemlichkeit, Ruhe, Ruhm, und Kenntniß darstellt. Ein jedes Ding ist daselbst mit einem gesetzten Preiß bezeichnet. Unsere Zeit, unsere Arbeit, und

unser Fleiß ist eben so viel baares Geld, welches wir auf die vortheilhafteste Weise anlegen sollen. Man untersuche, man wähle und verwerfe, aber nach seiner eigenen Urtheilskraft, und nicht, wie die Kinder, welche, wenn sie etwas gekauft haben, es auch bedauren, daß sie nicht zugleich etwas anders, was sie nicht gekauft haben, besitzen.

Die Stärke eines wohleingerichteten Fleißes ist so groß, daß eine anhaltende und lebhafte Anstrengung unserer Fähigkeiten, die auf einen Endzweck gerichtet ist, gemeiniglich eines guten Erfolgs versichert seyn kann. Will man z. E. reich werden? Man kann diesen Wunsch erreichen. Es sind Tausende durch ihre mühsame Arbeit, und anhaltenden Fleiß, und geduldige Aufmerksamkeit auf die geringsten Vortheile endlich zu großem Vermögen gelangt. Allein man muß auch alsdann die Vergnügungen, die Ruhe und Freyheit von ängstlichen Sorgen aufgeben; man muß oft harte, wo nicht gar ungerechte Dinge thun, man muß den Musen entsagen, und seinen Verstand nur in gemeinen und alltäglichen Kenntnissen anwenden. Kurz, man muß dabey nicht verlangen, seine Einsichten zu erweitern, oder den Geschmack und das Gefühl zu verfeinern; sondern stets auf dem gebahnten Wege fortgehen, ohne sich weder zur rechten noch zur linken umzusehen.

„Aber

„Aber einer solchen Mühseligkeit kann ich mich nicht unterwerfen — ich empfinde, daß mein Geist nach edlern Dingen strebt.“ Gut; es sey also; man murre aldann auch nicht, wenn man nicht reich wird.

Ist die Wissenschaft der Preiß, wornach man strebt? Auch diese kann erlangt werden — durch steten Fleiß und durch viele einsame Stunden des Studierens und Nachdenkens. Man wende diese daran, so wird man weise werden. „Aber wie unerträglich ist es, sagt ein Gelehrter, daß jener ganz unwissende Mensch ein großes Vermögen erlangt, und eine ansehnliche Figur machet, da ich wenig mehr als die gemeinen Bequemlichkeiten des Lebens habe.“ — Es kann seyn, mein Freund. Allein haben sie denn nur deswegen die heitern Stunden ihrer Jugend zur Einsamkeit und zum Nachdenken angewendet, um ein Vermögen zu erlangen? Sind sie darum bey nächtlicher Lampe blaß geworden, um reich zu seyn? — Nun so haben sie ihren Weg verfehlt, und ihren Fleiß sehr übel angewendet. „Was habe ich aber für eine Belohnung von aller meiner Arbeit?“ Was für eine Belohnung? Eine erweiterte Seele, die von der gemeinen Furcht, Beunruhigung und Vorurtheilen gereinigt, und fähig ist, die Werke Gottes und der Menschen zu begreifen und zu erklären. Ein blühender und wohlbe-

arbeiteter Verstand, der einen unerschöpflichen Vorrath von Unterhaltung und Ueberlegung besitzet. Eine beständige Quelle neuer Begriffe, und das Bewußtseyn einer höhern Erkenntniß und größern Würde. Und was für eine Belohnung können sie ausserdem noch verlangen?

Allein ist es nicht ein gerechter Tadel der Vorsehung, daß ein so niederträchtiger Mensch so viel Vermögen erlangt hat, womit er eine halbe Nation erkaufen kann?" Keinesweges. Er hat sich selbst in dieser Absicht niederträchtig gemacht. Er hat seine Gesundheit, sein Gewissen und seine Freyheit deswegen aufgeopfert; und werden sie ihn nunmehr noch wegen seines getroffenen Handels beneiden? Werden sie deswegen ihre Augen niederschlagen, und sich in seiner Gegenwart schämen, weil er sie an äusserlichem Staate übertrift? Erheben sie ihr Haupt mit einer edlen Zuversicht, und sagen sie zu sich selbst: es ist wahr, ich besitze zwar diese Dinge nicht; aber ich habe sie auch nicht gesucht, weil ich sie nicht verlangt; ich besitze etwas besseres: Ich habe mir mein Loos erwählet, und damit bin ich zufrieden.

Es ist keine Eigenschaft, die den Karakter eines Menschen so sehr erhöht, als eine beständige Gleichheit in der Aufführung. Man kann die Bemühungen und Unternehmungen eines solchen Menschen, die an sich nicht zu billigen

sind,

sind, sogar auch alsdann, wenn er sie immer noch mit einer unveränderlichen Lebhaftigkeit fortsetzet, nicht ohne Bewunderung betrachten. Das deutlichste und unterscheidendste Kennzeichen eines großen Geistes bestehet darinnen, daß er sich einen wichtigen Gegenstand wählet, und ihn sein ganzes Leben hindurch stets vor Augen hat. Dieses machte ehemals den Cäsar zu einem würklich großen Manne. Sein Gegenstand war der Ehrgeiz; diesem jagte er standhaft nach, und war allezeit bereit, demselben eine jede andere Leidenschaft oder Neigung aufzuopfern.

Es ist eine schöne Stelle in dem Gespräche des Lucians, worinnen Jupiter gegen den Cupido klaget, daß er, ungeachtet seiner vielen listigen Ränke und Liebeshändel, doch niemals aufrichtig geliebt würde. Um dieses zu erlangen, sagte Cupido, mußt du deine Donnerkeule weglegen, dir wohlriechende Haarlocken machen, einen schönen Kranz um deine Schläfe winden, einen sanften Gang annehmen, und ein gefälliges dienstfertiges Betragen zeigen. Aber, antwortete Jupiter, ich will nicht so viel von meiner Würde aufgeben. — Nun, erwiederte Cupido, so mußt du auch nicht verlangen, geliebt zu werden. — Er wollte gern Jupiter und Adonis zugleich seyn.

Man muß bekennen, daß Leute von Genie am meisten geneigt sind, diese unbilligen Forderungen zu machen. Da ihr Geschmack an Vergnügen stark ist, ihre Einsichten weitläufig sind, und sie es empfinden, das sie weit über den gemeinen Haufen erhaben sind; so pflegen sie auch diese natürliche Belohnung des Lobes und der Bewunderung zu verachten, die man vorzüglichen Fähigkeiten widerfahren läßt; sie erwarten, daß man sie zur öffentlichen Bemerkung und Gewohnheit hervorrufen werde, und bedenken nicht, daß ihre Talente gemeiniglich zu einem thätigen Leben ganz ungeschickt sind, und daß ihr Hang zum tiefsinnigen Nachdenken sie zu den Geschäften der Welt ganz unfähig macht, die am besten durch Leute von mäßigem Genie verrichtet werden. Die Poeten sind besonders zu allen Zeiten eine sehr unbillige Gattung von Menschen gewesen, und haben oft laut über die Hintansetzung des Genies und über die Undankbarkeit ihres Zeitalters geklagt. Allein sie bedenken nicht, daß der Staat keine Verbindlichkeit gegen solche Mitglieder hat, die ihm nicht nützlich sind, und daß zur Verwaltung eines Amts mehr erfordert wird, als Verse zu machen.

Die Mäßigung in unsern Wünschen und Erwartungen, die wir in der gegenwärtigen Vorstellung einzuschließen gesucht haben, dienet

auch

auch vornämlich dazu, daß sie viele Kränkungen und Mißvergnügen bey unserm Umgange mit andern verhindert. Und eben so, wie wir an uns selbst keine widersprechenden Eigenschaften wünschen werden, so sollen wir sie auch bey unsern Freunden nicht erwarten. Da wir bey unserm Eintritte in die große Welt noch jung und feurig sind, und fühlen, daß unsere Neigungen durch den Anblick einer besonderen Vortreflichkeit in einem gewissen Karakter gereizet werden, so ziehen wir denselben sogleich allen andern vor, und ärgern uns, wenn wir die Mängel auf der andern Seite gewahr werden.

Allein die Natur ist weit mäßiger, als daß sie alle Arten von glänzenden Eigenschaften in eine helleuchtende Masse zusammen häufen solite. Sie bemühet sich wie ein verständiger Maler, in ihren Stücken eine gewisse Gleichheit des Styls und Colorits beyzubehalten. Die Muster einer wahren Vollkommenheit trift man nur in den Romanen an, wo eine auserlesene Schönheit, glänzender Wiz, gründliche Urtheilskraft und unbefleckte Tugend mit einander vereinigt sind, um einen Lieblingskarakter damit auszuschmücken. Es giebt eine verschiedene Farbe und Bildung sowohl in den Karakteren, als in den Gesichtern, obgleich vielleicht eine jede gleich schön ist, so daß die Vorzüge

der einen dennoch der andern nicht können ertheilt werden. Wenn daher ein Mensch eine stoische Härte der Seele besitzet, und ohne Rücksicht auf die Urtheile der Welt seine Pflichten genau erfüllet, so muß man nicht erwarten, daß bey diesem die Schwachheit des Mitleidens, oder die Parteylichkeit der Freundschaft einen großen Einfluß haben soll.

Es ist ein Fehler unsers jetzigen Zeitalters, der von dem freyen Umgange der Menschen von verschiednen Ständen herrühret, daß sich die Karakter nicht mit genugsamer Stärke auszeichnen, und die verschiedenen Klassen derselben zu sehr in einander laufen. Wir haben jetzt vielleicht weniger Pedanten, aber wir haben auch weniger hervorstechende Originale. Man erwartet, daß ein jeder einen Vorschmack von einer allgemeinen Kenntniß habe, ohne in die Wissenschaften tief einzudringen, und man verlangt blos eine solche Gleichförmigkeit der Sitten, welche die freyen Würkungen der herrschenden Leidenschaft unterbricht, und eben deswegen der Gesellschaft unter der Vorstellung einer Regelmäßigkeit eine ekelhafte Gleichheit giebt.

Es giebt eine gewisse Art zu denken und zu handeln, welche einem jedem Alter, Geschlechte und Stande eigen und anständig ist, so daß man deswegen nicht gleich einen andern tadeln

tadeln oder lächerlich machen sollte. Ein jedes kann vielleicht in seiner Art des Betragens vollkommen seyn: ein Frauenzimmer als Frauenzimmer; und ein Kaufmann als Kaufmann betrachtet; Wir ärgern uns oft über die Unwissenheit und rauhe Lebensart des gemeinen Volkes, nnd bedenken nicht, daß in einem Staate auch Holzhacker und Tagelöhner seyn müssen, und daß eine große Kenntniß und verfeinertes Gefühl in den Sitten ein würkliches Unglück für diese Leute seyn würde.

Man studiere daher vor allen Dingen die Philosophie des menschlichen Herzens. Wer diese Wissenschaft besitzt, der wird bald einsehen, was er von einem jeden erwarten kann. Er wird nicht verlangen, daß weder er selbst noch andre alle Vollkommenheiten besitzen müssen; er wird die verschiedenen Neigungen der Menschen, als eben so viele Werkzeuge und Mittel betrachten, wodurch man auf die bequemste Weise so vielfältige und verschiedene Endzwecke erreichen kann; und er wird endlich die Weisheit der Vorsehung bewundern, und dankbarlich rühmen, daß sie ihre Gaben nicht bey allen auf gleiche Weise gehäufet, sondern nach dem besten Maasstabe so verschieden ausgetheilt hat.

Wunderwerke.

Man kann ein Urtheil durch ein anderes und bündigeres leicht über den Haufen werfen; aber wer will dem gemeinen Volke seinen Irrthum benehmen, wenn er eine blinde Leichtgläubigkeit zum Grunde hat. Herodotus läßt sich angelegen seyn, verschiedene Wunderwerke zu erzählen, die sich in Griechenland zugetragen haben sollen. Die nach ihm kommenden Geschichtschreiber haben sich nicht die Mühe gegeben, diese Fabeln zu widerlegen, sondern sie gar noch höher getrieben; sie haben es gemacht, sagt ein neuerer Schriftsteller, wie jener Praktiker, dem man eine falsche Obligation vorlegte; er nahm sich nicht die Mühe, dagegen zu protestiren, sondern brachte sogleich eine falsche Quittung dagegen vor.

Man sieht in allen Arten das Außerordentliche, und geht sogar bis zum Unmöglichen. Die alte Geschichte, setzt eben dieser Schriftsteller hinzu, siehet dem Kohle gleich, der größer war, als ein Haus, und dem Kessel, der größer war als eine Kirche, um den Kohl darinne zu kochen.

Der P. Montfaucon erzählt, daß, als man zu Neapel das Blut des heil. Januarii dem Volke zeigte, und alle schryen, daß es ein Wunderwerk wäre, er nichts gesehen, aber doch

mit

mit geschryen habe, aus Furcht, gesteinigt zu werden.

Man zeigt im Lande des Mogols einen wunderbaren Stein, welchen zu sehen, Leute von allen Gegenden herkommen. Man giebt ihn wider die Natur eines Steins, für so leicht aus, daß man ihn mit einem Finger soll aufheben können; der reisende Bernier hatte viele Mühe diesen Stein zu Gesicht zu bekommen, weil er kein Muselmann war; er gelangte endlich dazu, und sahe, daß es bloße Betrügerey war, indem die, die den Stein zeigten, etwas darunter schoben, womit sie ihn in die Höhe hoben. Er hätte sich bald darüber herausgelassen; aber die Furcht machte, daß er schwieg, und es als ein Wunderwerk ansahe.

Dem Abte Marolles zeigte man zu Amiens das Haupt des heil. Johannes des Täufers, er sagte, als er es küßte: „Gott Lob! das ist schon das fünfte oder sechste," das ich zu küssen die Ehre habe.

Eben diesem Abte wollte man zu Neufry in Touraine ein Glas zeigen, und in demselben einige Tropfen von dem Blute Jesu Christi, worüber er erstaunen würde, wenn er dieses Blut flüßig und von gehöriger Farbe sich stets in drey gleich große Tropfen theilen, und wie-

der

der zusammen fließen sehen würden. Der Abt Marolles sagte, daß das in der That eine wunderbare Sache sey, die gesehen zu werden verdiente, um davon überzeugt zu seyn. Man hielt ihm das Glas am hellen Tage vor die Augen, er betrachtete es sehr aufmerksam, und bezeigte zu jedermanns Verwunderung nicht das geringste Erstaunen. Man fragte ihn um die Ursache, und er gab zur Antwort, daß das, was man ihm gesagt habe, gar wohl seyn könne, er habe aber nichts gesehen; das, was er im Glase gefunden, sey weder flüßig noch roth; anstatt der drey gleich großen Tropfen, habe er vier Blasen im Glase von verschiedener Größe wahrgenommen. Die Vorzeiger der Reliquie seufzten über seine Blindheit und das einfältige Volk, das zugegen war, that eben dasselbe.

Die Zeiten der Unwissenheit sind an Wunderwerken stets fruchtbar gewesen. Hier ist eins von denen, die im achtzehnten Bande der Nachrichten der Akademie der Aufschriften und der schönen Wissenschaften, als eine Erfindung der Einfalt dieser barbarischen Zeiten erzählet werden: Ein Mönch kam aus einem Hause, in welches er sich alle Nächte zu schleichen pflegte. Er mußte über einen Fluß, und der Satan warf den Kahn um, daß der Mönch ersoff, als er eben ein Gebet an die

heil. Jungfrau abschickte. Zween Teufel bemächtigten sich seiner Seele, und wurden von zween Engeln angehalten, die sie als eine Christenseele den Teufeln abforderten. „Ihr Herrn Engel, sagten die Teufel; es ist zwar an dem, daß der Erlöser für seine Freunde gestorben ist; dieser aber war von der Zahl seiner Feinde; und da wir ihn im Schlamme der Sünden gefunden haben, so wollen wir ihn in den Sumpf der Höllen werfen; wir werden von unsern Aufsehern eine gute Belohnung dafür erhalten.“ Nach langem Streiten thaten die Engel den Vorschlag, daß sie die Sache vor den Richterstuhl der heiligen Jungfrau bringen wollten. Die Teufel antworteten, daß sie Gott gern zum Richter haben wollten, weil er nach den Gesetzen spräche; von der heil. Jungfrau aber könnten sie keine Gerechtigkeit hoffen, weil sie eher alle Thore der Hölle zerbrechen, als einen einzigen Tag einen Menschen darinnen lassen würde, der sich bey seinen Lebzeiten ein einzigmal vor ihrem Bilde gebeugt hätte. So viel aber auch die Teufel wider die Maria einzuwenden hatten, mußten sie sichs doch gefallen lassen, daß sie den Proceß entschied, und den Ausspruch that: daß die Seele des Mönchs in ihren Körper wieder zurückkehren sollte. Er war indeß aus dem Flusse gezogen, und ins Kloster gebracht worden, wo man zu seinem Begräbnisse Anstalt machte. Mit welchem Er-

staunen sahe man, daß sich der Todte wieder aufrichtete; die Mönche liefen davon; als sie aber das Wunderwerk erfuhren, stimmten sie ein Te Deum an. Unglückliche Zeiten, in denen man solche abgeschmackte Possen nicht allein erfand, sondern gar glaubte.

Der Verfasser der nouveaux Memoires sur l'Italie, im Jahr 1764 gedruckt, erzählt, daß, als er zu Venedig gewesen, er in eine Kirche gekommen, wo man ein großes Fest dem Rosenkranze zu ehren feyerte. Ein Jakobiner, ein ehrwürdiger Mann dem Alter und dem Ansehen nach, trat auf die Kanzel, und erzählte mit dem Tone, dem Nachdrucke und der Weitschweifigkeit der Erzähler auf dem St. Markusplatze, eine Menge Begebenheiten von dem Heiligen desselben Tages, die man nach folgender Geschichte beurtheilen kann:

„Ein Straßenräuber, der, wo er nur Gelegenheit fand, alles mordete und umbrachte, betete gleichwohl alle Tage seinen Rosenkranz sehr ordentlich. Ein Reisender, den er angefallen hatte, vertheidigte sich, und schlug den Räuber todt. Es verstehet sich, daß er nicht vorher beichten konnte; und sein Körper, von dem sich die Seele nicht trennen wollte, wurde von seinen Cameraden unter einer Eiche eingescharret. Einige Monate hernach ließ sich der heil. Dominikus unter dieser Eiche sehen, und rief den

Räu-

Räuber bey seinem Namen. Dieser hob die Erde in die Höhe, kam aus dem Grabe hervor, fiel dem heil. Dominikus zu Füßen, und legte seine Beichte ab; der Heilige gab ihm die Absolution, und nahm seine Seele mit sich ins Paradies. — Ich konnte nicht ohne Betrübniß hören, setzt der oben angeführte Verfasser hinzu, daß ein Priester, ein Geistlicher eines Ordens, in welchem es so viele vernünftige Leute giebt, mit solchen Marktschreyereyen öffentlich auftrat.

Dümoulin sagt: „Wenn ehemals etwan ein Brunnen eine öfnende, verstopfende oder stärkende Kraft hatte, so setzten die Mönche sogleich einen kleinen Heiligen dazu.“

„Glaubet ihr wohl, sagte ein Domherr in einer Gesellschaft, daß der heil. Piat, nachdem ihm der Kopf war abgeschlagen worden, diesen Kopf nahm, und ihn zwey Meilen weit unter dem Arme trug? ja, wahrhaftig, zwey Meilen weit! es ist gewiß wahr: aber es kostete ihm viel Mühe, ehe er in den Gang kommen konnte.“ „O, ich will es wohl glauben, erwiederte eine Dame, der erste Schritt kostet, bey so einer Gelegenheit am meisten.“

Wyat.

Thomas Wyat, mit dem Beynamen der Alte, um ihn von einem andern Thomas Wyat zu unterscheiden, der wegen des Lasters der beleidigten Majestät unter der Regierung der Maria hingerichtet wurde, ist im Jahr 1503 auf dem Schloß d'Allynton in der Grafschaft Kent gebohren worden. Seine Familie war alt und berühmt, ein Umstand, den der Verfasser nur derowegen anführt, weil Wyat nicht dachte, daß ihn die Geburt von allen andern Verdiensten freyspreche. Seine Erziehung war vortreflich, und er wurde der Günstling Heinrich VIII. Dieser Fürst hatte für seine Empfehlung so viele Achtung, ein so großes Vertrauen auf ihn, und ließ er sich so sehr angelegen seyn, ihm alles zuzugestehen, was er verlangte, daß, wenn jemand ein Amt erhielt, man im Sprüchwort sagte: diese Promotion ist in dem Kabinette des Wyat zu Stande gekommen.

Wyat fiel zweymal in Ungnade, und wurde auf Befehl eines Prinzen, der ihn liebte, zweymal in Ketten geschlossen. Die Ursache von seiner ersten Einkerkerung wird von den Geschichtschreibern verschieden erzählet. Einige haben geglaubt, daß die unglückliche Anna

von

von Bullen das ihrige dazu beygetragen habe; die neuern Geschichtschreiber messen es einer Hofkabale gegen einen mächtigen Mann zu. Ueber die zweyte Ursache ist man eher einig, sie soll von der Eifersucht des Bischofs von London, Bonner, herkommen, welcher den Günstling verleumdete, und ihn in solchen Proceß verwickelte, dessen Folgen ihn auf das Schaffot hätten bringen können. Endlich wurde seine Unschuld erkannt, und er kam neuerdings in die vorige Gunst. Er starb mit 38 Jahren, und hinterließ einige Werke, welche in Gesängen und kleinen Gedichten bestehen, die sein Freund, der Graf Surrey, herausgab, der noch einige Briefe des Verfassers beyfügte, welche er als Bothschafter in Frankreich geschrieben hatte.

Sein Biographist hat uns noch ein Paar Anekdoten von ihm bekannt gemacht, die er aus verschiedenen Quellen geschöpft hat. Im Lloyd fand er eine, die besonders merkwürdig ist, und wenn sie wahr ist, die Abhandlung von großen Begebenheiten aus kleinen Ursachen vermehren kann. Seiner Meynung nach gab ein sinnreicher Einfall des Wyat die Gelegenheit zur Reforme. Der König beklagte sich eines Tages wegen der Langsamkeit, welche der Papst in dem Geschäfte seiner Ehescheidung

spüren ließ, die er doch so eifrig verlangt hatte. „Kann denn, sagte Wyat darauf, ein Mensch seinen Fehler nicht ohne Erlaubniß des Papstes verbessern? Ueber diese Worte dachte der König nach. So bereitete eine zur rechten Zeit erzählte Fabel den Fall des Cardinals Wolsey vor; man erzählt sie nicht umständlich, sondern begnüget sich zu sagen, daß die Frage von einem kleinen Hunde gewesen wäre, welcher sich die Verachtung, womit ihn die großen Doggen begegneten, zu Nutzen gemacht und es endlich durch Ueberraschung und Geschicklichkeit so weit gebracht hätte, daß er sie erschrecket, und nach seinem Eigensinne gelenket habe.

Wyat spielte auch eine Rolle bey Einführung der Reforme; er trug viel durch seine Leidenschaft und Schwachheit dazu bey, durch die er sich verleiten ließ, hatte manchmal Gewissensbisse, wenn die Leidenschaft ruhiger ward, und die Schwachheit allein übrig blieb; die Eitelkeit aber erlaubte ihm nicht zurück zu kehren. Er war in Verlegenheit, wenn er an das Klagegeschrey seiner Geistlichkeit dachte. Wyat rieth ihm, sie zu Grunde zu richten, um sie friedfertig zu machen; er rieth auch, daß man die Güter, die man ihr nimmt, an die vornehmsten Familien vertheile, denen de-

rohal-

rohalben wird daran gelegen seyn müssen, die Reformation zu unterstützen, und die Wiedereinführung der Catholischen Religion zu verhindern. Die Furcht, sagte er, alles wieder hergeben zu müssen, wird ihren Eifer aufmuntern, und der Eigennutz wird dadurch die Stütze des neu eingeführten Gottesdienstes seyn.

X.

Xaka.

War einer der allerältesten Betrüger Asiens, und Stifter des Japanischen Gottesdienstes. Er lebte ohngefähr 100 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung. Er war von hoher Geburt, besaß viele Ländereyen; und ob er wohl erst 19 Jahr alt war, so sah er doch die größten Hoffnungen vor sich; er verließ alles, seinen Pallast, seine Frau, seine Kinder; er kletterte auf die höchste Spitze eines hohen Berges, blieb allda mit kreuzweis geschlungenen Beinen, mit an die Brust gestämmten Händen, und so, daß die Spitzen der Daumen an einander trafen, etliche Jahre lang sitzen. — Seit fast 3000 Jahren stehen die Japaneser in der festen Meynung, daß diese höchstermüdende Stellung die Seele wesentlich in die tiefste Betrachtung versetzet. —

Die Braminen behaupten, der Xaka habe achtzigtausend Verwandlungen erfahren, und seine Seele habe so viele unterschiedene Arten der Thiere belebet; und nach diesen Abwechselun-

lungen sey er unter die Götter aufgenommen worden.

Er wird manchmal mit drey Köpfen, manchmal aller nur mit einem, wie ein nach Japanischer Art sitzender Mann, der seine Hände wie ein Andächtiger, oder wie ein Lehrer ausstrecket, abgebildet. — Er trägt um den Hals eine Kette von goldenen und mit Edelgesteinen besetzten Muscheln; und an den Aermen verschiedene Bänder, an deren Enden kleine, wie Quasten gestaltete Zierrathen hängen; und einen seidenen Gürtel um die Lenden. — Hinter und vor ihm hängen goldene Wagschaalen. Die Tafel, worauf er sitzt, ist mit Räuchfässern, die rund umher an goldenen Ketten hängen, geschmückt. Aus diesen dampfet Tag und Nacht zu seiner Ehre Weyhrauch. — Seine Verehrer beobachten die größte Strenge, und hungern sich wohl gar zu Tode, um für Märtyrer gehalten zu werden. —

Ximenes.

Kardinal, Erzbischof von Toledo, Premierminister von Spanien unter der Regierung Ferdinandi Catholici, und nach dessen Tode Regent des Königreichs Castilien, gebohren zu Torrelaguna, einer kleinen Stadt in Spa-

nien, im Jahr 1437, gestorben im Jahr 1517.

Spanien zählet den Ximenes unter seine größten Männer; er hatte sich aus dem Stande eines gemeinen Mönchs, durch seine Verdienste zur Bischofsmütze und zur Regentenwürde im Reiche empor geschwungen. Unter allen diesen Umständen erfüllte er jedesmal seine Pflichten aufs genaueste, und war ein gewissenhafter Beobachter der Ordnung und der Gerechtigkeit. Sein Genie war zum Regieren gebohren; seine Seele war erhaben, und von männlicher Entschlossenheit. Er war der größte Staatsmann seiner Zeiten, der erfahrenste Minister, der beste Bürger, der getreueste Unterthan. Billigkeit, Redlichkeit, edle Gesinnungen leiteten ihn jederzeit in allen seinen Handlungen. Er war prächtig, freygebig, ein Retter der Unschuld, ein Beschützer aller Talente, und jeder Tugend. Er hatte Acht auf die Bedürfnisse des Volkes, und war allemal bereit, Unglücklichen zu helfen. Spanien hat ihm die Eroberung von Oran zu danken. Er stiftete die berühmte Universität Alkala, wo er die nützlichen Wissenschaften, und die Künste, die den Verstand schmücken und die Herzen bilden, naturalisirte. Er stiftete in der Stadt Toledo eine Freystatt, wohin sich junge Frauenzimmer von Stande begeben konnten.

Er

Er ist der Mann, der mit großen Kosten die berühmte complutensische Polyglottenbibel drukken ließ, die den andern Polyglotten, welche nachher gedruckt worden sind, zum Muster gedienet hat.

Ximenes, setzt sein Biograph hinzu, hatte ein edles Ansehen, und eine Gesichtsbildung, welche die Weisheit und Hoheit seines Geistes anzeigte. Er war von ansehnlichem Wuchse, von ehrwürdigem Anblicke, und von dauerhafter Gesundheit. Sein Gang war gesetzt, seine Stimme anmuthig und tonvoll, sein Gesicht ein wenig lang und voller Majestät, seine Augen klein und ein wenig im Kopfe liegend, aber lebhaft und voller Feuer; dabey hatte er eine Adlersnase, eine breite Stirne, die auch im hohen Alter noch ohne Runzeln blieb. Er drückte sich bestimmt und mit wenig Worten aus, kam niemals von der Sache ab, wovon man mit ihm sprach; und er mochte nun über irgend ein großes erwünschtes Glück vergnügt oder auch auf der andern Seite gezwungen seyn, zu drohen und sich zornig zu zeigen, so war er doch in seinen Worten jedesmal eben so bestimmt als genau.

Ximenes hatte schon, als ein gemeiner Franziscaner einige Ahndungen von seiner künftigen Größe. Seine Lebensbeschreiber haben

sich

sich die Mühe gegeben, uns dieselben aufzubehalten. Allein diese vermeyntlichen Prognostika sind meistentheils weiter nichts, als kleine, ziemlich unschmackhafte Mährchen, die man nachher erfunden hat. Nach der Meynung dieser würdigen Geschichtschreiber sollte man glauben, die Vorsehung könne einen Menschen niemals über den Stand erheben, worinnen er gebohren ist, ohne ihm vorher davon zu benachrichtigen.

Im Jahr 1492, da Ximenes noch Pater Gardian in dem Kloster Salzeda war, erwählte ihn die Königin Isabella von Castilien zu ihrem Beichtvater; dieses war wohl das sicherste Prognostikon zu seiner Erhebung. Und in der That, da das Erzbisthum von Toledo einige Zeit darauf erlediget ward, ernannte die Königinn ihren Beichtvater dazu, der jedoch diese hohe Würde erst nach langwierigem Widerstreben annahm. Isabella hatte die päpstlichen Bullen für den neuen Erzbischof ausfertigen lassen, ohne daß ihm etwas davon vorher wäre gesagt worden. An einem Freytage, da er eben die Prinzeßinn Beichte gehöret hatte, rufte man ihn, in den Pallast zu kommen. Die Königinn empfing ihn sehr gütig, und ließ ihn neben sich sitzen, und nach einigen Unterredungen über gleichgültige Dinge, da er am allerwenigsten an so etwas gedachte,

über.

überreichte sie ihm die Bullen zum Erzbisthum von Toledo, die sie bey Ihrer Zurückkunft aus der Beichte vorgefunden hatte, mit den Worten: Herr Pater, sehen Sie einmal, was Seine Heiligkeit mit diesen apostolischen Briefen haben wollen. — — — Er nahm diese Briefe mit Ehrerbietung in die Hände, und nachdem er sie geküßt hatte, las er die Aufschrift, die in folgenden Worten abgefaßt war: Unserm ehrwürdigen Bruder, Franz Ximenes de Cisneros, erwählten Erzbischof von Toledo. Er schien bestürzt zu seyn, gab der Königinn das Paquet, welches er nicht entsiegeln wollte, zurück, und sagte: Gnädigste Frau, diese Briefschaften sind nicht an mich gerichtet. Sodann stund er plötzlich auf von seinem Lehnsessel, ohne Abschied zu nehmen, wider seine Gewohnheit, um das Zimmer zu verlassen, und sich hinweg zu begeben. Die Königinn dachte, sie müßte die erste Bestürzung vorüber gehen lassen, die ein ganz unverhoftes Glück in seinem Gemüthe erregt hatte, und that weiter nichts, als daß sie noch zu ihm sagte: Herr Pater, Sie vergönnen mir doch, zu sehen was Ihnen der Papst schreibt? und ließ ihn übrigens aus dem Pallaste weggehen, indem sie meynte, es schickte sich nicht für sie, ihn zurück zu rufen. Ximenes eilte sich davon zu machen, dergestalt, daß man ihn nicht mehr in seinem Kloster zu Ma-

drid

drit antraf, wohin sich einige Herrn im Namen der Königinn begaben, um ihm zuzureden, daß er die Würde, zu der er ohne sein Zuthun berufen war, doch annehmen sollte. Diese Herren nahmen also Postpferde und holten ihn drey Meilen von der Stadt ein, sie setzten ihm zu mit allen möglichen Bewegungsgründen, die sie nur für fähig hielten, einen Eindruck bey ihm zu machen. Ximenes antwortete ihnen: Er könne eine Würde, die mehr Tugend und Einsicht erforderte, als er besäße, gar nicht annehmen; er verdiene weder die Ehre, die man ihm anthäte, noch wäre er zu der Arbeit geschickt, die man ihm auftragen wollte; sein Beruf wäre die Armuth, die Strenge und die Einsamkeit des heiligen Franziscus: Seine Heiligkeit wüßten von ihm nichts, und er glaubte der Königin vor Gott und Menschen einen großen Dienst zu thun, wenn er ihr Gewissen von einer schlimmen Wahl entledigte, welche sie aus gar zu großen Güte getroffen hätte. Er fuhr noch weiter fort, mit der nämlichen Entschlossenheit zu sprechen, und bezeigte sich dabey so aufrichtig, daß die Herren, die an ihn abgeschickt waren, der Königinn den Bericht brachten, sie hätten den Pater Ximenes unbeweglich gefunden, und er wäre so wenig gesonnen, in seine Wahl einzuwilligen, daß er sich nicht

einmal hätte entschließen können, nach Madrit umzukehren. Ein halbes Jahr beharrte Ximenes bey seiner Weigerung, ungeachtet aller Bitten des Hofes, und aller Vorstellungen seiner Freunde; und es mußte ihm erst ein Breve vom Papste die Verordnung ertheilen, das Erzbisthum ohne weitern Anstand anzunehmen.

Man sagte ziemlich öffentlich, es würde ein ehrlicher Mönch, wie Ximenes, nur allzuglücklich seyn, wenn er einen Theil von den Einkünften seiner Kirche genösse; und der Ueberfluß könnte mit gutem Nutzen an einige nützliche Projekte der Regierung verwendet werden; allein der neue Ezbischof erklärte sich ohne Umstände, er würde seinen Willen nimmermehr zu irgend einer Unternehmung geben, die den heiligen Canons, und den Freyheiten seiner Kirche entgegen wäre; auch würde er niemals zulassen, daß ein Gut, das zum Unterhalte der Armen bestimmt worden, zu anderm Gebrauche angewendet würde. Einige Leute glaubten vorher, Ximenes habe seines Widerstandes ungeachtet, sich darum bemühet, daß er zum Erzbischof von Toledo ernannt werden möchte; allein dieser letztere Umstand kann das Gegentheil beweisen; ein Mann, der nach einer Pfründe getrachtet, und darum gebettelt hat, läßt sich insgemein wohlfeiler behandeln.

Die

Die guten Eigenschaften des Erzbischofs Ximenes rechtfertigen die Wahl, welche Isabella zu Besetzung dieses vornehmsten bischöflichen Sitzes in Spanien getroffen hatte. Die Thore des Pallastes des neuen Erzbischofs standen dem dürftigen Verdienst offen. Er hörte die Armen gütig an, las ihre Bittschriften durch und stand ihnen mit freygebiger Mildthätigkeit bey. Er visitirte die Kirchen, die Schulen, die Hospitäler, und wendete seine Einkünfte an, dieselben auszubessern und zu schmücken. Im Jahr 1500 legte er den Grund zu dem Collegio, daß er in Alkala zu stiften gesonnen war. Ob er schon den Professoren gleich anfänglich ganz anständige Einkünfte ausgesetzt hatte, so verband er doch in der Folge noch verschiedene Pfründen mit dem Collegio. Er sagte zuweilen „er hätte diesen guten Leuten zwar so viel gegeben, daß sie zu ihrer Mittagsmahlzeit ziemlich versorgt wären; es sey aber billig, damit sie außer Sorgen leben könnten, ihnen auch etwas zur Abendmahlzeit zukommen zu lassen.

Er reinigte seinen Kirchsprengel von den Wucherern und lüderlichen Oertern, setzte die Richter ab, die ihren Aemtern übel vorstanden, und bestellte an deren Statt Leute, deren Rechtschaffenheit und Uneigennützigkeit er schon

aus

aus Proben kannte. Er hielt einen Synodus zu Alkala, und noch einen andern zu Talavera, worinnen er sehr kluge Verfügungen für die regulären und Welt-Geistlichen traf. Ferdinand und Isabella vertrauten ihm die Sorge an, die geistlichen Orden zu reformiren. Es gieng nicht ohne viele Schwierigkeit ab, daß sich die Dominikaner, die Augustiner und die Carmeliter der Reforme unterwarfen. Die Franziscaner, die derselben am meisten benöthiget waren, setzten sich mit einer Art von Wuth dawider. Sie erdachten alle mögliche Mittel, den Ximenes zu stürzen; ja, sie gaben seinem eignen Bruder den Dolch in die Hände, ihn ums Leben zu bringen. Er war nämlich selbst ein Franziscaner, und hieß Bernandin de Cisneros. Ihr General kam sogar von Rom herüber, den Ximenes bey der Königin anzuschwärzen. Der hitzige Mönch unterstand sich in einer Audienz, die er bey Isabellen hatte, den guten Namen eines Prälaten anzutasten, der ehedem sein Confrater gewesen, und jetzt der Beichtvater und Minister der Königin war. Die Prinzeßin erstaunte über die Unbedachtsamkeit des Franziscaners, ließ ihn reden, ohne ihm ins Wort zu fallen, und redete ihn endlich mit den entschlossenen Worten an: „Weis er wohl, wer er ist, und mit wem er redet?“ — „Ja gnädigste Frau!“ erwiederte der übermüthige

Franziscaner, „ich weiß, daß ich mit Isabellen rede, die so gut, wie ich, doch nur Staub und Asche ist.“ Er wurde gleich nach der Audienz unsichtbar, und gieng aus dem Königreiche; die Franziscaner aber wurden so gut reformiret als die andern Mönche. Im Jahr 1507 wurde Ximenes von dem Papste Julius II. mit dem römischen Purpur beehrt, und Ferdinandus Catholicus vertraute ihm die Verwaltung der Staatsgeschäfte an. Seine erste Sorge war, das Volk von verschiedenen lästigen Subsidien zu entledigen, und die Mauren zu der christlichen Religion zu bekehren. Er taufte ihrer mehr als dreytausend auf einem geräumigen Platze, wo er die Bücher vom Alkoran verbrennen ließ. Man könnte hierinnen den Eifer des neuen Ministers loben, wenn er sich niemals der Waffen bedienet hätte, Völker, die man vorher hätte besser unterrichten sollen, zur Religionsänderung zu bewegen. Im Jahr 1509 unternahm er die Eroberung der Stadt Oran, in dem Königreich Algier. Es ergiebt sich doch bey dem allen, daß der Ehrgeiz, die Regierung Spaniens unter die Mauren auszudehnen, und sich selbst einen Namen zu machen, in die Projekte des Ximenes keinen geringen Einfluß gehabt habe. Ferdinand, der mit einem Kriege wider die Venetianer beschäftiget war, hatte keinen Geschmack an dem Projekte

jekte des Cardinals gefunden; und dieser Minister, dem dasselbe sehr am Herzen lag, nahm es ganz allein über sich, die Kosten dieses Feldzuges zu tragen, und die Expedition selbst zu dirigiren. Aber in eben dem Augenblicke, da die Abreise vor sich gehen sollte, weigerten sich verschiedene Officiers zu Schiffe zu steigen, weil es ihnen ungelegen war, einen General zum Anführer zu haben, der unter dem Küraß den Chorrock trug. Die Gemüther waren schon zur Empörung geneigt; Ximenes kömmt aus seinem Zelte, sie zur Ordnung anzuhalten: aber kaum fängt er an die Rebellen anzureden, so unterbricht ihn ein Soldat, mit dem Geschrey: „Geld her, und keine Predigt.“ Ximenes hält inne, sucht den Verwegenen mit den Augen, entdeckt ihn, läßt ihn fest nehmen, und in seinem Beyseyn auf der Stelle henken; alsdann fuhr er fort, zu reden. Nachdem die Rebellion durch dieses Exempel der Strenge gestillt war, segelte die aus achtzig Schiffen bestehende Flotte den 16ten May 1509, von Carthagena aus, und landete glücklich auf der afrikanischen Küste. Tages darauf wurden die Truppen in Schlachtordnung gestellt. Ximenes zeigte sich an der Spitze der Armee in seinem völligen geistlichen Ornate auf einem Maulthiere, umgeben von einem Haufen Priester und Mönche. Der Bruder Fernand, von dem Orden des heil. Franciscus, saß auf

einem weissen Pferde, mit dem Degen und Schultergehenk über dem Franziscanerhabit, (so wie alle übrige Paters und Geistliche), trug das erzbischöfliche Kreuz, als die Fahne, unter welchem die Armee fechten sollte. „Ein so ganz neuer Anblick," sagt Flechier, „erregte bey den Soldaten und Officiers ein gewisses Erstaunen, welches ihren Eifer und ihre Religion vermehrte. Mariana sagt, er habe sie zu lachen gemacht, welches wohl wahrscheinlicher herauskömmt.

Der Erfolg dieser heroischen Komödie war indessen glücklicher, als man Ursache gehabt hatte, sich zu versprechen. Nach einer ungemein heftigen Attaque drangen die Spanier in die Reiterey der Mauren ein, und richteten unter ihnen ein erschreckliches Blutbad an. Oran war die Frucht von diesem Siege. Sobald die Spanier sich dieser Stadt bemeistert hatten, ließen sie alle Einwohner ohne Unterschied des Alters oder Geschlechts, über die Klinge springen. Ximenes besetzte sie mit Mönchen, denen er gewisse Fonds zu ihrem Unterhalte aussetzte, und ließ Ferdinanden zum unumschränkten Beherrscher der Stadt Oran ausrufen; jedoch that er dabey die Erklärung, daß die Stadt in geistlichen Dingen von dem Erzbisthum Toledo abhängeu sollte.

Als Ximenes von dieser Expedition, die nicht minder barbarisch als glorreich war, zurückkam, ward er von Ferdinanden selbst empfangen, indem der König seinem Minister an die vier Meilen aus Sevilien entgegen gieng, und abstieg, ihn zu umarmen. Ob wohl diese Merkmaale der Zuneigung recht aufrichtig seyn mochten? Es ist bekannt, daß Ferdinand, der über die Autorität, welche sich der Cardinal erwarb, vielleicht neidisch war, an den General des Ximenes, Peter Navarra, geschrieben hatte: „Hindern Sie nur den guten Mann wieder nach Spanien zu kommen; seine Person und sein Geld müssen in diesem Kriege, so viel möglich vollends abgenutzt werden.“

Ferdinand hätte schon seit langer Zeit gerne gesehen, daß er seinen natürlichen Sohn, Don Alonso d'Aragone, mit dem Erzbisthum von Toledo versorgen könnte, und hatte den Ximenes verschiedene mal ersuchet, sein Erzbisthum an denselben abzutreten, und das Erzbisthum zu Sarragossa dafür anzunehmen. Allein der unbewegliche Prälat antwortete ihm jedesmal: Er würde seine Braut nicht vertauschen; eher wollte er zu seinem ersten Beruf zurück gehen; er würde ohne Mühe die Armuth und Einsamkeit eines Mönchs wieder überneh-

men, aber den Genuß seiner Einkünfte, würde er niemanden lassen, als der Kirche und den Armen, denen dieselben gehörten."

Diese Weigerung wurde vielleicht einer von den vornehmsten Bewegungsgründen, weswegen Ferdinand beständig einen kleinen Groll gegen Ximenes hegte. Allein dieser Prinz hielt mit seiner Empfindlichkeit an sich, weil er doch den Eifer, den dieser Minister für das Beste des Staats offenbar bewiesen, seine wachsamen Bemühungen in Verwaltung der Staatsgeschäfte, und seine Sorgfalt, das Volk in Ruhe und Ueberfluß zu erhalten, nicht vergessen konnte. Die Geschichte erwähnet, Ximenes habe, weil er einstmals eine außerordentliche Unfruchtbarkeit vorhergesehen gehabt, öffentliche Kornhäuser in Toledo, in Alkala, und in Torrelaguna erbauen, und sie auf seine Kosten mit Getraide anfüllen lassen. Diese Wohlthat machte einen solchen Eindruck in die Herzen, daß man ein Lob darauf, um das Andenken davon für die Nachwelt aufzubehalten, in dem Rathssaale zu Toledo, und auf dem öffentlichen Markte in Stein hauen ließ.

Als Ferdinand merkte, daß sein Ende herannahete, gab er wiederum einen neuen Beweis von der Hochachtung, die er für seinen

Mi-

Minister hegte, indem er ihm in seinem Testamente, währender Abwesenheit des Erzherzogs Carl, zum Regenten des Königreichs Castilien ernannte. Der stolze Regent schien in der That die Demuth, mit welcher er vormals das Erzbisthum Toledo verbeten hatte, itzt gänzlich vergessen zu haben, er beherrschte das Königreich nach den despotischen Grundsätzen, die in den Klöstern eingeführt sind. Er berühmte sich, daß er alle Grands von Spanien mit seinem Gürtel zu ihrer Schuldigkeit anzuhalten, und ihren Stolz unter seinen Schuhsohlen zu erdrücken wüßte. Die größten Herrn in Spanien, die dieses Betragen verdroß, fragten ihn ganz laut: Wer ihm das Recht gegeben hätte, das Königreich zu regieren? — „Das Testament des hochseligen Königs hat mir das Recht und die Gewalt dazu gegeben.“ — „Aber,“ sagten sie weiter: „da Ferdinand doch nur der Administrator des Reiches im Namen der Königinn gewesen ist; so konnte er Ihnen ja nicht den Charakter eines Regenten darüber geben.“ Hierauf führte sie Ximenes auf einen Balcon, und ließ in ihrem Beyseyn eine starke Batterie Kanonen abfeuern, die dem Balcon gegenüber standen. „Nun, sehen Sie nur,“ antwortete der unerschrockene Regent, „das sind meine Rech-

te, getrauen Sie sich etwas dawider einzuwenden?“

Der hohe Adel schickte eine Deputation nach Flandern an Carln, den Thronfolger Ferdinands, und beschwerte sich über den Regenten. Statt aller andern Rechtfertigung ersuchte Ximenes den Prinzen um uneingeschränkte Vollmacht, nach seinem Gutbefinden zu verfahren, die er auch erhielt. Er bediente sich derselben mit noch größerer Strenge zu regieren. — Nichts destoweniger starb der Cardinal, nachdem er sich bis zu einem Alter von achtzig Jahren im Ministerio behauptet hatte, in Ungnaden.

Y.

Yolo. (König von)

Yolo, eine Insel, 60 Meilen von Samboanga, dem Hauptsitz der Spanier, auf der philippinischen Insel Mindanao, ist von keinem großen Umfange, aber fest; deren Einwohner durch die Aufführung des sie beherrschenden Fürsten und die Liebe zu demselben glücklich sind. Dieser Fürst hat sich seinen Nachbaren furchtbar gemacht; die Völker auf den Küsten der Insel Borneo hat er sich unterworfen; alle Könige der benachbarten Inseln zahlen ihm eine Auflage. Die Insel Bazitran, welche zwischen Yolo und Mindanao liegt, gehört ihm zu, und er hat die Oberherrschaft über dieselbe einem seiner Söhne übergeben. Es fehlte vielleicht diesem Könige von Yolo nur an Staaten und genugsamer Macht, in Indien das Schauspiel zu erneuern, welches der Czaar Peter der Erste in Europa gegeben hat. Diese zwey Menschen, deren der eine und der andere gebohrne Fürsten eines barbarischen Volkes gewesen, haben ohne Erziehung, ohne Beispiele zur Nachfolge, nur

durch die Natur begeistert, und durch ihr eigenes Genie geleitet, unter gleichen Umständen, aber mit ungleicher Macht, eine gleiche Idee gefasset. Der König von Yolo verließ den Thron, um herrschen zu lernen. Er brachte die ersten Jahre seiner Regierung auf Reisen zu. Zuerst begab er sich nach Batavia: er verbarg seinen Rang und seinen Namen. Er gesellete sich zu dem Schiffsvolke, von demselben sein Handwerk zu lernen, und nachher zu den Zimmerleuten, sich in ihrer Kunst unterweisen zu lassen. Er kaufte sich die Werkzeuge, die man hierzu gebrauchte, und diejenigen, welche zu dem Feldbaue dienen, und er brachte die kostbaren Schätze, deren Nutzen er kennen gelernt, in sein Land, um ihren Gebrauch daselbst einzuführen. Nachdem er für die ersten Nothwendigkeiten seiner Unterthanen gesorgt hatte, war er nun auf Mittel bedacht, sie zu erleuchten. Er reiste nach Mecca, und machte sich Mahomets Gesetze bekannt; lernte daselbst die arabische Sprache, und bey seiner Rückkunft in seine Staaten, lernte er zuerst Zahlen und Buchstaben, die zur Schrift dienen, kennen, und führte den Gebrauch der Münzen ein, welche noch heut zu Tage in den übrigen philippinischen Inseln unbekannt sind.

Also läßt die Natur erst, und wenn sie will, selten Genies gebohren werden, und versetzet

sie

sie außer der Sphäre, welche insgemein die Menschen in ihren Wirbeln hinreißet. Ein Fürst in dem Norden von Europa, ein anderer, in einer der philippinischen Inseln, fassen beyde den Entschluß, ihre Nation zu verändern; beyde sind groß in Ihrem Vorhaben; beyde voll Ehrbegierde, und beyde werden durch Nachbarn, welche die von Ihnen erreichte Größe, und die, welche sie noch zu erreichen drohen, eifersüchtig gemacht, an ihren Entschlüssen gehindert. Meine Leser wissen dieses in Absicht auf den europäischen Fürsten, und die Fortsetzung meiner Nachricht wird sie dessen in Absicht auf den indianischen Fürsten, belehren.

Es befindet sich auf der Insel Borneo eine Diamantenmine, die schon von Alters her bekannt ist. Die Holländer hatten sich unter dem Namen der Beschützer des Fürsten, dem diese Mine zugehört, seines Ansehens sowohl, als dieser Mine, derentwegen sie ihn beneideten, bemächtigt. Der König von Yolo, als er von seinen Reisen zurück kam, zuHause mächtig, bey seinen Nachbarn siegreich, und Meister über einen Theil der Insel Borneo geworden war, faßte den Vorsatz, sich der Diamantmine zu bemächtigen, welche nach der Wahrheit zu reden, unter die Macht der Holländer gekommen war, obgleich sie dem Scheine nach noch immer ihrem rechtmäßigen Herrn zugehörte. In die-

diesem Vorhaben erklärte er dem König von Borneo den Krieg; allein er wurde durch die Holländer, welche unter dem Scheine von Hülfstruppen in der That für sich selbst fochten, zurückgetrieben. Der König von Yolo, welcher weder Feuergewehr noch Kanonen besaß, sah die Unmöglichkeit ein, Völker zu bezwingen, die damit versehen waren. Er schob sein Vorhaben auf, kehrte in sein Vaterland zurück, versammlete seinen Rath, und trug ihnen vor, von den Spaniern Feuergewehr zu kaufen, nachdem er seit kurzem mit denselben einen Frieden geschlossen hatte. Sein Vorhaben fand Beyfall. Er reiste mit seiner Gemahlin, seinen minderjährigen Kindern, dem Anführer seiner Leibwacht und sechs Soldaten nach Manilla, und führte eine große Menge Waaren zum austauschen mit sich. Er konnte nicht vermuthen, daß ein so kleines Gefolge Furcht oder Argwohn erwecken sollte. Indessen war er kaum auf Spanischem Boden ausgeschiffet, da er angegriffen, gefangen genommen und angeklagt wurde, daß er Manilla mit List hätte überfallen wollen. Er ward zum Gefängnisse verurtheilt, man bemächtigte sich seiner Reichthümer, welche sein eigentliches Vergehen ausmachten, und man beraubte ihn derselben.

So gehen Menschen mit Menschen um; und selbst Könige, nur weil sie 4000 Meilen

von uns herrschen, scheinen nichts von dem Charakter zu behalten, der ihnen Ehrfurcht erwerben sollte, wenn wir sie in der Nähe sehen. Umsonst berufte sich der König von Yolo auf seine Rechte, auf die Rechte der Menschheit und auf die Rechte, die ihm der geschlossene Traktat gab: umsonst stützte er sich auf den Stand, in welchem er nicht wie ein Krieger, noch als König, sondern nur als ein reisender Partikulär angelangt war.

Er war ein Indianer, er führte große Reichthümer mit sich, und er war strafbar: er war es selbst in den Augen der Diener des Friedens, welche damals von den europäischen Königen befehligt waren, die Welt zu durchziehen, und die christliche Religion zu predigen. Die Jesuiten waren seine grausamsten Feinde. Nur ein einziger Mann, ein Mann, der keinen geheiligten Charakter hatte, ein Franzos, durfte es allein wagen, ihn unschuldig zu finden. Herr Poivre versah ihn mit Geld, besuchte ihn und leistete ihm in seinem Gefängnisse so viel Hülfe, als er immer konnte. Man muß es zur Ehre des menschlichen Herzens bezeugen, daß der unglückliche Fürst das Andenken davon und die lebhafteste Erkenntlichkeit immer beybehalten.

Nachdem die spanische Regierung in Europa endlich nach Verlauf zweyer Jahre

von

von der unglücklichen Begegniß des Fürsten von Yolo Nachricht erhalten, schickte sie endlich den Befehl, ihn in Freyheit zu setzen, ihm die ihm schuldige Achtung zu bezeugen, und ihm die Rückreise in sein Vaterland zu gestatten. Der Fürst verließ das Gefängniß, allein der Geiz fand neue Vorwände ihn in Manilla zurück zu halten. Inzwischen ergriffen seine Unterthanen, welchen seine Abwesenheit um so viel schmerzhafter wurde, je länger solche gedauert, die Waffen; sie näherten sich den Gränzen von Manilla, sie raubten und zerstörten alles, was sie unterweges antrafen, die benachbarten Inseln wurden der Schauplatz ihrer Rache, und ihre Einwohner mußten die Frevelthat der Hauptstadt bezahlen.

Der Befehlshaber von Manilla, der dadurch in seiner Vestung erschreckt worden, durfte es wagen, derowegen seine Klagen dem von ihm beleidigten Könige, welchen seine Unterthanen rächen wollten, vorzutragen. Dieser Fürst großmüthig und stolz in seinen Widerwärtigkeiten, antwortete in dem Geschmack der orientalischen Völker durch ein Gleichniß, und bedrohete den, der ihn geschimpft hatte. Er verglich Manilla mit einem Seekrebs, dem seine Unterthanen den Leib zerbrechen wollen, nachdem sie ihm die Füße ausgerissen und zerbrochen haben. Endlich gab der Befehlshaber

nach,

nach, und trug dem Fürsten zu einem Bedingnisse des Friedens an, die Jesuiten mit sich in seine Staaten zu nehmen, und in denselben eine Mission errichten zu lassen, allein der König von Yolo, welcher sie nicht anders als bey seinen Nachbarn kennen gelernt, sah sie schon mit dem Auge an, mit welchem man sie damals in Europa ansah; und er verwarf diesen Vorschlag, seinen Anschlag auf ein Gleichniß stützend: „Du glaubst," sagte er zu dem Befehlshaber, „mein Land sey ein starker „Baum, welcher beständig mit Blüthen „und Früchten beladen; und du verlangst „von mir, damit er in meinen Armen verderbe, daß ich um denselben die Schmarozerpflanze, Batata pflanze, welche „geschwind genug allen Saft aussaugen „und ihn entkräften würde."

Die Jesuiten, welche durch diesen Abschlag und vorzüglich durch das Gleichniß aufgebracht worden, erhielten Erlaubniß sechs Galeeren und zwey kleine Fahrzeuge zu bewaffnen. Diese kleine Flotte war nach ihrer Aussage bestimmt, den Prinzen in seine Staaten zurück zu führen; allein sie hatte in der That nur Rache und Eroberungssucht zur Absicht. Man setzte den König auf dieselbe, man schiffte ihn zu Sambuanga wieder aus, und richtete alsbald die Segel nach Yolo. Die Einwohner, welche durch

den

den Anfall und Zurüstung der Belagerer verzagt worden, zogen sich in eine Vestung zurück, welches der einzige Waffenplatz war, den sie besaßen, und dessen Mauren nur von Erde aufgeführt waren. Die Spanier beschossen sie mit ihrer Artillerie, doch ohne sie zerstören zu können. Die Belagerer nahmen darauf ihre Zuflucht zum Ausschiffen, welches sie ohne Widerstand vollbrachten. Sie näherten sich ohne einige Hinderniß der Vestung; allein unterwegs fielen sie in einen Hinterhalt, als sie die Kriegsvölker von Yolo erwarteten. Daselbst wurden sie lebhaft angegriffen, zurückgetrieben, und bis zu ihren Schiffen verfolgt, welche sie mit eben so viel Eilfertigkeit, als Unordnung erreichten.

Während diesem konnte der in Sambuanga gefangene König der Aufsicht seiner Hüter entfliehen, und begab sich in der Nacht am Bord eines engländischen Schiffes; er gewann den Capitain, zog ihn in seine Interesse, und vermochte ihn unter Seegel zu gehen, und so kam er in kurzer Zeit in seine Staaten. So bald das Schiff in den Hafen von Yolo eingelaufen, pflanzte er die Flagge des Königs auf. Der Fürst zeigte sich, seine Unterthanen liefen herzu, die Freude war auf der ganzen Insel allgemein, und der König bestieg wieder seinen Thron. Das Verlangen eine unverdiente Un-

gerech-

gerechtigkeit zu rächen, konnte ihn nicht verblenden, seine Kräfte zu verkennen: er ergriff die Waffen nicht gegen die Spanier, allein indem er gegen seine Wohlthäter seine Erkenntlichkeit zeigen wollte, suchte er zugleich sich an denen zu rächen, die ihn beschimpft hatten; er übergab den Engländern eine kleine Insel auf der Westseite von Yolo, und erklärte, daß sein Hafen für das Künftige für die Mohren eine sichere Freystatt seyn sollte, welche diese Meere durchkreuzen, die Spanier in ihrer Schiffahrt beunruhigen, bey ihnen einfallen und die Einwohner und Colonisten gefänglich wegführen.

So groß aber die Vorzüge sind, welche der König von Yolo seinen Unterthanen zuwege gebracht, und so viel Mühe er sich gegeben, ihre Gesetze und Regierungsform zu verbessern, so hat er doch die Spuren der alten Barbarey nicht gänzlich auslöschen können, und so bleibt ihm noch vieles zu vertilgen und zu erschaffen übrig. Die Sklaverey bleibt in seinen Staaten noch immer in ihren Rechten, und die Strafen der Unglücklichen, welche ihrem Joche entfliehen, sind abscheulich. Ein Herr, der seinen Sklaven wieder findet, spaltet ihm den Kopf, wenn er ein Mann ist; wenn es ein Weib ist, so wird sie an einem in die Erde geschlagenen Pfahl fest gebunden, und ihr Gesicht gegen die Sonne gekehrt, so daß die Unglück-

liche in einer langen und barbarischen Marter sterben muß.

Die Corvette blieb nur kurze Zeit in Porto; sie reiste von dieser Insel ab, nachdem Herr Prochost dem König die ihm mitgegebene Geschenke überreicht hatte. Der Fürst empfieng solche mit Erkenntlichkeit, gab seinem Betragen Anstand und Würde, und bat sich die königliche Flagge aus.

Yorik.

Mit seinem wahren Namen: Lorenz Sterne genannt, der die empfindsame Schreibart zuerst eingeführt hat, war an einem der unempfindsamsten Orte von der Welt gebohren *). Irland ist nicht das Land, das durch die Menschenliebe seiner Einwohner allzusehr berühmt wäre. Yorik athmete die erste Lebensluft in den Baraken von Dublin: aber ob er schon bey der Armee gebohren war, so gehörte er doch auch zugleich der Kirche an. Seines Aeltervaters Bruder war Erzbischof, und seines Vaters Bruder ein Domherr an einer Kirche.

Yo-

*) Nämlich zu Clonmel in Irland am 24sten Nov. 1713.

Yorik selber diente an dem Altar. Als die gewöhnliche Schulerziehung, in welcher man weder einen großen noch einen kleinen Geist an ihm wahrgenommen hatte, zu Ende war, wurde der junge Sterne auf die Universität Cambridge geschickt. Hier, sagt man, habe er die gewöhnlichen Jahre mit ein wenig lesen, und vielem Lachen zugebracht. Mit unter hatte er auch seinen Vormündern öfters zu schaffen gemacht. Es ist daher kein Wunder, daß er bey Verlassung dieses Sitzes der Wissenschaften mit dem Charakter einer seltsamen Art von Studenten bezeichnet wurde, wobey man doch zu Milderung dieses Urtheils, noch hinzusetzte, daß in seinem Gemüthe keine Bosheit wäre, und daß er Talente hätte, wenn er sie nur anwenden wollte.

Nach seiner Zurückkunft von Cambridge erhielt Hr. Sterne eine geringe geistliche Stelle in Yorkshire, wo er einige Zeit in der Stille und Einsamkeit lebte. Er würde auch vielleicht gänzlich unbekannt geblieben seyn, wenn nicht ein ungefährer Zufall seinen Genius entdecket, und ihm zugleich einen Gönner verschaffet hätte, der ihn unterstützte. Die Gelegenheit hiezu war diese: Ein Mann, der eine einträgliche Pfründe genoß, und nicht zufrieden war, daß er dieselbe nur auf seine eigene Lebenszeit besitzen sollte, hatte durch allerley unanständige

Mittel versucht, dieselbe auf sein Weib und Sohn nach seinem Tode zu bringen, und dieses zum Nachtheil desjenigen, der die Anwartschaft darauf hatte, und ein Bekannter von Sterne und der würdigste Mann von der Welt war. Da die würdigsten Leute am wenigsten sich auf Eigennutz verstehen, so hatte dieser Mann die Geschicklichkeit nicht, den Maasregeln seiner Gegenpartey vorzukommen. Aber in diesem Augenblicke stellte sich Yorik in den Weg und hielt den Feind auf. Es ärgerte ihn zu sehen, daß ein so ehrlicher Mann auf einmal alle Hoffnung zu einer Versorgung, wozu ihm seine Verdienste und die Stelle, die er bekleidete, so vieles Recht gaben, verlieren sollte. Sein Geist erwachte, und er schrieb die Geschichte eines guten warmen Schildwachmantels, bey dem der Besitzer sich nicht begnügt, seine eignen Schultern damit zu bedecken, sondern auch noch einen Unterrock für sein Weib und ein Paar Hosen für seinen Sohn daraus schneiden lassen möchte. Der bloße übrige Titel von dieser Schrift enthielt eine so scharfe Satyre, daß, als der eigennützige Geistliche davon hörte, er sein Wort von sich gab, daß er von seiner Forderung abstehen wolle, sobald diese Spötterey würde unterdrückt werden. Herr Sterne ließ sich dieses gefallen, und sein Freund erhielt in weniger Zeit hierauf die erledigte Stelle.

Noch ein anderer Zufall, der sich um eben diese Zeit ereignete, trug nicht wenig bey, daß der Ruhm des Hrn. Sterne sich weiter ausbreitete. Er befand sich an einem gewissen Tage in einem Caffeehause in einer Stadt in York; als ein junger Mensch herein trat, und zum Aergerniß der ganzen Gesellschaft von der Heucheley der Geistlichen zu sprechen nicht aufhören wollte. Nachdem er endlich allen seinen Witz ausgeleeret hatte, so wandte er sich als im Triumph zu Hrn. Sterne, und rufte ihn zum Zeugen für die Wahrheit desjenigen an, was er behauptet hätte. Hr. Sterne, anstatt ihm zu antworten, that weiter nichts, als folgende Rede von seinem Hunde zu halten: Mein Hund, mein Herr, sagte er, ist der schönste Hund, den Sie jemals gesehen haben. Er ist verständig, von einem guten Naturell, und gefällt jedermann gleich bey dem ersten Anblicke; aber er hat dabey einen häßlichen Fehler an sich, der alle diese guten Eigenschaften wieder verdunkelt. — Er kann keinen Geistlichen sehen, ohne ihn anzufallen. — „Wie lang mag er denn diesen Fehler an sich haben? — „Seit dem er ein junger Lappe war," versetzte Sterne. Der junge Mensch, der das beißende dieser Antwort fühlte, drehete sich auf seinem Absatz herum, und schlich sich weg ohne ein Wort zu sprechen. Sterne hingegen erhielt tausend Komplimente von seinen Herren Mitbrüdern,

daß er so zu rechter Zeit eine Probe seines Wizzes gegeben hätte. Yorik stand nun bey allen seinen Bekannten wegen seiner angenehmen Laune in besonderm Ansehen: jedoch war sein Name noch nicht bis zur Hauptstadt durchgedrungen, als die zween ersten Theile von Tristram Shandy erschienen. Sie waren in York gedruckt, und den Buchhändlern um einen sehr mäßigen Preis angeboten worden; aber diese Leute, welche den Werth eines Originalwerkes zu schätzen unfähig waren, wollten kaum etwas weniges mehr, als die Kosten des Papiers und Drucks dafür bezahlen. Der Verfasser war also genöthiget, es selber zu verlegen. Zum Glück fanden einige Exemplare den Weg nach London, wo alle Neuigkeiten eine Aufnahme finden, und wo der schöpferische Geist nicht lange unentdeckt bleibt. Die ganze Auflage war bald verkauft, und die Buchführer, welche nun von ihrer Unwissenheit zurück gekommen waren, boten ihm große Summen für die künftige an. Sie wurde endlich für 600 Pfund verkauft: eine beträchtliche Summe für zween kleine Bände, und zehnmal mehr, als zuerst davor gefodert worden.

Dieses Werk verbreitete nun den Ruhm des Hrn. Sterne überall. Jedermann schaffte es sich an, las es, lobte es: aber wenige verstanden es. Yorik wurde als der Genius unsers

sers Zeitalters angesehn, und seine Gesellschaft von Großen, Gelehrten, schönen Geistern, lustigen Köpfen, gesucht. Man schätzte sichs zur Ehre, wenn man einen Abend mit dem Verfasser des Tristram Shandy zugebracht hatte. Dieser machte sich seine neuen Bekanntschaften so gut zu Nutze, daß er eine Stelle an der Hauptkirche in York erhielt. Nicht lange hierauf gab er zween Theile Predigten heraus, in welchen man die strengste Kritik, die Reinigkeit der Schreibart, die Schönheit des Vortrags, und die Vortreflichkeit der Moral bewundern mußte: aber die Art, mit welcher sie in der Welt erschienen, wurde allgemein getadelt. Predigten von Yorik, dem Yorik im Tristram Shandy, schienen nicht anständig genug betitelt zu seyn. Der dritte und vierte Theil von Tristram Shandy folgten hierauf; allein sie wurden nicht so begierig, als die zween ersten aufgenommen. Nichts desto weniger fanden sie eine große Anzahl Bewunderer, durch deren Aufmunterung der Verfasser angetrieben, sein Werk bis zu dem neunten Theile fortsetzte.

Da die Gesundheit des Hrn. Sterne seit einiger Zeit schwächer zu werden anfieng, so wurde ihm die Veränderung der Luft angerathen. Er machte daher eine Reise durch Frankreich und Italien. Hierdurch bekamen die empfindsamen Reisen ihr Daseyn, welche in je-

dermanns Händen sind, und ohne Zweifel auch in den Händen der Nachkommenschaft bleiben werden. Bald nach der Ausgabe der zween ersten Theile der empfindsamen Reisen, und ehe noch das übrige zum Druck fertig wurde, starb Hr. Sterne im Merz 1768 zu großem Leidwesen aller wahren Liebhaber von Laune und Empfindungen. Er war nicht viel über funfzig Jahr alt, und seit langer Zeit hatte er schon mit Anfällen von Krankheiten so sehr zu kämpfen gehabt, daß sein Körper fast ganz entkräftet war. Er verlohr jedoch nie seine Laune und sein aufgeräumtes Wesen, sondern blieb munter und scherzhaft bis an sein Ende. Einige haben ihm Vorwürfe deswegen gemacht: wir wollen uns hierüber in keinen Streit einlassen. Yorik blieb wenigstens sich immer ähnlich, lachend über die Thorheit, empfindsam gegen das Elend, und immer bereit seine Freunde und sich glücklich zu machen.

D. Zaarewiz.

3.

Zaarewiz.

Peter der Große hatte das Unglück, einem Sohne das Leben gegeben zu haben, dessen geringster Fehler war, den Hintritt seines Vaters mit der größten Ungeduld zu erwarten, um alles wieder in die Barbarey zu versetzen, aus welcher es sein Vater mit so vieler Mühe herausgehoben hatte. —

Dieser unglückliche Sohn hieß Alexis. Er war im Jahr 1691 mit allen Eigenschaften seiner Mutter gebohren. Diese Fürstin war von den abergläubischen und groben Gewohnheiten, Sitten und Irrthümern ihrer Nation so eingenommen, daß Peter der Große ihr dieselben niemals abgewöhnen konnte. Alle nützliche Neuerungen, die Peter der Große einführte, schienen ihr die größten Laster zu seyn, und die Fremden, welche Peter der Große sich zugesellete, um seine großen Absichten zu erreichen, oder auszuführen, waren in ihren Augen Verderber des Staats und Stöhrer der allgemeinen Ruhe.

Alle diese Eigenschaften wurden dem Prinzen Alexis durch diejenigen, denen er zur Erziehung anvertrauet ward, und die von eben dem Karakter seiner Mutter waren, noch stärker eingeprägt. Peter gab ihm, als er dieses gewahr wurde, fremde geschickte Männer zu Lehrmeistern, welchen es aber unmöglich war, ihn auf andere Gesinnungen zu bringen, ob er schon einen offenen Verstand hatte. Alles, was man ihm beybringen konnte, war, daß er gut deutsch sprach und schrieb, und etwas von der Zeichenkunst und Mathematik erlernete.

Sein Hauptverderben war, daß er sich von der Geistlichkeit einzig und allein regieren ließ, welche die wahren Mißvergnügten wider seinen Vater waren, der ihre Vorrechte und Einkünfte eingeschränkt, und ihrer Gewalt ein Ziel gesteckt hatte.

Die Ungnade seiner Mutter, von welcher sich Peter der Große im Jahre 1707 hatte scheiden, und dieselbe in ein Kloster sperren lassen, vermehrte die Verbitterung des Zaarewiz.

Peter sah ein, daß er gezwungen seyn würde, ihn der allgemeinen Ruhe, und dem Wohl seiner Völker aufzuopfern.

Bevor er aber diesen Schritt that, und ihn den Richtern übergab, wendete er alle mög-

liche

liche Mittel an, die er nur fähig zu seyn glaubte, den unerbittlichen Karakter des Zaarewiz zu besänftigen. Aber die Hartnäckigkeit dieses Prinzen, dessen Herz den Rathschlägen der Aufrührer gänzlich ergeben war, welche ihn beständig anreizten, machten alle Bemühungen, Bitten und Drohungen des Zaars unnütz. Er that also, was der Stand eines Vaters, eines Beschützers, eines Landesfürsten, und Stifters seiner Reiche von ihm erforderte.

Alexis war dazumal 22 Jahr alt. Er hatte sich allen Ueppigkeiten einer unbesonnenen Jugend preis gegeben, und entehrte sich dadurch so sehr, daß er die Verachtung des ganzen Hofes ward, und selbst derjenigen, die sich seine Schwachheiten zu Nutze machten. Seine Gemahlin, welcher er auf das verächtlichste begegnete, nahm sich dieses alles so zu Herzen, daß sie darüber vor Gram starb.

Peter der Große sah mit dem größten Herzeleide, daß alle seine Mühe und Arbeit, welche er anwandte, nach seinem Tode durch sein eignes Blut würde verderbt werden. Er schrieb also seinem Sohne folgendes:

„Ich werde noch eine kurze Zeit Geduld „haben, um zu sehen, ob Ihr Euch bessern „wollt; wo nicht, so eröffne ich euch hiemit: „daß ich Euch von der Erbfolge ausschließen

„wer-

„werde, wie man ein unnützes Glied aus der „Gesellschaft stößt. Bildet Euch nicht ein, „daß ich Euch eine Furcht einjagen will; stüz„zet Euch auch nicht auf den Namen und das „Recht meines eigenen Sohnes; denn wenn „ich mein eigenes Leben für das Wohl meines „Vaterlandes und meiner Unterthanen nicht „schone, wie werde ich Eurer schonen können. „Lieber will ich einen Fremden, der es verdient, „zum Nachfolger einsetzen, als meinen eigenen „Sohn, der sich dessen unwürdig macht.“

Alexis beantwortete dieses Schreiben auf eine so niedrige als empörende Art, nach dem Rathe seiner Vertrauten:

„Ich,“ schrieb er, „nehme Gott zum Zeu„gen, daß ich niemals an die Thronfolge geden„ken will. Ich übergebe Ihnen meine Kinder, „und begehre nichts, als einen lebenslänglichen „Unterhalt.“

Peter der Große verzieh, ermahnte und drohete wechselsweise lange Zeit; allein das unbändige Naturell und die verderbte Gemüthsart des Alexis verleiten ihn täglich zu neuen Verbrechen. Peter der Große schrieb ihm wieder zu, und alle seine Briefe zeugen genug, wie wenig er Willens war seinen Sohn aufzuopfern. In diesen Briefen wiederholte er alle seine Fehler, und sagte dabey: „Ich beobachte, daß „Ihr in Eurem Schreiben von der Erbfolge

„so

„so sprechet, als von einer Sache, wozu ich „Eure Genehmigung vonnöthen hätte. Die „väterlichen Ermahnungen rühren Euch nicht. „Wenn Ihr meinen Rath bey meiner Lebens„zeit verwerfet, wie werdet ihr ihn denn nach „meinem Tode achten? Wenn Ihr auch würk„lich jetzt willens wäret, Euer Versprechen zu „halten; so werden Euch die langbärtigen (die „Geistlichkeit) bald auf ihre Seite lenken; Ihr „tadelt, ihr verabscheuet alles, was ich für das „Wohl meiner Völker und Euch thue. Bessert „Euch, und trachtet der Thronfolge würdig zu „werden, oder werdet ein Mönch. Antwortet „schriftlich oder mündlich, sonst werde ich mit „Euch wie mit einem Missethäter verfahren."

Hier hätte Alexis nur Besserung versprechen, und sich befleißigen sollen, sein Versprechen zu halten; allein er begnügte sich damit, daß er antwortete, er wollte ein Mönch werden.

Peter der Große hatte sich vorgenommen, Dännemark zu sehen; bevor er aber abreisete, ging er zum Prinzen, welcher krank war, oder es seyn wollte, und seinen Vater mit den größten Eidschwüren versicherte, daß er ein Mönch werden wollte. „Peter der Große gab ihm sechs Monate Frist, um zu überlegen was er thäte, und reisete hierauf ab. Kaum hatte er aber Kopenhagen erreicht, so erfuhr er schon, daß Alexis stets von Aufwieglern und

Miß-

Mißvergnügten umrungen wäre. Er schrieb ihm also, daß er entweder das Kloster oder den Thron zu wählen hätte, und daß er sich auf das schleunigste zu ihm nach Kopenhagen begeben sollte.

Alexis stellte sich durch seine Antwort und die Anschickungen, welche er machte, als wollte er gehorsamen, und reiste auch wirklich ab, nahm aber seinen Weg auf Wien, wo er sich in den Schutz des Kaisers Carls des Sechsten werfen wollte, und wo er bis zum Absterben seines Vaters zu verbleiben gedachte.

Von diesem Augenblicke an verdiente Alexis nach der Strenge der Gesetze behandelt zu werden; indessen wollte Peter der Große doch versuchen, diesen ungearteten und widerspenstigen Sohn wieder zum Gehorsam zurück zu führen; er schrieb ihm also folgenden Brief:

„Ich schreibe Euch zum letztenmale, um „euch zu sagen, daß Ihr meinen Willen, wel„chen Euch Tolstoy und Romanzow in mei„nem Namen bekannt machen werden, zu be„folgen habet.“

„Wenn ihr gehorsamet, so verspreche ich „Euch bey Gott: daß ich Euch nicht bestrafen „werde; und daß, wenn Ihr zurück kommet, „ich Euch mehr als jemals lieben werde; aber „wenn Ihr es nicht thut, so gebe ich Euch

„als

„als Vater, und in Kraft der mir von Gott
„verliehenen Macht, meinen ewigen Fluch, und
„als Euer Herr versichere ich Euch, daß ich
„Mittel finden werde, Euch zu bestrafen.“

Tolstoy und Romanzow wurden abgefertiget, und trafen den Zaarewiz zu Neapel an, denn er hatte Wien, allwo er nicht nach Wunsch aufgenommen worden war, verlassen; hier übergaben sie ihm den Brief seines Vaters. Der Statthalter des Königs von Neapel überredete ihn endlich, den Befehl seines Vaters zu erfüllen, worauf Alexis nach Rußland aufbrach, und den 11ten Februar 1718 zu Moskau, wo sich der Zaar aufhielt, anlangte. Er warf sich seinem Vater zu Füßen, und hatte eine lange Unterredung mit ihm.

Die ganze Stadt wurde mit der Nachricht erfüllet, daß Vater und Sohn vereiniget wären; allein den 14ten Februar bey Anbruch des Tages erschien die Garde im Gewehr, die große Glocke wurde gelautet, die Bojaren, und geheimen Räthe erschienen bey Hofe, die Bischöfe, die Archimandriten, und zwey Geistliche von St. Basil, welche Lehrer der Gottesgelahrtheit waren, versammleten sich in der Hauptkirche. Alexis wurde ohne Degen, als ein Gefangener ins Schloß vor seinen Vater geführt, welchem er sich zu Füßen warf, und ihm weinend eine Schrift überreichte, in welcher

cher er seine Fehler alle bekennte, sich der Thronfolge unwürdig erklärte, und zur höchsten Gnade um sein Leben bath.

Der Zaar hob ihn auf, und führte ihn in ein Nebenzimmer, fragte ihn unterschiedenes, und kündigte ihm bey Verlust seines Kopfs an, ihm wegen seiner Flucht nichts zu verheelen. Nach diesem führte man den Alexis in den Saal, wo der hohe Rath versammlet war, zurück. Allhier übergab der Zaar demselben die Anklage wider seinen Sohn.

Obwohl Katharina wußte, daß sie öffentlich von dem Zaarewiz gehasset, und daß ihr der schrecklichste Stand angedrohet war, wenn dieser einst zum Throne gelangte, so trug sie dessen unerachtet im geringsten nichts zu dem Unglücke des Alexis bey, sondern bath selbst den Zaar unterschiedliche mal und zwar noch den Tag vor diesem schrecklichen Auftritte, wie es der Zaar selbst dem Herzoge von Holstein mit Verwunderung erzählte, seinen Sohn nicht dem Gerichte zu übergeben, noch weniger ihm sein Urtheil fällen zu lassen, sondern sich damit zu begnügen, daß er die Kutte anlegte, indem das Todesurtheil auf seinen Enkel und ihren Sohn wieder zurück fallen würde.

Peter war aber für diesesmal unerbittlich, und übergab diese schreckliche Anklage, in welcher

cher er alle Fehler des Prinzen anführte, und mit folgenden Worten beschloß:

„Ob nun schon dieser unser Sohn das Le„ben, durch seine Flucht und Verläumdungen, „verwirkt hat; so verzeihet ihm dennoch unsere „väterliche Milde alle seine Verbrechen; aber „in Betracht seiner Unwürdigkeit und seines „üblen und unordentlichen Lebenswandel können „wir ihn nicht nach unserm Tode zum Throne „gelangen lassen, indem wir sehr wohl einsehn, „daß seine verderbte Lebensart den Staat zu „Grunde richten, und alle durch unsern Fleiß „und Waffen erworbene Länder verlieren wird. „Unsere Unterthanen, welche wir als unsere „Brüder betrachten und lieben, gehen uns zu „sehr zu Herzen, um sie durch ihn in einen Zu„stand zu versetzen, welcher bedaurenswürdiger „seyn würde, als derjenige, aus welchem wir „sie gerettet haben.“

„Also in Kraft der väterlichen Macht, nach „welcher, vermöge unserer Landesgesetze, ein „jeder Vater, selbst der geringste unserer Un„terthanen, seinen Sohn nach seinem Willen „enterben kann, und in Absicht auf das Wohl „unserer Staaten enterben wir unsern Sohn „Alexis von der Thronfolge unserer Reiche, „wenn gleich nicht eine Seele unseres Hauses „nach unserm Tode mehr beym Leben seyn „sollte.

„Wir setzen dagegen unsern zweyten Sohn „Peter, ungeachtet seiner Jugend, zum förm„lichen Thronfolger ein, und geben unserm ob„genannten Sohn Alexis den väterlichen Fluch, „wenn er sich jemals unterfängt, ein Recht zu „dieser Thronfolge zu fodern.“

Weiter begehrte er, daß der geistliche und weltliche Stand den jungen Prinzen zum Thronfolger erkennen, und dieses beym Altare, auf das heilige Evangelium und unter Küssung des heiligen Kreuzes, öffentlich, eidlich bekräftigen sollte, und erklärte alle diejenigen, welche den Alexis, es sey zu welcher Zeit es wollte, zum Thronfolger erkennen, und ihm dazu Beystand leisten würden, für Verräther gegen ihn und gegen das Vaterland.

Alexis unterschrieb, daß er der Thronfolge entsagte, mit diesen Worten: „Ich erkenne „diese Ausschließung für gerecht; ich habe sie „durch meine Unwürdigkeit verdient, und „schwöre zu Gott dem Allmächtigen und Drey„faltigen, daß ich mich in allem dem väterli„chen Willen unterwerfe.“

Nach diesem erhob sich der Zaar mit dem weltlichen Stande in die Schloßkirche, wo die Geistlichkeit versammlet war, welche alle die Enterbung des Alexis, und die Thronfolge des jungen Prinzen, zweyten Sohns des Zaars, wie dieser vorgeschrieben hatte, unterschrieben und beschworen.

Hier-

Hierauf begab sich der Zaar, der Zaarewiz, alle geistliche Räthe, Bojarden und Minister, nebst den sämmtlichen Hofstaat wieder nach Petersburg, wo sie zu Ende Februars anlangten.

Indessen sah Peter der Große ein, daß, so lange die Mitschuldigen des Zaarewiz verborgen blieben, die Bindlichkeit dieser Enterbung den Staat nicht vor jenen Unglücksfällen in Sicherheit setzte, welche das natürliche Recht des Alexis, und die Anschläge seiner Anhänger einstens hätten stiften können, da diese nicht unterlassen haben würden, ihm alle Mittel an die Hand zu geben, seine Entsagung zu zernichten, und für gewaltsam abgezwungen zu erklären.

Es war also vonnöthen, diese Entsagung durch eine weit mächtigere Verbindung, als die Enterbungs-Urkunde des Zaars festzusetzen; und diese Verbindlichkeit konnte nur aus dem gerichtlichen Verfahren und dem über ihn, nach seinem Verdienste gefällten Urtheile erfolgen.

Zufolge dessen wurde also Alexis gerichtlich untersucht, erstlich durch seinen Vater, welcher ihm sieben Punkte zu beantworten übergab; in dem letztern befahl er dem Zaarewiz auf das nachdrücklichste, nichts zu verschweigen, und beschloß denselben damit: „Wenn Ihr die geringste Sache verheelet, dahinter ich nach der Zeit vielleicht

„leicht einmal kommen könnte; so werdet Ihr „es Euch selbst zu verdanken haben; denn auf „diesen Fall soll die Verzeihung, die ich Euch „zugestanden, null und nichtig seyn.“

Der Zaarewiz versprach auf das feyerlichste, alles zu entdecken, und übergab seinem Vater bald darauf eine Schrift, worinn er nicht allein alle Punkte beantwortete, sondern auch alle Mitschuldige und Rathgeber, wie er versicherte, entdeckte. Als aber seine Buhlerinn Alfrosina mit seiner Equipage anlangte, fand man unter seinen Papieren sowohl Kopeyen von Briefen, die er geschrieben, als auch Briefe, welche er empfangen, und wovon er keine Meldung gemacht hatte, und welche verschiedene heimliche Ränke enthielten, worüber er den 20sten des Maymonats durch diejenige Richter, welche der Zaar dazu ernannt hatte, vernommen ward. Er gab zur Antwort, daß er diejenigen, welche entdeckt worden wären, aus Mitleiden verschwiegen hätte.

Einer der schwersten Klagepunkte, und welcher am meisten beytrug, daß er in die Hände der Gerechtigkeit verfiel, war ein Schreiben, welches er von Wien aus an die Senatoren und Bischöfe erlassen hatte, und welches aufgefangen worden war, worinn er sich folgender Ausdrücke bedient hatte: „Die üblen Begeg-

„nun-

„nungen, welche ich ohne mein Verschulden
„habe erdulden müssen, haben mich gezwungen,
„die Flucht zu ergreifen. Es hat wenig gefehlt,
„daß diejenigen, welche meine Mutter einge-
„sperrt haben, mit mir eben so verfahren wä-
„ren. Itzt befinde ich mich in dem Schutze
„eines mächtigen Fürsten; ich bitte Euch, ver-
„lasset mich nicht.“

Diese Worte zeugen hinlänglich, daß Alexis entschlossen war, den Thron zu besteigen, und Unruhen anzuspinnen.

Es wurden dem unglücklichen Prinzen viel Zeugen dargestellt, welche alle wider ihn zeugeten, und unter diesen sogar seine Buhlerin: Alfrosina, welche ihn eben so stark als die andern anklagte. Einer von diesen mit Namen Affonasief bestand darauf, daß er ihn einst hätte sagen hören: „Ich werde den Bischöfen etwas
„sagen, welche es den Pfarrern wiedersagen wer-
„den, und diese werden es ihren Pfarrkindern
„sagen, und man wird mich regieren lassen, soll-
„te es auch wider meinen Willen geschehen,“ und dergleichen mehr.

Alexis war bey diesen grausamen Zeugnissen auf das äusserste niedergeschlagen, und fast außer Sinnen, welches seine Antwort auf folgendes sonderbare Befragen genugsam anzeigt. Er wurde befragt: „ob er nicht eine Freude

„über die Empörung gehabt hätte, die sich bey „der rußischen Armee, welche im Mecklenburgischen stand, angesponnen hätte, und ob er „sich nicht zu ihr würde geschlagen haben, falls „sie ihn begehrt hätten?“ Wie leicht hätte er hier Nein sagen können! welches er aber nicht that, sondern vielmehr sich zum Nachtheile antwortete: „Wenn mich die Rebellen begehrt „hätten, so würde ich bey des Zaars Lebzeiten wahrscheinlicher Weise hingegangen seyn, „wofern sie stark genug gewesen wären.“ Er fügte noch zu diesem aus freyem Geständnisse hinzu: „Er hätte sich in der Beichte vor Gott „gegen den Erzpriester Jakob angeklagt, daß „er den Tod seines Vaters gewünscht hätte, „und der Beichtvater Jakob hätte ihm darauf „geantwortet: Gott wird es Euch verzeihen, „wir wünschen ihm das nämliche.“ Worauf der Vater Jakob vorgefodert ward, welcher alles gestand.

Da nun der Zaar aus allem diesen ersah, daß der Zaarewiz mit höchst strafbaren Anschlägen wider ihn sogar bey seiner Lebenszeit umgegangen war, und ihm nichts als Gelegenheit gefehlt hätte, sie auszuführen; so wurde der Zaarewiz wieder in sein Gefängniß gebracht, und Peter der Große gab der Geistlichkeit seinen Willen folgendermaaßen zu erkennen:

„Ihr

„Ihr seyd Zeugen einer langwierigen Un-
„tersuchung von Verbrechen gewesen, welche
„größtentheils unerhört sind, derer sich unser
„Sohn schuldig gemacht, und die er an uns
„seinem Vater und Oberherrn begangen hat.
„Ob wir indessen gleich vermöge aller göttli-
„chen und weltlichen Rechte, und besonders
„vermöge der Gesetze Rußlands, welche sogar
„unter Privatpersonen alle Gerichtsbarkeit zwi-
„schen Vater und Sohne verwerfen, eine un-
„umschränkte und unwidersprechliche Gewalt
„hätten, unsern Sohn seiner Verbrechen we-
„gen nach unserm Willen und Gutbefinden zu
„verurtheilen, ohne jemanden zu Rathe zu zie-
„hen; jedoch da Menschen gemeiniglich in ihren
„Angelegenheiten nicht so gründlich urtheilen,
„als in fremden, und die erfahrensten Aerzte
„sich selbst nicht Arzney verordnen, ob sie es
„gleich bey andern thun: so haben wir die Furcht
„Gottes vor Augen, tragen Euch unsern Zwei-
„fel vor, und fragen euch um Rath, damit
„wir uns nicht einer ewigen Strafe würdig
„machen, indem wir die wahre Beschaffenheit
„des Uebels nicht vollkommen einsehen.

„Wir haben vor Gott und unserm Gerich-
„te geschworen, daß wir unserm Sohne verzei-
„hen wollten; welches wir ihm auch mündlich
„zusagten, falls er die Wahrheit sagen würde.

„Wiewohl nun unser Sohn sein Verspre-
„chen übertreten, und die wichtigsten Umstän-
„de und Anschläge zum Aufruhr wider uns
„seinen Oberherrn und Vater verschwiegen hat;
„und obschon die vorhandene Sache keineswe-
„ges vor die geistliche, sondern vor die bürger-
„liche Gerichtsbarkeit gehört, deren unpartheyi-
„schem Urtheile wir selbige auch heutiges Tages
„übergeben haben: so wünschen wir jedoch dess-
„sen unerachtet, uns so viel Licht zu verschaf-
„fen, als man in dergleichen Fällen nöthig hat,
„damit wir redlich verfahren, und unsere
„Pflichten vor Gott und den Menschen, so
„viel möglich, erfüllen.

„Da wir uns aber aus der heiligen Schrift
„erinnern, daß in dem 17ten Kapitel des an-
„dern Buchs Mose geschrieben stehet, eine Sa-
„che auf das Urtheil der Kirche ankommen zu
„lassen, und sie zu fragen, was Gott gebiete;
„also begehren wir von Euch Erzbischöfen und
„übrigen Geistlichen, als Lehrern und Ausle-
„gern des göttlichen Worts, nicht daß Ihr ein
„Urtheil fällen, sondern daß Ihr Untersu-
„chung anstellen, und uns rechten Unterricht
„nach der heiligen Schrift in ähnlichen Fällen
„geben sollet; damit wir erfahren, was vor
„eine Strafe unserm Sohne wegen seiner Ver-
„brechen, die dem Verbrechen eines Absalons
„gleichen, nach den Beyspielen und Geboten

„der

„der heiligen Schrift angethan werden müsse.
„Diesen Unterricht werdet Ihr uns mit der
„Unterschrift eines jeglichen von Euch überge-
„ben, damit wir in dieser Sache zur Bewah-
„rung unsers Gewissens hinlänglich erleuchtet
„werden.

„Daher setzen wir in Euch, als Hüter der
„göttlichen Gesetze unser Vertrauen, wie es
„Eurer Würde, als treuen Hirten der christ-
„lichen Heerde, und die gegen ihr Vaterland
„wohlgesinnet sind, zukömmt, und beschwören
„Euch überdiß bey den Gerichten Gottes und
„bey Eurem heiligen Amte, daß Ihr in dieser
„Sache ohne alle Verstellung und Furcht zu
„Werke gehet.“

Die Erklärung des Zaars an seine Minister, Räthe und Stände, sowohl bürgerliche als militairische war dieser ziemlich gleich, und er fügte am Ende hinzu: „Ich begehre, daß
„Ihr der Sache ernstlich nachdenken, dieselbe
„reiflich untersuchen und urtheilen sollet, was
„für eine Bestrafung die Empörung und Ver-
„brechen unsers Sohnes verdienen, ohne
„Schmeicheley, und ohne zu befürchten, daß
„ich mich darüber beleidigt finden sollte, wenn
„Ihr ihm eine gemilderte Strafe zuerkenntet.
„Denn ich schwöre es Euch bey dem größten
„Gott, daß Ihr nicht das geringste dabey zu
„besorgen habet.“

„Machet Euch auch darüber kein Beden„ken, daß Ihr über den Sohn Eures Ober„herrn ein Urtheil fällen sollet; sondern rich„tet völlig ohne Ansehen der Person, und setzet „weder meine noch Eure eigene Seele in Gefahr, „damit wir uns an jenem furchtbaren Gerichts„tage nichts vorzuwerfen haben, und unserm „Lande kein Nachtheil daraus entstehe.“

Worauf die Minister, Räthe und andere Stände sich versammelten, und den Zaarewiz den 16ten Junius vorfordern ließen, ihm den Befehl seines Vaters kund machten, und nochmals vernahmen; und nachdem sie ihn entlassen, schritt die ganze Versammlung zur Untersuchung der göttlichen Gesetze, der bürgerlichen und militairischen Reichsverordnungen, in so weit sich dieselben auf den gegenwärtigen Fall anwenden ließen, um ein Urtheil zu fällen, welches dem Vergehen des Zaarewiz gemäß wäre.

Wo denn vermöge des zweyten Buches Mose im 20sten Kapitel, Vers 12; 5ten Buchs Mose 21 Kap. Vers 18 bis 21; aus dem neuen Testament, Matthäi Kap. 15, V. 1; Marci Kap. 7, V. 9; Römer Kap. 1, V. 28; Ephes. Kap. 6, V. 1; und aus den Reichsverordnungen Stat. I. und II.; welche enthalten: daß, so jemand einen bösen Anschlag wider den Zaar fasset, der ihm zum Nachtheil geriethe und überwiesen würde, des Todes

schul-

schuldig wäre; daß, so jemand Völker wider den Zaar aufbrächte, in der Absicht, ihn des Lebens oder des Thrones verlustig zu machen, er und alle Mitverstandene des Todes schuldig wären, welches auch aus den großen Militärgesetzen vom Jahre 1717 angemerkt wurde, und wornach die Minister einmüthig den Entschluß faßten, die Stimmen eines jeglichen von den Richtern besonders zu sammlen, worauf sie ihre eigenen gaben, und die ganze Versammlung einmüthig das Urtheil fälleie, daß der Zaarewiz der erwähnten und wider ihn bewiesenen Verbrechen halber den Tod verdient hätte.

Worauf die Klerisey folgendes Urtheil aufsezte: „Nachdem wir die großen Verbrechen „erwogen, die ein Sohn begangen, der nach „Absaloms Beyspiele sich wider seinen Vater „empört, und dagegen den Beleidigten betrachtet haben, welcher als Vater und Oberherr „unumschränkte Gewalt über seinen Sohn hat: „so dürfen wir uns in diese Sache weiter nicht „mischen, als daß wir unser Gutachten sagen, „indem dieses vor die bürgerliche Gerichtsbarkeit gehört, und überdies die in dem rußischen „Reiche eingeführte unumschränkte Gewalt monarchisch, und folglich keinesweges dem Urtheile der Unterthanen, sondern des regieren„den Herrn, unterworfen ist, der die Macht „hat, schlechterdings ohne Einwendung irgend

„eines

„eines Niederern, blos nach seinem Willen und „Gutbefinden zu verfahren.

„Jedoch, da wir von unserm allergnädig„sten Beherrscher befehliget worden, zu dessen „Unterricht die Gebote, so sich auf den vor„handenen Fall anwenden lassen, nachzuschla„gen nnd zu untersuchen; als haben wir En„desunterschriebene in der kaiserlichen Haupt„stadt Petersburg versammlete Geistlichkeit, „aus schuldigem Gehorsam gegen solchen Be„fehl, die Stellen der heiligen Schrift zusam„mengetragen, so sich nach unsern Gedanken „am füglichsten anwenden lassen. Im 1sten „Buch Mose Kap. 9. V. 25 steht, daß der „Sohn des Noah verflucht wurde, und seinen „Brüdern zu dienen verurtheilt, weil er seines „Vaters gespottet. In dem vierten Gebote „Gottes steht: du sollst deinen Vater und dei„ne Mutter ehren, auf daß du lange lebest. „Im 2ten B. Mose Kap. 22, V. 28: den „Obersten deines Volks sollst du nicht lästern, „2ten B. Mos. K. 21, V. 27. Wer seinen „Vater oder Mutter flucht, der soll des Todes „sterben. Im neuen Testament sagt Christus: „Wenn jemand einen eigenwilligen und unge„horsamen Sohn hat, der seines Vaters und „seiner Mutter Stimme nicht gehorcht, so soll er „gesteiniget werden.“ Auch führten sie noch an„dere Stellen aus dem 5ten Buch Mos. Kap. 21, V. 18.

V. 18.; wie auch aus den Sprüchwörtern Kap. 30, V. 17, aus dem Sirach K. 3, V. 9, aus dem 2ten B. Samuelis 15tes bis 18tes Kapitel, Lukas Kapitel 2, Vers 51 und was dergleichen mehr; und machten endlich den Beschluß damit, daß sie die ganze Sache dem Urtheile des Zaars in unterthänigster Ehrfurcht anheim stellten, den Missethäter nach seinem Verbrechen zu bestrafen, wie es ihm gefällig wäre; im Fall er ihm aber Gnade wiederfahren lassen wollte: so hätte er die Beyspiele Jesu Christi, welcher die Ungehorsamen nach gethaner Buße wieder annahm; der dem Weibe verzieh, welches man im Ehebruch ergriffen hatte, und die nach dem Gesetze zu Tode gesteiniget werden sollte; wie auch das Beyspiel Davids, welcher seinen Sohn Absalom gern gerettet hätte. „Ueberhaupt, setzten sie hinzu, ist „des Zaars Urtheil in der Hand Gottes, und „er wird seinen Entschluß fassen, wie ihn Gott „regieren wird.“

Hierauf ward das Todesurtheil wider den Zaarewiz den 24sten Junius 1718 ausgesprochen, niedergeschrieben, und von 124 Ministern, Räthen, Generalen und andern unterzeichnet. Als Peter der Große den Bericht von dem Urtheile erhielt, wollte er sich nicht sogleich erklären, ob er Gnade oder Strenge vorwalten lassen wollte, sondern befahl, daß man

dem

dem Missethäter sein Urtheil ankündigen sollte. Als man ihm das Urtheil vorlas, und diese Worte ausgesprochen wurden: „Die göttlichen, „geistlichen, bürgerlichen und Kriegsrechte ver„urtheilen alle diejenigen ohne alle Barmher„zigkeit zum Tode, welche wegen eines verwe„genen Anschlags wider ihren Vater oder Lan„desherrn und das Vaterland überzeugt wer„den:“ ward er vom Krampf befallen, auf welchen der Schlag erfolgte. Man brachte ihn mit vieler Mühe wieder zu sich, und als sich seine Sinne ein wenig wieder versammelt hatten, ließ er in diesem Zwischenraume des Lebens und des Todes seinen Vater bitten, ihn zu besuchen. „Peter der Große kam, die Thränen strömten aus den Augen des Vaters und des unglücklichen Sohnes, welcher um Verzeihung bath, der Vater verzieh öffentlich, der Sterbende empfing die letzte Oelung, und verschied in Gegenwart des ganzen Hofes am andern Tage, nämlich den 6ten Julii.“

Den Tod und den Charakter dieses Prinzen beschreibt Herr Heinrich Bruce, ehemaliger Officier in Rußischen Diensten in seinen Nachrichten von seinen Reisen in Deutschland, Rußland u. s. w. nachstehendermaßen:

„Den folgenden Tag begab sich der Zaar, in „Begleitung der Senatoren und Bischöfe in

in die Vestung uud die Zimmer, worin der Zaarewiz gefangen saß. Kurz hierauf kam der Marschall Weyde heraus, und befahl mir, zu dem Herrn Bear, dem Apotheker zu gehen, dessen Gewölbe nahe dabey war, und ihm zu sagen, daß er den Trank, den er bestellt habe, sehr stark machen solle, weil der Prinz sehr krank sey. Als ich dem Herrn Bear diese Nachricht überbrachte, wurde er ganz blaß, fieng an zu zittern und zu beben, und schien in der größten Verlegenheit zu seyn, worüber ich mich so sehr verwunderte, daß ich ihn fragte, was ihm fehle; er konnte mir aber nicht antworten. Indessen trat der Marschall selbst herein, fast in eben dem Zustande, wie der Apotheker, und sagte, daß er mehr hätte eilen sollen, da der Prinz von einem Anfalle vom Schlage sehr krank sey. Der Apotheker übergab ihm hierauf einen silbernen Becher mit einem Deckel, den der Marschall selbst in des Prinzen Zimmer trug, und den ganzen Weg wie ein Betrunkener taumelte. Eine halbe Stunde hernach begab sich der Zaar nebst allen seinen Begleitern mit sehr traurigen Angesichtern weg, worauf der Marschall mir befahl, in des Prinzen Zimmer zu bleiben, und, im Fall eine Veränderung vorfallen sollte, ihm sogleich Nachricht davon zu geben. Es befunden sich zwey Aerzte, zwey Wundärzte, und der wachthabende Officier daselbst, mit welchen ich das Mittagsmahl aß,

wel-

welches für den Prinzen war bereitet worden. Die Aerzte wurden sogleich herein berufen, auf den Prinzen acht zu haben, der aus einer Convulsion in die andre fiel, und nach einem heftigen Todeskampfe des Nachmittags um 5 Uhr verschied. Ich gieng sogleich, den Marschall davon zu benachrichtigen, der solches in dem Augenblicke dem Zaar hinterbrachte. Dieser befahl, daß das Eingeweide aus dessen Körper genommen werden sollte; worauf er in einem mit schwarzem Sammet überzogenen Sarg gelegt, und über denselben ein reiches mit Gold gesticktes Leichentuch gedeckt wurde. Alsdann wurde er aus der Vestung in die heilige Dreyfaltigkeitskirche getragen, wo er bis den 11ten auf einem Paradebette lag, und alsdenn des Abends wieder in die Vestung gebracht, und in das Kaiserliche Begräbniß neben dem Sarge seiner verstorbenen Gemahlinn beygesetzet wurde; bey welcher Gelegenheit der Zaar und die Zaarin, wie auch die vornehmsten Adelichen in Prozeßion mitgingen. Die von diesem Tode verbreiteten Nachrichten waren sehr verschieden. Es wurde öffentlich bekannt gemacht, daß ihm, als er sein Todesurtheil sprechen hörte, die Furcht davor einen Schlagfluß verursachet habe, woran er gestorben sey. Allein es glaubten es nur sehr wenige, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey; indessen war es gefährlich zu sagen, was man dachte. Dem

Kai-

Kaiserlichen und dem Holländischen Gesandten ward der Hof verboten, weil sie bey dieser Gelegenheit zu frey geredet hatten, und wurden, weil man sich über sie beschweret hatte, beyde zurückberufen.

Auf diese Art starb der für diese Monarchie bestimmte Erbe, und wurde sehr wenig von Personen vom Stande bedauert, weil er ihren Umgang und Bekanntschaft beständig vermieden hatte. Man sagte, daß der Zaar überaus große Mühe auf die Erziehung dieses Prinzen gewendet habe, die aber insgesammt vergebens war, weil er von Natur träge und ungesittet war, und mit der niedrigsten Gesellschaft umging, mit der er allen Arten von Lastern und Schwelgerey nachhing. Um dieses zu verhindern, schickte ihm sein Vater auf Reisen, ausländische Höfe zu besuchen, und glaubte, ihn dadurch zu bessern; aber auch dieses war ohne Nutzen. Hierauf befahl er ihm, ihn auf seinen Reisen zu begleiten, um selbst ein wachsames Auge auf ihn zu haben; aber diesem entging der Prinz dadurch, daß er beständig vorgab, er sey krank, welches auch wohl seyn konnte, weil er die meiste Zeit betrunken war. Zuletzt glaubte der Zaar ihn dadurch zu bessern, daß er ihn an eine ausländische Prinzeßinn verheirathete; was dieses aber für eine Würkung gethan hat, ist bereits gemeldet worden. Nach dem Tode seiner liebenswürdigen Gemah-

linn befahl der Zaar demselben, ihn auf seiner Reise nach Deutschland zu begleiten; allein als er unter dem Vorwande, sich nach Mecklenburg zu ihm zu begeben, auf der Reise war, machte er sich in geheim auf die Flucht, und begab sich zu seinem Schwager, dem Römischen Kaiser, den er zu einem Kriege wider seinen Vater aufzuwiegeln suchte.

Aus seinem Verhör erfuhr man, daß er gedrohet hatte, wenn er auf den Thron kommen würde, alles was sein Vater gethan, über den Haufen zu stoßen, sich an dem Fürsten Menzikof und seiner Schwägerinn, wie auch an den Großkanzler, dem Grafen Goloffkin, und dessen Sohne zu rächen, und sie lebendig spiessen zu lassen, weil sie ihn überredet hätten, die Prinzeßin von Wolfenbüttel zu heyrathen; daß er alle Lieblinge seines Vaters ins Elend jagen, und alle Ausländer aus seinem Lande vertreiben wollte; daß er seine Mutter aus dem Gefängnisse lassen, und die Dame Catharina und ihre Kinder an ihre Stelle setzen wollte; hierauf wolle er seinen Hof aus solchen Personen erwählen, denen die alten Gebräuche und Lebensarten Rußlands am meisten am Herzen lägen, denn er hasse alle Neuerungen. Nichts rührte den Zaar empfindlicher, als die Drohung, alles umzustoßen, was er so viele Jahre mit so vieler Gefahr und saurer Arbeit, ohne dabey seine eigene Person zu schonen, für die

Wohl-

Wohlfahrt und den Ruhm seines Landes gethan hatte. Dieses erbitterte ihn so, daß er auch mit vieler Heftigkeit sagte, er wolle seine Länder lieber einem würdigen Ausländer, als einem so unwürdigen Sohne geben. Zu der Zeit, als er dieses sagte, hatte er keinen andern Sohn, als den Zaarewiz, welches also deutlich bewies, daß ihm das Wohl seines Landes, mehr als die Thronfolge seiner Familie am Herzen lag. (So weit Herr Bruce.)

Wenn man Petern den Großen nach dieser sonderbaren Begebenheit nur als einen gemeinen Mann betrachtet: so wird man ihn für grausam gegen seinen Sohn ansehen; aber Peter der Große war Gesetzgeber, Peter der Große legte ein Reich an, und dieses Reich wäre zu Grunde gerichtet, und seine Völker in ihre vorige Barbarey zurückgestürzt worden, von dem Augenblicke an, da Alexis den Thron bestiegen hätte; es war also nöthig, entweder den Alexis oder seine Unterthanen aufzuopfern, entweder den Alexis oder sein Vaterland zu Grunde zu richten.

Indessen ist es wunderbar, daß man die That des Brutus, welcher zween großmüthige Söhne wegen der zweydeutigen Freyheit eines armseligen und nicht viel bedeutenden Staats aufopferte, mit Lobeserhebungen überhäuft, und dagegen den Zaar ohne alle Barmherzigkeit ta-

delt; einen Kaiser, welcher einen verächtlichen Sohn verurtheilen läßt, der sich in allen Fällen der Regierung eines der größten Reiche der Welt unwürdig gemacht hatte.

Die Verläumdung hat Petern dem Grossen abscheuliche, und seiner Ehre sehr nachtheilige Dinge angedichtet, welche aber ohne Grund und von allem Zeugnisse entblößt sind.

Dem sey wie ihm wolle, so war dieser der entscheidendste Streich, welcher der rußischen Wildheit versetzt werden konnte; und dieses Beyspiel, welches keinen Funken Gnade mehr zu hoffen übrig ließ, brachte alle Gemüther auf den rechten Weg, und machte sie zu den Veränderungen, welche der Zaar einführte, gelehrig und folgsam.

Eine der Hauptursachen, welche den Alexis zu dieser Aufführung gegen seinen Vater und zu seiner Flucht verleiteten, seinen Tod beschleunigten, und seine Anhänger der Hand des Scharfrichters überlieferte, war der Mißbrauch der Religion, die Pfaffen und die Mönche. Diese Urquelle so vieler unzähligen Unglücke, war auch die Stifterinn von jenem des Alexis; welches sich hinlänglich aus seinen Aussagen zeiget, und sich hauptsächlich durch die Ausdrücke des Zaars in dem Schreiben an seinen Sohn: „Die Langbärte werden Euch nach „ihrem Gefallen leiten können," bestätiget.

Die

Die Pfaffen, welche noch an ihrer alten Barbarey klebten, und sich noch mehr nach ihrer alten Gewalt sehneten, welche, nachdem das Volk aufgeklärter worden war, stark in Abnahme gerieth, seufzeten und sahen mit dem größten Verlangen der Regierung des Alexis entgegen, welcher ihnen versprochen hatte, sie wieder in ihre so sehr geliebte Barbarey zu versetzen. Unter dieser Zahl war hauptsächlich der Bischof von Rostow, mit Namen Dozitheos. Dieser erdichtete, etwa sechs Monathe vor der letzten Reise des Zaars, eine Offenbarung, nach welcher, wie er sagte, ihm der heilige Demetrius erschienen wäre, und ihm im Namen Gottes geoffenbaret hätte, daß Peter der Große nicht mehr als drey Monate zu leben hätte, daß seine geschiedene Gemahlin Eudoxia, welche in dem Kloster zu Susdal als Klosterfrau unter dem Namen Helena, mit der Prinzeßin Maria Schwester des Zaars, eingesperret war, mit dieser und dem Alexis gemeinschaftlich nach des Zaars Tode regieren würde. Eudoxia und Maria sowohl als Alexis, waren einfältig genug, diese unverschämte Lüge zu glauben, und wurden davon so eingenommen, daß Eudoxia ihre Klosterkleidung sowohl als den angenommenen Namen ablegte; und nicht mehr anders als in kaiserlicher Pracht im Kloster erschien, auch sich den Titel der Majestät wieder anmaßete, den Namen Katharinens

als Kaiserinn aus den Kirchengebeten auslöschen, und dafür den ihrigen einsetzen ließ. Zu der Oberinn des Klosters, welche sich diesem widersetzte, sagte sie: „Peter hat die Strelitzen bestraft, weil sie seine Mutter beleidiget „haben; mein Sohn Alexis wird diejenigen bestrafen, welche die seinige beleidigen werden.“ Zum Werkzeuge ihrer Absichten wählte sie sich einen Offizier, mit Namen Glebo, welcher Zutritt bey ihr hatte, und welchen sie sich durch Gunstbezeugungen verbindlich gemacht hatte; dieser breitete die Prophezeyung des Dozitheos in Susdal und in der ganzen Gegend aus.

Indessen waren die drey Monate verflossen, und der Zaar lebte noch. Eudoxia läßt den Bischof kommen, und will von ihm wissen, warum der Zaar noch lebt. Der Bischof gab ihr zur Antwort, daß die Sünden ihres Vaters, welcher im Fegfeuer wäre, daran Schuld wären, und daß er es ihm zu wissen gethan hätte. Alsobald ließ Eudoxia 1000 Messen lesen. Dozitheos versicherte ihr etliche Tage darauf, daß sie Würkung thäten; und nach Verlauf eines Monats sagte er ihr, daß ihr Vater schon mit dem Kopfe aus dem Fegfeuer wäre; noch einen Monat darauf sagte er, daß er schon bis zum Gürtel heraus wäre; und nach Verlauf des dritten Monats steckte er nur noch mit den Füßen darin; er versicherte ihr, daß

sobald

sobald die Füße daraus seyn würden, welches aber das schwerste wäre, so müßte der Zaar sterben. Die Prinzeßinn Maria überlies sich sogar dem buhlerischen Begehren des gottlosen Bischofs, mit dem Bedinge, daß der Vater der Eudoxia auf das baldeste aus dem Fegfeuer befreyet, und die Prophezeihung erfüllet würde.

Auf das Vertrauen dieser Prophezeihung geschah es, daß der Zaarewiz entwich, und den Tod seines Vaters in fremden Ländern erwarten wollte.

Alles ward entdeckt, Dozithees und Glebo wurden gefänglich eingezogen, und die Briefe der Prinzeßinn Maria an den Dozithees sowohl, als jene der Helena an den Glebo, wurden im Staatsrathe öffenrlich vorgelesen.

Maria ward zu Schlüsselburg, und Helena in ein anderes Kloster am Ladogasee als Gefangene eingesperret. Dozithees und Glebo, als Betrüger und Mitverbrecher, wurden so, wie die Anhänger des Alexis, worunter sich sein Beichtvater, sein Hofmeister und sein Hofmarschall befanden, nebst vielen andern, ja sogar Damen hingerichtet.

Zamoski.

Johann Zamoski, Großkanzler und Großfeldherr des Königreichs Pohlen, einer von den größten Kriegs- und Staatsmännern, so im sechzehnten Jahrhunderte geblühet haben. Er wurde mit größter Sorgfältigkeit von seinem Vater Stanislao, Castelan von Chelm auferzogen, und zeitig nach Paris geschickt, wo er die Rhetorik unter Fornebo und Cambino, die Weltweisheit unter Joachim Carpentier, und die mathematischen Wissenschaften unter Peter de Penna erlernt hat. Von da gieng er nach Padua, wo er sich so ansehnlich aufgeführt, daß er zum Rektor derselbigen Universität gemacht wurde. In der Zeit dieses glorreichen Amtes verfertigte er seine Bücher: de Senatu Romano, und de Senatore perfecto. Sobald er nun in sein Vaterland zurückgekommen, wurde er zu denen ansehnlichsten Ehrenstellen des Reichs erhoben. Er war auch einer von denen Gesandten, welche nach Paris zu dem Herzoge von Anjou im Jahr 1573 geschickt wurden, um ihm die Nachricht zu bringen, daß er zum Könige von Pohlen erwählet worden sey.

Als folgenden Jahrs Stephan Battori, Fürst von Siebenbürgen den pohlnischen Thron bestieg, und eine überaus große Hochachtung für

für Zamoski trug, gab er ihm seine Neffin zur Ehe, und machte ihn zum Reichsgroßkanzler und Großfeldherrn seiner Armee. Zamoski vertrat diese Aemter mit großem Ruhme. Den Zaar hat er bezwungen, Podolien, Volhynien, und Liefland von dessen Joche befreyet. Pleskow in Moscau mitten im Winter belagert. Seit dieser Belagerung trug es sich zu, daß einige pohlnische Edelleute sich etwas weiter auf die Seite des Lagers begaben, da sollten sie (wie man sagt) das Buch: de Republica Ciceronis mit goldenen Buchstaben geschrieben, gefunden haben, und sechs Tage weit davon sollten sie Ovidii Grab in einem angenehmen Thal bey einem Brunnen entdecket haben. Ein jeder wird dieser Geschichte so viel Glauben beylegen, als er glaubt, daß sie verdiene; unterdessen starb Stephan Battori im Jahr 1586, und eine große Anzahl der pohlnischen Edelleute wollten Zamoski zum Könige haben, er aber wollte die Krone nicht annehmen, sondern machte, daß Sigismund von Schweden erwählet wurde, und konnte die Macht Maximilians, Erzherzogs von Oesterreich dawider nichts ausrichten.

Zamoski beschützte mit Eifer die gelehrte Männer und Wissenschaften, fundirte viele Collegien in Pohlen, und zog durch reiche Belohnungen die gelehrtesten Männer von Euro-

pa an sich. Die Stadt Zamoski wurde von ihm erbauet, und die allda noch blühende Universität wurde von ihm aufgerichtet. Er starb im 69sten Jahr seines Alters 1605, nachdem er sich durch seine Heldenthaten, den Namen eines Verfechters des Vaterlandes, und Beschützers der freyen Künste erworben hat.

Zeiten.

Es ist wohl keine gewöhnlichere Materie der gesellschaftlichen Unterhaltungen, als die Klage über das große Verderben der jetzigen Zeiten. Ein jedes Mitglied der menschlichen Gesellschaft, welches sich auf eine liebreiche Weise gemeiniglich von dem allgemeinen Vorwurfe ausnimmt, maßet sich ein Recht an, wider die Laster unsers Zeitalters auf das heftigste zu reden, und über die Abnahme der Tugenden zu klagen, welche die erhabenen Charaktere des Alterthums unsterblich gemacht, und die Vorfahren des gegenwärtigen Menschengeschlechts in den Stand gesetzt haben, ihre Nachkommen glücklich zu machen.

Diese schwermüthige Laune zum Klagen über das große Verderben der jetzigen Zeiten ist so allgemein geworden, daß alle Stände der Menschen davon angesteckt zu seyn scheinen. Der Gottesgelehrte beweinet die schändliche

liche Vernachläßigung der Religion. Der Patriot klaget, daß gegenwärtig alles feil sey, und daß die Bestechung den wahren Geist der Freyheit gänzlich ausgelöschet habe. Der Philosoph seufzet, daß sich der Aberglaube und die Schwärmerey des Thrones der freien Untersuchung bemächtiget, und die Verstandeskräfte erniedriget habe. Die Schönen beklagen es, daß die ausschweifende Lebensart der Mannspersonen sie nöthige, ein unangenehmes Leben in dem ehelosen Stande zu führen, da hingegen die Männer auf ihrer Seite die bittersten Klagen über die Ausschweifung und Verschwendung des andern Geschlechts führen, welche ihrem Vorgeben nach so hoch gestiegen sind, daß schon das Wort des Ehestandes den Begriff des Verderbens in sich fasse.

Wir wollen uns daher bemühen, zur deutlichen Einsicht der Unbilligkeit und Unrichtigkeit dieses epidemischen Mißvergnügens über den Zustand der gegenwärtigen Zeit, worinnen wir das Glück haben, gebohren zu seyn, in dieser Vorlesung zu zeigen, daß die jetzigen Bewohner der Welt nicht ärger sind, als ihre berühmten Vorfahren, und vielmehr die Alten in allen ihren gerühmten Tugenden und guten Eigenschaften weit übertreffen.

Zuerst werden Sokrates, Plato, Cicero, und noch einige wenige aus dem entfernten Al-

ter.

terthume sehr oft wegen der erstaunlichen Stärke des Verstandes gerühmt, die sie in den Stand setzte, die Betrügereyen der Religion ihres Vaslandes zu entdecken, und die Hinderniſſe zu überwinden, womit der Aberglaube und die List der Priester den Zwang zur Wahrheit angefüllet hatten. Allein die unbedeutende Anzahl der Beyspiele, welche uns die alte Geschichte von jenen wahrhaftig philosophischen Characteren liefert, so verehrungswürdig ihre Namen auch seyn mögen, werden unsere Aufmerksamkeit wenig verdienen, wenn wir bedenken, wie sehr die gegenwärtigen Zeiten ihre Ansprüche auf den Vorzug in diesem Stücke verdunkeln. Ist wohl heut zu Tage noch ein artiger Herr von Stande, der nicht die große Verachtung gegen die Vorurtheile, oder den Glauben heget, worinne er erzogen worden? Sind nicht die Caffeehäuser und die andere öffentliche Versammlungsplätze in den Städten eben so viele Pflanzschulen, wo unsere Jünglinge die wichtigsten Fragen aus der Philosophie untersuchen, und die Irrthümer abiegen, womit man das menschliche Geschlecht so viele Jahrhunderte hindurch hintergangen hat? Es ist auch diese Kenntniß, wie bey den Alten nicht der Erfolg einer verdrüßlichen Untersuchung und mühsamen Nachdenkens, sondern sie ist völlig anschauend, indem diejenigen darinne am meisten hervorleuchten, welche fast in keinen Zweigen

der

der Gelehrsamkeit einige Kentnisse erlangt, und ihre erstaunlichen Entdeckungen der Natur allein zu danken haben.

Die Vertheidiger des Alterthums werden vielleicht eine Lobrede auf die erhabene Tugend und patriotischen Eifer eines Cato, Brutus, und verschiedener andern Römer halten, welche ganz freygebig mit ihrem Leben waren, und die Freyheit ihres Vaterlandes nicht überleben wollten. Allein man darf hiebey keine Vergleichung anstellen, indem der Vortheil augenscheinlich auf Seiten der Neuern ist. Die erfinderischen Geschichtschreiber, nämlich, die Zeitungsschreiber, liefern uns auf allen Blättern ihrer Werke viele Beyspiele der edelsten Geringschätzung des Lebens. Jener Römer verließ freywillig die Welt, weil er es nicht ertragen konnte, ein Zeuge von der Sklaverey seines Vaterlandes zu seyn; aber die neuern Helden machen ihrem Daseyn ein Ende, weil die Schwermuth und Verzweifelung ihre Lebensgeister unterdrückt, und weil sie nicht länger leben wollen, als ihnen das Leben angenehm ist. Wie edel ist dieser Geist der Freyheit, der sich nicht allein auf Leute von vornehmer Erziehung, sondern auch auf die niedrigsten Handwerker erstreckt. Kurz dieser Punkt ist so einleuchtend und klar, daß es ganz überflüßig seyn würde, ihn noch ferner zu beweisen; und man kann es

wohl

wohl wagen zu behaupten, daß die Griechen, Römer, und andere Nationen kein Recht haben, den Ruhm des Selbstmordes den neuern Nationen streitig zu machen.

Man pflegt aber immer das größte Gewicht auf das Verdienst der Alten in der Gelehrsamkeit zu legen, und die Namen eines Aristoteles, Longins, und Quintilians mit einer frohlockenden Mine des Triumphs zu nennen. Wir sind auch weit entfernt, den festgesetzten Ruhm dieser großen Männer zu verkleinern. Sie waren ohne Zweifel sehr gute Kunstrichter für die Zeiten, in welchen sie lebten; aber wir nehmen uns mit aller gebührenden Ehrfurcht gegen diese berühmten Genies die Freyheit zu behaupten, daß man jetzt die Kunst der Kritik viel besser als in den damaligen Zeiten verstehen müssen, weil sie heut zu Tage weit mehr studiret wird. Jetzt sind angehende Gelehrte, Schüler und Buchhändlerjungen völlig geschickt, über das Verdienst alter gelehrten Schriften, besonders über die dramatische Poesie ein entscheidendes Urtheil zu fällen.

Sollte außerdem ein mißvergnügter oder unglücklicher Politiker, der stets im Livius liest, bey dieser Gelegenheit anführen, daß die Menschen jetzt nicht mehr so beschaffen sind, wie sie es zu den Zeiten der römischen Republik waren, da die Privatabsichten dem allgemeinen

Besten

Besten weichen mußten; so dürfte ein solcher murrender Phlegmatikus sich nur in der Geschichte der neuesten Zeiten ein wenig umsehen, und Achtung geben, wie viele angesehene Leute ihre Güter verschlimmert, und die Ruhe und Glückseligkeit ihrer Familien zu Grunde gerichtet haben, um sich zu dem Posten eines Staatsraths oder Ministers empor zu schwingen; ohne Zweifel aus keiner andern Absicht, als daß sie für das Wohl des Staats sorgen konnten. —

Ein geitziger Kaufmann, der über die Aufführung seines ausschweifenden Sohnes mißvergnügt ist, weil er die öffentlichen Lustplätze fleißiger als die Schreibestube seines Vaters besuchet, wird vielleicht dasjenige wenig achten, was ich bisher behauptet habe, und dabey ausrufen: „daß der Geist des Fleißes, der Arbeitsamkeit ganz verloren sey, und daß die Leute jetzt nichts als das Vergnügen achten.“

Allein dieser kurzsichtige Bürger würde die Unbilligkeit seines Tadels leicht einsehen, wenn er sich die Mühe geben wollte, bey den öffentlichen Lustbarkeiten in den Städten zu bemerken, daß sich daselbst viele Herren befinden, welche man Ritter der Industrie nennen kann, weil sie ohne sichtbare Mittel des Unterhalts alle Vergnügungen auf die feinste Art genüssen, und solche Ausgaben bestreiten, welche wenige Leute von wirklichem Vermögen aushalten können.

Wir wollen nunmehr auch unsere Augen auf das liebenswürdige Geschlecht richten, und eine Vergleichung zwischen den Frauenzimmern der alten Zeiten und der gegenwärtigen Damen anstellen. Und in was für einem vorzüglichen Lichte erscheinen hier nicht diese letztern? Vergeblich wird hiebey ein Pedant, der seine ganze Kenntniß bloß aus Büchern schöpft, die eheliche Liebe der römischen Matronen erheben, so lange wir noch unzählige Beyspiele von Damen sehen, die heut zu Tage mit einer unvergleichlichen Einmüthigkeit mit ihren Männern dem großen Geschäfte des Lebens, nämlich dem Spiele nachgehen, welches Pope nach seiner gewöhnlichen nachdrücklichen Art den letzten großen Handel der Nation nennt. Und eben so wenig kann man der Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit der unverheiratheten Frauenzimmer das Lob versagen, welches ihnen mit Recht gebühret. Plutarch erzählt uns, daß Lycurg den Spartanischen Nymphen befohlen habe, bey den öffentlichen Leibesübungen in solchen Kleidern zu erscheinen, welche an verschiedenen Orten künstliche Oefnungen hatten, damit die lacedämonischen Jünglinge durch die zufällige Entdeckung ihrer Reize desto eher möchten gefesselt werden. Allein unsere heutigen Schönen, die ein so unredliches Verfahren verabscheuen, und aus der Täuschung der Einbildungskraft, die nur durch einen vergänglichen Blick erhitzet wird, und sich leicht falsche

Be-

Begriffe von einer verborgenen Schönheit bildet, keinen Vortheil ziehen wollen, zeigen lieber die Dinge, wie sie wirklich sind, und lassen durch eine großmüthige Vorstellung aller ihrer Reize ihren künftigen Männern keine Gelegenheit zu klagen übrig, daß sie sich in ihren Erwartungen betrogen fänden.

Diese Beyspiele, welche wir zur Unterstützung meines Satzes angeführet haben, werden ein jedes unpartheyisches Gemüth hinlänglich überzeugen können, daß der vorgebliche Vorzug des alten Griechenlandes und Roms vor den jetzigen Zeiten keinen andern Grund als Vorurtheil und Neid habe; und wir sind versichert, daß sich alle billige Leser in der Wahrheit der Bemerkung beruhigen werden, welche der feine Geschichtschreiber Vellejus Paterculus mit großer Einsicht in die menschliche Natur gemacht hat. „Wir sind von Natur eher geneigt, demjenigen, was wir hören, als was wir sehen, Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; das Verdienst der Zeitgenossen erwekket unsern Neid, und das Verdienst der alten Zeiten unsere Hochachtung: wir glauben nicht, daß wir selbst durch die letztern verdunkelt werden; aber wir betrachten die letztern als schimpfliche Vorwürfe wider uns selbst.“

Zeitrechnung.

Hochadeliche Personen irren sich zuweilen in der Zeitrechnung. Eine junge, sehr muntere, und sehr lebhafte Dame, vom urältesten und reinsten deutschen Blute, die sich gut zu kleiden verstand, gerne tändelte, viel lachte, viel sprach, sich immer die Cour machen ließ, und die man darum an dem Hofe wo sie lebte, für eine Frau vom guten Tone, vieler Lebensart, Weltkenntniß, und Verstand hielt, erzählte einst in Gesellschaft eine kleine Anekdote. In welchem Jahre trug sich das zu, fragte ein Hofjunker aus der Gesellschaft? Das weiß ich eben so wenig, als ich weiß in welchem Jahre wir jetzt leben, sagte die Dame vom guten Tone. Man glaubte sie scherze und lachte über ihre angebliche Unwissenheit. Aber sie versicherte aufrichtig und ehrlich, daß sie von allen dergleichen Dingen, die nichts zum Vergnügen und zur Annehmlichkeit ihres Lebens beytragen können, nichts wisse, und nichts zu wissen verlange. Man sagte ihr also, wir zählen itzt das Tausend Siebenhundert und sieben und achtzigste Jahr! Was? das ist ja eine erschreckliche Zahl; also steht die Welt wirklich schon Tausend Siebenhundert sieben und achtig Jahre? Nun wollte der Hofjunker die Dame noch weiter unterrichten, und bedeutete ihr, daß wir unsere Jahre nicht von Erschaffnung der Welt

an

an rechnen. Aber sie fiel ein, und bat: „Er „möchte sich keine Mühe geben; sie würde das „alles doch in der nächsten Viertelstunde wieder „vergessen; sie habe oft in ihrem Leben Gele„genheit gehabt Allerley zu lernen, aber, wenn „sie nicht gesehen wie Vergnügen oder Zeit„vertreib daraus für sie entstehen könne, habe „sie sich um nichts, und am allerwenigsten um „Zeitrechnung bekümmert, und werde ihren „Töchtern auch nie Zeitrechnung lernen lassen.

Zeitverkürzung.

Die verschiedenen Handlungen der Menschen, und die beständigen Mittel, die sie anwenden, um sich Geschäffte zu verschaffen, sind eben so viele Kunstgriffe, das Leben zu verkürzen, ohne zu sterben. Wir eilen, um über den gegenwärtigen Augenblick hinwegzukommen, und trachten nach einem zukünftigen Vergnügen, welches, so bald es kömmt, uns Ekel erwecket, oder wohl gar mißvergnügt macht. Auf diese Weise besteht unser Leben in steter Hoffnung, und ist eine unaufhörliche Folge von Ekel und Verlangen.

Die Menschen haben daher allezeit viele Kunstgriffe angewandt, um sich ihre Zeit zu verkürzen: sie sind eben so ungern müßig als

thätig; eine jede Stunde ist ihnen eine Last, und sie müssen nur etwas thun, damit sie vergessen, daß ihnen die Zeit zu lang wird; und sobald ihnen das eine Mittel selbst zum Ekel wird, so versuchen sie gleich ein andres. Auf diese Weise drehen sie sich in einem beständigen Kreise der Neubegierde und des Verdrusses, und sehnen sich stets nach neuen Aussichten.

Allein, die Mittel unsere Tage zu verkürzen, sind eben so verschieden, als die Gesinnungen und Fähigkeiten der Menschen. Die Fürsten führen Krieg, und greifen die ruhigen Länder ihrer Nachbarn an, um sich nur in Uebung zu erhalten, und endlich nach allen möglichen Eroberungen sich zur Ruhe zu setzen und vergnügt zu leben. Und wenn man sie eben so, wie Cineas ehemals bey dem Pyrrhus that, fragen wollte: Warum sie dieses letztere nicht gleich thun könnten? so würden sie eben so wenig, wie jener, wissen, was sie darauf antworten sollten. Alte Leute legen den Grund zu großen und prächtigen Gebäuden, deren Vollendung sie nicht erleben können. Es würde unbillig seyn, sie deswegen zu tadeln. Es ist dieses für sie ein schickliches Mittel, sich zu belustigen, und sich eine beständige Quelle zu neuen Handlungen, und folglich auch zu neuen Vergnügungen zu eröfnen, und ihre Hoffnung des Zukünftigen zu beleben, welche die

Nah-

Nahrung und der Trost ihres Lebens ist. Die Damen belustigen sich am Koffee- und Spieltische, und vertreiben sich die Zeit mit ihren Fätschern, Schooshündchen oder andern Belustigungen, damit sie ihre Zeit verkürzen. Einige wenige Personen beyderley Geschlechts finden sogar in der Andacht und in dem fleißigen Besuche des öffentlichen Gottesdienstes ein bequemes Mittel, sich die Zeit zu verkürzen, und die Frömmigkeit zu einem wichtigen Zeitvertreib zu machen.

Weil nun die Menschen immer etwas thun wollen, um sich die Zeit zu verkürzen, so ist der beste Rath, den man ihnen geben kann, daß sie nur bey ihren Belustigungen andern nicht Schaden zufügen. Ein jeder hat ein Recht, sein Glück zu suchen, woferne er es nur auf seine eigene Unkosten thut. Unschuldige Ergötzlichkeiten sind nicht unerlaubt: und wir können uns unter dieser Bedingung in unserer eigenen Thorheit lustig machen. Und wer hierüber zu strenge seyn will; der wird finden, daß sein Tadel über unschädliche Kleinigkeiten der Welt wenig nutzen kann.

Zendavesta.

Zendavesta ist ein Buch, welches die Religion der Magier, der Schüler des Zoroaster enthält.

Zoroaſter ſchrieb daſſelbe während ſeines Aufenthalts in einer Höle, und es faſſet alle vorgegebene Offenbarungen dieſes Betrügers in ſich. Er nannte es Zendaveſta, oder zuſammengezogen, Zend, welches urſprünglich einen, der Feuer anzündet, bedeutet; wodurch er anzeigen wollte, daß die Abſicht dieſes Buches die Anzündung der Religion in den Herzen der Leſer ſey. Der erſte Theil derſelben enthält die Liturgie der Magier, der ſie ſich in allen ihren Oratorien und Feuertempeln, bis auf dieſen Tag bedienen; denn dieſe Secte dauert immer noch in Perſien und Indien fort, und bewahret das Zend immer noch mit eben der Hochachtung, welche die Chriſten der Bibel und die Mahomedaner dem Koran erweiſen. Zoroaſter überreichte dieſes Buch in zwölf Bänden, deren jeder aus hundert Pergamenthäuten beſtund, dem Darius Hiſtaſpis.

Man findet in dem Zend viele Dinge, ſo aus dem alten Teſtamente genommen ſind; welches Prideaux für einen Beweisgrund hält, daß Zoroaſter urſprünglich ein Jude: denn er hat viele Pſalmen Davids mitgenommen; er macht Adam und Eva zu den Stammältern aller Menſchen; und beſchreibt die Geſchichte der Schöpfung und Sündfluth faſt eben ſo wie Moſes. Er redet auch von dem Abraham, Joſeph, Moſes und Salomo

komo auf eben die Art, wie die heil. Schrift. Und er nennet aus beſonderer Hochachtung gegen den Abraham ſein Buch, das Buch des Abraham und ſeine Religion die Religion des Abraham. Zoroaſter giebt eben ſolche Regeln in Anſehung der reinen und unreinen Thiere, wie Moſes; ſchreibt eben daſſelbe Geſetz von der Abgabe der Zehenden an die Prieſterſchaft vor; nebſt vielen andern Anordnungen, die eben dieſen jüdiſchen Urſprung haben. Der übrige Inhalt des Zend beſteht in einer Erzählung des Lebens, der Handlungen und Weiſſagungen ſeines Verfaſſers; in den unterſchiedenen Abtheilungen ſeines unverbeſſerten Aberglaubens; und in Regeln und Ermahnungen zu einem ſittlichen Leben. Die Mahomedaner haben unter ſich eine Secte, welche ſie Zendiken nennen, ſo die mahomedaniſchen Sadducäer ſeyn ſollen, indem ſie die Vorſehung und Auferſtehung läugnen, eine Wanderung der Seelen glauben, und dem Zend der Magier folgen. Herbelot ſagt unter dem Worte Zendik, daß ſie weder vor Juden und Chriſten, noch für Mahomedaner gehalten würden.

Ziethen.

Einige Züge aus dem Leben dieſes jüngſt verſtorbenen preußiſchen Helden wollen wir aus

dem im Jahre 1724 zu Berlin erschienenen militairischen Kalender entlehnen, weil dieser vermuthlich in wenigen Händen unserer Leser seyn wird.

„Der General von Ziethen ward den 18ten May 1699 zu Wusterau im Ruppinischen gebohren. Seine Aeltern besaßen den kleinsten Theil dieses Dorfs, und waren nur in sehr mittelmäßigen Umständen, so daß sie ihm auch erst im 13ten Jahre seines Alters einen Hofmeister halten konnten. Der Luxus war zu der Zeit noch so wenig eingerissen, daß der junge Ziethen es für keine Schande hielt, alle Sonnabend nach Ruppin, eine starke Meile von Wusterau, zu gehen, um sich da einen geflochtenen Haarzopf machen zu lassen, der dann bis zum nächsten Sonnabend dauern mußte. In seinem funfzehnten Jahre trat er, unter dem Könige Friedrich Wilhelm in Kriegsdienste, und kam unter das Schwandische (itzt von Bevillische) Infanterie-Regiment als Freycorporal. Er diente bey demselben bis zum ersten Fähndrich herauf, da es (1723) der General-Feld-Marschall Schwerin bekam. Dieser kam aus Mecklenburgischen Diensten, und brachte viele Verwandte und andere Ausländer mit, die er dem Fähndrich Ziethen immer bey Besetzung von Lieutenantsstellen vorzog. Ziethen erduldete es einigemale, beym viertenmale aber forderte er seinen Abschied, den er auch sogleich

gleich erhielt. — Er blieb nun einige Jahre auf seinem Gute; und ward darauf 1726 wieder bey dem Wuthenowschen itzt (Posadowskischen) Dragoner Regiment in Preussen, welches von fünf auf zehn Schwadronen vermehrt ward, als Lieutenant angesetzt. Allein bald sah er sich genöthiget, den Commandeur seiner Schwadron heraus zu fordern; der es aber ausschlug und dafür sorgte, daß Ziethen ein halbes Jahr auf die Vestung kam. Nach seiner Zurückkunft wollten die andern Offiziere mit dem Commandeur nicht dienen, sondern zwangen ihn sich zu schlagen. Allein Ziethen, dem es das erstemal nicht gut bekommen war, vermieth es nun so viel als möglich, bis er endlich unvermuthet überfallen ward, und sich wehren mußte. Bey diesem Duell sprang ihm sein Degen, er schmiß also das Gefäß seinem Gegner an den Kopf, und ging ihm darauf mit einer hölzernen Stange zu Leibe. Beyde wurden hierauf arretirt; der Commandeur kam auf die Vestung, und Ziethen ward kaßirt. — Allein der König Friedrich Wilhelm setzte 1733 das damals nicht lange errichtete Benkendorfische (itzt Ziethensche) Husaren-Regiment auf drey Schwadronen, und dazu wurden nun recht tüchtige, auch persönlich tapfere Offiziere gesucht. Ziethen ward dem Könige als ein solcher vorgeschlagen, und von ihm angenommen. Und hier ist es, wo er ein halbes Jahr-

hundert durch, das Lob seiner Monarchen, die Bewunderung der Kenner, und die Ehrfurcht aller Untergebenen sich im reichsten Maaße erworben hat. Im Jahre 1735 gieng er als Volontair mit 100 Pferden zur Reichsarmee am Rhein gegen die Franzosen, zu welcher König Friedrich Wilhelm 10000 Mann abschickte. Ziethen ward daselbst Major, und kehrte 1736 wieder zurück. In den bewunderten Feldzügen Königs Friedrich des Großen, that er sich vorzüglich hervor, er war gleich bey dem ersten Schlesischen Kriege immer bey des Königs Armee, und also bey allen von Friedrich gelieferten Schlachten. Bey der Schlacht bey Mollwitz (den 10ten Apr. 1741), bey der Belagerung von Brieg (d. 27ten Apr. bis 4ten May, wo die Festung sich ergab); bey der Eroberung von Neisse, (belagert vom 20ten bis 31ten Okt.), bey der Eroberung von Olmütz, (im Dec.) und bey der großen, siegreichen Schlacht bey Chotuschütz (den 17ten Mai 1742). — Während dieser Zeit rückte Ziethen auf folgende Art im Avancement fort: Den 26sten Mai 1741 ernannte ihn der König zum Obristlieutenant; gleich den folgenden Tag hatte er das Glück bey Rothschloß ein ganzes Regiment österreichische Cavallerie gefangen zu nehmen, wofür er Obrister ward. Er hätte bey dieser Aktion beynahe das Vergnügen gehabt, seinen gewesenen Lehrer am

Rhein,

Rhein, den General Baromey gefangen zu bekommen; dieser rettete sich nur noch mit vieler Gefahr zu Fuß über einen Steg, und entkam glücklich, da er auf der andern Seite ein Husarenpferd wieder vorfand. Wenige Zeit nachher redreßirte Ziethen eine üble Affaire seines Chefs, des Obristen von Wurm; wofür diesen ein Garnisonregiment (das itzige Pirchsche) einschloß, und Ziethen den 6ten Junius das Husarenregiment bekam. So avancirte er also innerhalb ein Paar Wochen vom Major bis zum Chef eines Regiments.

Im zweyten Kriege, den 3ten Oct. 1744. bekam Ziethen das Patent eines Generalmajors; wobey der König so gnädig war, es zum Vortheil des Generals vom Februar des Jahres datiren zu lassen. Er war in diesem Kriege ebenfalls, wie überhaupt fast beständig, bey des Königs Armee. Unter andern war er bey der Affaire bey Neustadt in Oberschlesien, (den 22ten Mai 1745) gegenwärtig, wo 9000 Preussen gegen ein österreichisches Corps von fast 20000 siegreich fochten; auch bey der Schlacht bey Hohenfriedberg (den 4ten Junius desselben Jahrs), wo er durch sein Nachsetzen bey der Flucht der Feinde den außerordentlichen Verlust der Oesterreicher noch ansehnlich vermehrte. Bey der Schlacht bey Soor (den 30sten Sept.) war er nicht gegenwärtig, weil (nebst vielen andern Detaschements)

ments) auch Ziethen mit seinem Corps detaschirt war, und bey Schazlar stand.

Im siebenjährigen Kriege marschierte er als Generallieutenant aus. Er war es nämlich im August 1756 noch vor dem Ausmarsch geworden. Nach der Gefangennehmung des sächsischen Lagers bey Pirna besetzte er den Paß bey Zwickau von Sachsen nach Böhmen. Er war 1757 im April bey dem Gefechte von Reichenberg, unter dem Herzoge von Bevern, und ärndtete viel Lob vom Kö. nige ein. Den 5ten Mai bekam er den schwarzen Adlerorden; und am folgenden Tage, bey der merkwürdigen blutigen Schlacht bey Prag kommandirte er den linken Flügel der Kavallerie im zweyten Treffen, und hieb mit derselben glücklich und siegreich in die österreichische Kavallerie ein, die vom ersten Treffen dreymal vergebens war angegriffen worden. Nach dem Siege bey Prag schlug und vertrieb Ziethen den General Nadasti von mehreren Orten weg, wo er sich setzte, vorzüglich um die dort stehenden Magazine zu decken, die auf die Art nun in der Preußen Hände fielen. Dies in der Kriegsgeschichte so merkwürdige Jahr brachte den Preußen bald Unglück, bald aber und in viel reicherem Maaße Glück. Haddick kam selbst vor Berlin, und erpreßte eine ansehnliche Contribution, und der König verlor—

zum

zum Erstenmale — die Schlacht bey Kollin. In derselben zeigte sich Ziethen auch ungemein tapfer, und schlug Nadasti mit seinem Corps in die Flucht. Schweidnitz ergab sich dem Feinde am 12ten Nov. auf Kapitulation. Nun ward auch das Lager Herzogs August Wilhelm von Braunschweig-Bevern bey Breslau den 22sten Nov. von Prinz Carl von Lothringen und von Daun angegriffen; Ziethen fochte zwar mit ungeheurer Tapferkeit, und schlug mit seinem linken Flügel den Graf Nadasti hier wiederum in die Flucht; allein auf der rechten Seite ward der Herzog zurück getrieben, und unser Held mußte wiewohl ungerne folgen. Noch die Nacht zog der Herzog von da ab, und über die Oder, ward aber den 24sten beym Recognoscirenreiten gefangen genommen. Bald darauf bekam der brave Generallieutenant Ziethen das Commando des ganzen Corps, mit welchem er bey Parchwitz zum Könige sties, der itzt auf den Flügeln des Sieges und auf eine für die Nachwelt kaum glaubliche Art herbei eilte, den Sieg bey Rosbach den 5ten Nov. erfochten hatte, und nun nach Leuthen zog und auf dem Marsch von Parchwitz bis Leuthen hatte General Ziethen die Avantgarde, und that dem Feinde ungemein viel Schaden, dergestalt, daß er ihm 3 bis 4000 Mann abnahm.

Am

Am 4ten Decembr. warf Ziethen einen stark besetzten Vorposten in Neumark übern Haufen, und eben so am 5ten des Morgens bey Borne. An diesem Tage ward nun die große Schlacht geschlagen; Ziethen bekam die ganze Kavallerie des rechten Flügels unter sich, und wußte ihr, da sie sich der gemachten Disposition zufolge bisher immer leidend verhalten hatte, doch endlich Gelegenheit zu schaffen, ungeachtet der vielen Gräben und Moräste, die in der Gegend waren, dem Feinde in die Seite und in den Rücken zu fallen, dadurch trug er das meiste zur Einnahme von Leuthen bey. Um 4 Uhr Nachmittags ward dies Dorf erobert, und der Sieg der Preussen war vollständig. Sie standen nun nach so ermüdenden Märschen und außerordentlichen Thaten, in der dunkeln Winterabendstunde auf dem Schlachtfelde, wo sie kaum 30000 Mann stark, ein Heer von 80000 geschlagen hatten, wo über 6000 feindliche Todte lagen, und 200 Kanonen, 60 Fahnen und Standarten, und 3000 Bagagewagen erobert waren, und das Gefühl der Entzückung über diesen herrlichen Sieg war bey ihnen so stark, daß sie in lautem Lob und Dankgesang gegen Gott ausbrachen. Alle fiengen, ohne Befehl, gleichsam durch stillschweigende Verabredung, den Gesang an: Nun danket alle Gott! ꝛc. und die Feldmusik spielte dazu. Itzt folgte Glück und Sieg ihnen allenthal-

halben. Die flüchtigen Feinde wurden von Ziethen verfolget, und er jagte ihnen noch über 3000 Wägen und 9000 Mann ab. Die Sieger rückten nun vor Breßlau, belagerten, beschossen und eroberten es den 20sten, wo sie ein ganzes Heer gefangen bekamen, und Lignitz ergab sich den 28sten Decembr. Ziethen befehligte nach der Schlacht bey Leuthen, den Winter über ein eignes Korps im Gebürge. Durch seine Stellung daselbst deckte er die Gegend von Landshut gegen Braunau, so, daß Schweidnitz den 12ten April 1758 erobert werden konnte, und im Sommer dieses Jahres 1758 bekam er Gelegenheit, seine ganze Gegenwart des Geistes auf eine Art zu zeigen, die gewiß einen geschickten General verrieth. Er sollte nämlich während der Belagerung von Olmütz mit 3 Bataillons Infanterie, 2 Regimentern Küraßier, und 9 Schwadronen Husaren, eine von Troppau kommenden Transport von 3000 Wägen convoyiren; und wardvon 25000 Mann Oesterreichern unter Laudon und Siekowitz drei Tage lang attaquirt, ohne daß diese ihm doch den mindesten Schaden zufügten. Endlich am dritten Tage, den 30sten Junii, da Ziethen fast schon ans Lager heran war, thaten die Feinde einen Generalangriff, der ihnen auch in so weit glückte, daß sie die meisten Wägen zu nichte schossen, und dadurch den Marsch vollends aufhielten. Er brachte

also nur wenige hundert Wägen in Sicherheit, und sah sich genöthiget, die übrigen, die meistens Pulver und Kugeln führten, selbst in die Luft zu sprengen, wodurch den Feinden, die sich eben im Besitz setzen wollten, großer Schaden zugefügt ward. In dem Feldzuge von 1759 war er bey der Armee in Schlesien. Er hatte das Glück, in den meisten Unternehmungen gegen den Feind, denselben großen Schaden zu thun, und so zog also jedermann gerne mit ihm aus, weil man wußte, daß ihm selten etwas fehl schlug. Es wäre merkwürdig und wichtig genug, alle kleine Aktionen dieses großen Feldherrn zu erzählen, allein der Raum verstattet es nicht.

Im August 1759 war er bey dem Prinz Heinrichischen Heere in Schlesien, und stand gegen die große Oesterreichische Armee, bey Sagan und Sorau, woselbst er ein besonderes Corps commandirte. Während des Feldzuges im Jahre 1760 war er beständig bey des Königs Armee, und nach aufgehobener Belagerung von Dresden marschirte er mit selbiger nach Schlesien, wo es den 15ten August zur Bataille von Liegnitz kam. Der König nahm den linken Flügel der Armee, und schlug damit den General Laudon völlig in die Flucht, während der rechte Flügel unter dem Befehl des General-Lieutenants von Ziethen

eine

eine Schwenkung machen, und sich der großen österreichischen Armee unter Daun entgegen stellen mußte. Letztere versuchte würklich, das Defile' des Schwarzwassers bey Liegnitz zu paßiren, ward aber durch das disseitige grobe Geschütz, welches seine Kolonnen enfilirte, so in Respekt erhalten, daß er seinen Angriff aufgeben mußte. Der König belohnte Ziethen für die angenommenen klugen Maasregeln dadurch, daß er ihm am Tage der Schlacht zum General der Kavallerie ernannte. Während der König den geschlagenen Laudon über Parchwitz verfolgte, blieb Ziethen mit dem rechten Flügel auf dem Schlachtfelde stehen, ließ durch dreymalige Salve Victoria schießen, die Todten begraben, und folgte den Tag nachher dem Könige mit den Gefangenen und erbeuteten Kanonen nach.

Bey dem im September erfolgten berühmten Marsch nach Baumgarten hatte Ziethen die Avantgarde, so wie bey dem Marsch nach Dirtmannsdorf die Arriergarde, und erwarb sich überall Ehre. Größtentheils hatte er von dieser Zeit an ein ganzes Treffen zu commandiren, und also weniger Gelegenheit sich in kleinen Scharmützeln so sehr auszuzeichnen; allein die innere Einrichtung und Verpflegung einer Armee kostet gewiß eben so viel Mühe und Geschicklichkeit als nach seinem eigenen Ausdrucke es kostet, den Feind todtschießen zu lassen. In

der Schlacht bey Torgau den 3ten Nov. 1760 kommandirte Ziethen eine eigne Kolonne, die aus dem rechten Flügel der Armee bestand, mit welcher er den Feind in den Rücken fallen sollte. Ziethens erster Ausmarsch durch ein Gehölz, kostete ihm und dem Feinde sehr viel Blut, gelang ihm aber endlich. Das Artilleriefeuer dieses Tages war eins der schrecklichsten, die je vorgefallen. Der König hatte auf seiner Seite mit dem größern Theil der Armee bereits verschiedenemal, die Höhen und Weinberge bey Siptiz als den Hauptposten attaquiret, ohne zu reußiren; so, daß auch Daun bereits einen Kourier mit der Nachricht des Sieges nach Wien abgefertiget hatte. Aber bey Einbrechen der Nacht that der König nochmals einen Angriff, und weil unterdessen Ziethen sich links gezogen und seine Infanterie, die zwischen den Schafteichen den Damm paßirt hatte, eben diese Höhen von der andern Seite attaquirte und würklich erstieg: so ward der Feind gezwungen, der standhaften Tapferkeit der Preussen zu weichen, und gleich darauf das ganze Schlachtfeld zu räumen. Ziethen erwarb sich an diesem Tage den Ruhm eines großen und vorsichtigen Feldherrn. In diesem Feldzuge von 1761 befehligte General Ziethen ein Korps gegen die Russen, denen er sowohl in Pohlen entgegen ging, als sie hernach auch in Schlesien aufzuhalten suchte, und in beyden Ländern dem

dem Feldmarschall Buttirlin manchen Schaden zufügte. Allein überhaupt war dieses Korps mehr zum Observiren als zum Schlagen, daher er eben keine große merkwürdige Sache damit vornehmen konnte.

So stand er auch im Jahre 1762 dem Feldmarschall Daun bey Bonzelwitz und Neudorf entgegen, folgete ihm bey seinem Weiterziehen, und observirte ihn. Des Königs ungemeine Gnade gegen diesen so treuen und verdienten Greis ist allgemein bekannt. Hier sollen nur ein Paar Beyspiele davon angeführet werden:

Als dem General Ziethen sein einziger Sohn, der itzige Lieutenant F. E. L. von Ziethen, den 6ten Oktob. 1765 gebohren wurde, geruhete der König selbst dazu Gevatter zu stehen, er kam darum von Potsdam nach Berlin gefahren, gleich vor Ziethens Hause, und fuhr nach geendigter Taufe auch ohne weitern Besuch wieder zurück, so daß er die acht Meilen bloß seines alten braven Generals wegen machte. Hierbey schenkte er seinem Pathen das Cornetpatent, allein Ziethens strenge Regelmäßigkeit litte nicht, daß bey Avancements der geringste Gebrauch davon gemacht ward, als bis sein Sohn im Staude war, würklich Dienste zu thun. Dieser Charakter des alten Generals erlaubte ihm auch nicht, bey den Revüen in anderer, als der vorgeschriebenen Kleidung zu

erscheinen, noch vielweniger gänzlich wegzubleiben. Wegen des ersten bath er erst vor wenig Jahren den König um Erlaubniß, und erhielt folgende Antwort:

Mein lieber General von Ziethen!

„Mir wird es zwar allezeit Vergnügen ma„chen, einen in meinen Diensten sich so sehr „hervorgethanen General noch im gemeinen ho„hen Alter bey bevorstehender dortigen Revüe an „der Spitze des ihm anvertrauten Regiments zu „sehen; und ich bin es daher sehr wohl zufrie„den, daß Ihr ohne Tiegerdecken und Adlerflü„gel *), blos in eurem Pelze erscheinet. Sollte „es aber zu kalt seyn, so beschwöre ich Euch, „Eure Gesundheit zu schonen, und lieber gar „nicht mit auf den Revüe-Platz zu kommen, „damit Ihr Euch nicht durch Euren allzugroßen Diensteifer unnöthiger Weise eine Unpäß„lichkeit zuziehen, oder Euch Schaden thun „möget.“

„Wenn man so lange als Ihr gedienet hat, „alsdenn kann man in dergleichen Vorfällen sich ohne alles Bedenken der Vorrechte „eines Veterans bey den Römern bedienen.

„Dies

*) Die Offiziers des Regiments sind bey den Revüen, anstatt der Pelze mit Tiegerdecken bekleidet, und tragen schwere vergoldete Adlerflügel auf den Mützen.

„Dies ist der Rath Eures beständig affektio-
„nirten Königs. “

Potsdam den 17ten May, 1785.

Friedrich.

Auch ist bekannt, daß der König ihn jährlich in Berlin zu besuchen pflegte.

Vor einigen Jahren befand sich unser schon 80jährige General an der Königlichen Tafel. Friedrich, der sich gewöhnlich mit denen sehr vertraulich unterhielt, die an seiner Tafel zu speisen die Gnade hatten, that es auch diesmal. Ein lebhaftes Gespräch, woran unser Held keinen unmittelbaren Antheil hatte, machte, daß, während er aufmerksam zuhörte, der Schlummer den Greis überraschte. Man bemerkte es: nur der König nicht. — Einer wagte es, dem Könige einen Wink auf unsern schlummernden Held zu geben. Mancher Fürst würde seine Größe und den Wohlstand beleidigt gefunden haben; allein der König sagte nichts als nur dieses: „Lasset uns sachte reden, damit wir ihn nicht stören; Er hat lange genug für uns gewacht! “

So viele Rührung diese Geschichte auch einflößt, so ist doch die folgende Scene, welche ein Chodowieki so schön geäzt der Nachwelt aufbehalten, noch rührender, noch ehrenvoller für unsern Ziethen.

Einst erschien er, wie gewöhnlich, mit andern Generalen in dem Königlichen Vorzimmer. Der König sah, daß es dem 86jährigen Greis lästig war, so lange zu stehen, weshalb er seinen alten treuen Diener zum Sitzen nöthigte. — Nicht genug, der alte König griff selbst mit nach dem Sessel, und half den würdigen Greis mit niedersetzen. — Da saß nun Ziethen — Vor ihm stand sein gnädiger König, und die andern Generale. — Unendlich gerührt von dieser Königlichen Gnade, neigte er halb seinen freundlich gerührten Blick, welcher das Gefühl vom gefühlten Uebermaaße der Königlichen Huld ausdrückte. — So saß unser Held da im prächtigen Triumph, als die alten römischen Feldherrn, wenn sie triumphirend in Rom einzogen! —

Zu diesen Gnadenbezeugungen gehört auch vorzüglich die herablassende Gnade gegen unsern Held von Seiten des jetzigen Königs, damals Prinzens von Preussen. —

Er starb zum allgemeinen Leidwesen des Hofes und sämmtlichen Officiers und Gemeinen seines Regiments, am 29sten Jenner des 1786sten Jahres, und sein Leichnam wurde darauf den 30sten des Abends nach seinem Stammguthe Wustrow bey Ruppin von Berlin abgeführt, um dort begraben zu werden. — —

Zins-

Zinzendorf.

Dieser Patriarch der Herrnhuther wurde zu Dresden im Jahr 1700 geboren. — Er kam eben zu einer Zeit in die Welt, wo der Pietismus in Deutschland so sehr im Schwange gieng, daß er unter den verschiedenen Sekten beynahe die herrschende war. Sachsen insbesondere war ganz davon eingenommen. Der Doktor Spener, einer von den vornehmsten dieser Sekte, galt sehr viel in dem Hause des Grafen, damals einer der vornehmsten Häuser in Dresden, weil sein Vater Staatsminister war. Die Theologen von Wittenberg, welches seit dem Luther das Orakel des Landes war, verlohren nach und nach die Achtung, die sie genossen hatten. Ihre heftigen Streitigkeiten, dieser feurige Eifer, welcher machte, daß sie überall Ketzereyen fanden; die Zänkereyen der Schule, womit sie sich unaufhörlich beschäftigten, hatten endlich diejenigen ermüdet, welche durch den Fortgang gründlicher Kenntnisse aufgekläret worden. Allein so ist der menschliche Geist beschaffen. Er stürzt sich gewöhnlicher Weise von einem Aeußersten zu dem andern. Die Trockenheit, wenn ich mich dieses Worts bedienen darf, und die rauhe Art dieser zanksüchtigen Leute machten, daß man Reizungen in der Sanftmuth der Pietisten fand; man entsagte der Galle, um des Honigs zu genießen, sagt

sagt der Verfasser. Die Naturgaben der pietistischen Lehrer thaten auf das Volk eine ungemein große Wirkung; sie wären freundliche, gesprächige Leute, deren Aeußeres, Gebehrden, Worte und Aufführung, überhaupt zu reden, alles ankündigten, was man von dem Oberhaupt einer Sekte voraussetzen und wünschen kann.

Nach diesen Mustern hatte sich der Graf von Zinzendorf gebildet, als er kaum zu stammeln anfieng, die er aber weit zurück ließ, als er zu einem reifern Alter gelangte. Der Glanz seiner Geburt, die Anmuth seiner Jugend, der nicht zu ermüdende Eifer in allen seinen Unternehmungen, die Verschwendung seiner Reichthümer um seine Absichten auszuführen, seine Reisen, sein Briefwechsel, seine nützlichen Verbindungen, die er überall einzugehen wußte, sind ungezweifelt zureichend, um den glücklichen Fortgang seines Unternehmens zu erklären, und zu beweisen, daß wenige Menschen bessere Eigenschaften zur Stiftung einer Sekte als er gehabt haben. Er verwendete sein ganzes Leben darauf, und ob es gleich nichts erstaunliches ist, daß er den Grund zu seiner Sekte habe legen können; so ist es doch gewiß dieses, sie auf eine solche Art befestiget zu haben, daß sie so lange bestanden ist.

Wenn man den Menschen alle Annehmlichkeiten des gegenwärtigen und künftigen Lebens gleichsam in einer Gruppe zeiget, so ist es natürlich, daß sie dieses Anbiethen annehmen, und in einem Stande verharren, der ihrem Irrthume nach einem jeden andern vorzuziehen ist. Es giebt eine Menge Kleinigkeiten und Kinderpossen in den lithurgischen Schriften und überhaupt bey der Andacht dieser Sekte; allein vielleicht ist gerade dieses ein Meisterstück des Stifters, sie allda eingeführt zu haben. Man muß immer das Volk für sich haben: Leute von Genie leben von den Thorheiten dieses Volks, sie stellen sich sie nachzuahmen, und lachen unter der Kappe.

Zorn.

Der wichtige Denkspruch, den Periander von Corinth, einer von den sogenannten Weisen in Griechenland, als ein Zeichen seiner Kenntniß und guten Denkungsart hinterlassen hat, ist dieser: Suche deinen Zorn zu beherrschen. Dieser Weise betrachtete den Zorn, als den größten Feind der menschlichen Glückseligkeit, und glaubte daher, daß er der Nachkommenschaft keine stärkere Verbindlichkeit, sein Andenken zu verehren, auflegen könnte, als

wenn er ihnen eine heilsame Warnung wider diese wüthende Leidenschaft hinterließe.

Und in der That entstehen auch aus dem Zorne, der sich in einer boshaften Rache zu erkennen giebt, viele von den Uebeln, denen das menschliche Leben ausgesetzt ist. Der Zorn der Großen und Mächtigen in der Welt hat auf diese Weise die Verheerung ganzer Länder und Städte, und den Untergang der Nationen bewirket. Allein diejenige Art des Zorns, welche der Gegenstand der gegenwärtigen Betrachtung ist, machet diejenigen, welche demselben nachhängen, in der menschlichen Gesellschaft mehr unleidlich als furchtbar.

Es giebt in der Welt eine gewisse Classe von Menschen, die unter dem Namen hitziger Leute bekannt sind, und sich eben wegen dieser unterscheidenden Eigenschaft für berechtigt halten, bey jeder geringern Gelegenheit in Hitze zu gerathen, und ihren Zorn in heftigem und wilden Geschrey, in wüthenden Drohungen und ausschweifenden Vorwürfen auszulassen. Ihre Wuth verrauchet zwar meistentheils nur in heftigen Ausrufungen über angethane Beleidigungen und in Versicherungen der Rache, die selten in wirkliche Thätlichkeit ausbricht; allein sie unterbrechen doch die Ruhe derer, die ihr Geschrey anhören, sie verhindern den freundschaftlichen Ton des Umganges, und stöhren die Vergnügungen der Gesellschaft.

Die

Die Leute von dieser Art sind bisweilen nicht ohne Verstand oder Tugend, und daher werden sie auch nicht allezeit mit derjenigen Strenge behandelt, welche ihre geringe Achtung gegen andere mit Recht verdient, ihre aufwallende Hitze wird von ihren Freunden als eine herrschende Leidenschaft betrachtet, die ihnen das Vermögen raubt, Herren über sich selbst zu seyn; daher werden sie auch mehr bedauert als getadelt, und man übersieht die Ausbrüche ihrer Heftigkeit, als eben so viele Schläge eines Menschen, der in einer hitzigen Krankheit liegt.

Dieses aber kann man nicht ohne Unwillen bemerken, daß es Leute giebt, die niederträchtig genug sind, an einer solchen Behandlung einen Gefallen zu finden; ja, die gar stolz darauf sind, das Vorrecht der Rasenden zu erhalten, und daher stündlich wegen ihrer begangenen Thorheit und Ausschweifung um Verzeihung bitten können.

Der Stolz ist ohne Zweifel die eigentliche Quelle des Zorns; allein der Stolz handelt, wie eine jede andere Leidenschaft, die sich von der Vernunft entfernt, seinen eigenen Absichten entgegen. Ein hitziger Mensch wird bey ruhiger Ueberlegung finden: daß sein Zorn sehr wenig befriediget worden, wenn er bedenkt, aus welchen Ursachen seine Hitze entstanden ist, warum man sie ertragen hat, und was sie wahrscheinlicher Weise für ein Ende nehmen werde.

Diese

Diese plötzlichen Ausbrüche des Zorns erfolgen gemeiniglich aus sehr geringen Ursachen; daher muß ihn auch die erste Betrachtung über seine Heftigkeit zeigen, daß er schwach genug ist, durch einen jeden geringen Zufall aus seiner Fassung zu kommen, und daß seine Vernunft und Tugend sehr wankend sind.

Es ist aber doch ein gewisser Bewegungs-Grund bey der lärmenden Hitze des Zorns, den der Mensch sorgfältig vor andern zu verbergen sucht. Auf diese Weise hoffet derjenige, welcher gewahr wird, daß seine Kenntniß sehr eingeschränkt ist, und folglich auch sein Beyfall nicht sehr geachtet wird, diejenige Aufmerksamkeit durch sein lautes Schreyen und Zanken zu erlangen, die er sich auf keine andere Weise verschaffen kann, und er vergnügt sich schon daran, daß er sich wenigstens hat hören lassen, und denen ins Wort gefallen ist, die er nicht widerlegen konnte.

Von dieser Art ist die Wuth, die viele Leute an ihren Bedienten und Hausgenossen auslassen. Sie empfinden ihre eigene Unwissenheit, und sie sehen, wie wenig sie von ihnen geachtet werden; daher bemühen sie sich, dieselben durch beständiges Zanken und Toben von einer gänzlichen Verachtung abzuziehen, und sich bey ihnen in ein Ansehn zu setzen, wenn sie sehen, wie man diese ihre Thorheit mit aller

Ge-

Gelassenheit erträgt, um sie nicht zu einer weit größeren zu reizen.

Diese niedrigen Bewegungsgründe zum Zorne schienen allerdings von einiger Stärke zu seyn; und es ist einem Menschen, dem es eben nicht gefallen kann, von allen Seiten ohne Achtung zu seyn, vielleicht auch nicht zu verdenken, wenn er einige Mittel anwendet, sich ein Ansehn zu verschaffen, und durch die Hitze seines Temperaments seinen übrigen leichten Kräften ein Gewicht zu geben. Allein man hat doch nach der genauesten Erwegung eines solchen Verfahrens gefunden, daß es keine so großen Vortheile hervorbringt, welche die Ungemächlichkeiten, die damit verbunden sind, überwiegen sollten. Man sieht, daß ein Mensch durch alles sein Wüten und Toben die Meynung von seinem schlechten Verstande bey andern nicht verändern, oder sich ein Ansehen verschaffen kann, außer vielleicht bey denen, die das Unglück haben, gänzlich von ihm abzuhängen. Er kann durch seine beständige Heftigkeit eines wilden Zorns seine Kinder erschrecken, und sein Gesinde plagen; aber alle andere werden es mit ansehen, und darüber lachen; und er wird zuletzt kein ander Vergnügen dabey haben, als daß er deutlich sieht, wie er sich immer mehr Verachtung und Haß zuzieht. Ja, er wird

end-

endlich bemerken, daß die Furcht, welche seine Gegenwart verursacht, nicht die Ehrfurcht gegen seine Tugend, sondern das Schrecken vor seiner verhaßten Wuth ist, und daß er die Glückseligkeit sich beliebt zu machen, verloren hat, ohne die Ehre einer wahren Hochachtung zu erlangen.

Jedoch dieses ist nicht die einzige schlimme Folge von der allzuhäufigen Rachsucht dieser ungestümen Leidenschaft. Ein Mensch, der sich derselben oft überläßt, wird in kurzer Zeit finden, daß sie ihn mit unwiderstehlicher Gewalt unvermerkt überfällt. Er wird bey jeder geringen Reizung in Hitze gerathen, und nicht im Stande seyn, seinen Zorn zurück zu halten, oder sich dabey mit Klugheit zu betragen. Er kann nie versichert seyn, daß er nicht bey der nächsten Zusammenkunft durch eine plötzliche Hitze seinen liebsten Freund verliert. Ein jeder, der mit ihm umgehet, lebet in einer beständigen Furcht, und muß stets dem Augenblicke entgegen sehen, in welchem der eigensinnige Wilde anfangen wird zu brüllen.

So ist das Leben eines hitzigen Menschen beschaffen. Er bringt seine Zeit in beständigen Beleidigungen zu; er richtet in der Wuth Schaden an, den er hernach zu seinem größten Verdrusse wieder ersetzen muß; er machet in der

Hitze

Hitze Schulden, die er bey der Zurückkunft seiner Vernunft verbunden ist, zu bezahlen; und er verfällt oft in Unanständigkeit und Grobheit, die er bey kaltem Blute selbst wieder bereuet, und sich wohl gar über seine eigne Hitze ärgert.

Zucker.

Unter die Veränderungen der Diät von Europa gehört vornehmlich der Zucker. Nachdem die Canarischen Eilande und Madeira, und das ungeheure Land vom südlichen Amerika, den Europäern bekannt und unterthan worden war; wußten die Spanier und Portugiesen diese erstaunliche Ebene nicht zu nuzzen. Sie brachten daher allerley bisher nur wenig gebrauchte Dinge, und unter andern aus Griechenland das Zuckerrohr dahin; und ließen durch die aus Afrika entführte schwarze Sklaven mit unseliger Arbeit dessen Saft auspressen, lernten nach und nach das liebliche und höchst angenehme Salz des Zukkers, in allerley Gestalten bereiten, und führten es nach Hause. Die Holländer und Franzosen folgten in den kleinen Besitzungen, die sie sich in jenen Landen verschafren,

nach, und brachten Berge von Zucker nach Europa; dessen Einwohner sich an dieses verführerische Salz bald so gewöhnten, daß sie ohne solches kaum leben zu können glaubten. Junge und Alte, Vornehme und Geringe, brauchen jetzo erstaunlich viel Zucker. — — Ich will dieser schönen Waare ihren Werth nicht benehmen. Ich habe gute Ursache zu glauben, daß das wesentliche und eigenthümliche Salz des thierischen Leibes nicht ein flüchtiges Alkali, auch nicht, wie Boerhave meynte, ein Sal amoniacum; sondern eine Art von Zucker sey. Denn eines gesunden Menschen Blut, Nervensaft, Milch, Fett, ist von Natur alles süßlich; und man kann aus der Milch einen wahren Zucker kochen. Wenn aber dies süßliche Salz in uns bitter und scharf wird, so stößet es die Natur unter dem Namen von Galle und Urin von sich, und sucht aus dem Mehl, aus den Baumfrüchten und Gemüßen, auch frischem Fleisch, denn alle diese Dinge sind mehr oder weniger süß, einen neuen Zucker; daher in den schleimigen und schwarzgallichten Krankheiten, die einer salzigen Auflösung nöthig haben, der Zucker eine vortrefliche Arzeney, auch bey mäßigem Gebrauch den Gesunden, vornehmlich alten Leuten, sehr nützlich seyn kann. Aber alles Ding hat sein Maas:

und

und bey überflüßigem Gebrauch des Zuckers, zumal in der Jugend, wird die Materie der Galle und des urinhaften Salzes vermehrt, Hitze erregt, Würmer erzeugt, die Zähne und andere Knochen angefressen und aufgelöset, Durst hervorgebracht, und der Mensch auch hiedurch zu häufigerem Trinken, als eigentlich die Natur erfordert, gereizet.

Zweykampf.

Vielleicht ist die falsche Ehre für die Menschen eben so verderblich gewesen, als die falsche Religion. Man sollte daher allerdings einen Unterschied zwischen der wirklichen und scheinbaren Ehre machen. Unter welche von diesen Klassen soll man das Duelliren setzen? Ohne Zweifel unter die letztere. Was ist wohl für eine Vergleichung zwischen der Ehre, einen andern zu erstechen, und dem Zeugnisse eines guten Gewissens? Und wie wichtig ist die thörichte Meynung der Welt, wenn man sie mit der wahren Ehre vergleicht, deren Grund in dem Herzen tief eingewurzelt ist; man pflegt zwar zu sagen, daß das Duelliren einen Mann anzeige, der Muth hat, und

daß dieses hinlänglich sey, die Schande auszulöschen, und den Vorwurf zu vermeiden, der sonst allen andern Lastern gebührt. Allein nach solchen Grundsätzen darf ein Schelm sich nur herum schlagen, so höret er auf, ein Schelm zu seyn.

Man muß bedenken, daß die wahre Ehre nicht wankelmüthig und veränderlich ist. Sie hängt nicht von Zeit, Ort oder Vorurtheilen ab; sie kann weder vernichtet noch von neuem erzeuget werden; sondern sie hat ihre beständige Quelle in dem Herzen des tugendhaften Menschen, und in den unveränderlichen Regeln seiner Aufführung. Ein solcher Mensch wird niemals einen vorsetzlichen Angriff auf das Leben eines andern thun, noch sein eigen Leben in Gefahr setzen, um ein schädliches Vorurtheil zu befriedigen, welches weder in der Vernunft noch Natur gegründet ist.

Derjenige, welcher dem Tode ohne Furcht entgegen zu gehen vorgiebt, ist ein Lügner. Alle Menschen fürchten sich, zu sterben: und diese Furcht ist eine Bewegung der Natur, und ist der Natur und der Abwechselung der Dinge angemessen. Die

Recht-

Rechtschaffenheit und Tugend beruhen nicht auf dem Urtheile der Welt, sondern auf der Natur der Dinge; und der tugendhafte Mensch, dessen Leben unsträflich ist, wird gewiß nicht seine Hand mit Blut beflecken. Und in der That ist nichts weniger anständig, als die Ehre, womit die Welt pralet, und welche nichts anders ist, als eine abgeschmackte Gewohnheit, eine falsche Nachahmung der Natur, die sich sogar der größten Verbrechen rühmet. Unsere Ehre stehet nicht in der Macht eines andern. Sie hängt von uns selbst und nicht von dem Urtheile der Welt ab. Ihre Vertheidigung besteht weder in dem Degen, noch in dem Schilde, sondern in einem unschuldigen und tugendhaften Leben; welches ein Beweis eines größern Muthes ist, als wenn man dem Tode in einem Duelle trotzet.

Kurz diese Gattung von Ehre, welche einem Menschen zum Duelliren reizet, ist die thörichtste und einfältigste unter allen Eigenschaften. Sie ist ein Irrlicht, welches die Besitzer davon stets auf Abwege und endlich ins Verderben führet.

Als König Karl XII. von Schweden im Jahr 1707 aus Sachsen mit seiner Ar-

mee nach Pohlen marschirte, um dem Zaar Peter dem Großen zu Leibe zu gehen, bemerkte sein Premierminister, der Graf Piper, zu gewissen Zeiten an ihm eine ganz ungewöhnliche Tiefsinnigkeit. Endlich fand er Gelegenheit, sich zu erkundigen: was für eine besondere Sache Seiner Majestät Gedanken so sehr eingenommen hätte? Der König wollte sich anfänglich nichts merken lassen. Endlich aber erklärte er sich doch, daß er mit eigener Hand an den Zaaren zu schreiben gedächte, um ihn zu einem Zweykampfe heraus zu fordern. Der Graf bat sogleich den König inständigst, und beschwor ihn bey allem, was heilig ist, diesen Vorsatz fahren zu lassen. Er fügte hinzu: man hat ja, wie Ew. Majestät besser, als ich wissen, in der Schwedischen Geschichte ein Beyspiel, daß Carl der Neunte dem Könige in Dännemark einen ähnlichen Antrag gethan, hingegen darauf eine höhnische und verkleinerliche Antwort erhalten hat.

Der König antwortete hierauf; Nein! dies soll auf eine anständigere, und mehr bestimmte Art geschehen: Wenn der Zaar mein Anerbieten eingehet, so wollen wir erst schriftlich aufsetzen, was ein jeder für sich

sich fordert. Hernach muß auf beyden Seiten eine sichere Garantie bey fremden Mächten gesucht werden, welche dem siegenden Theile beytreten können. Dann wollen wir an einem dritten Orte, in der Begleitung von einigen Personen, zusammen kommen, und, in ihrer Gegenwart, entweder mit dem Degen, oder der Pistole unsere Sache ausmachen. Hierauf soll der Krieg zugleich mit der Entleibung eines von uns beyden aufhören: indem die Guaranten verpflichtet sind, dem Ueberbliebenen zu seinem Rechte, in allem, so ausgemacht ist, zu verhelfen. Auf diese Art wird das Blut unsrer Unterthanen geschonet: und unsere Reiche erhalten ihre Ruhe wieder.

Der Graf sagte hierzu: Man muß gestehen, daß die Sache unter diesen Umständen, ein sehr gutes Ansehen habe; wenn nur ihre Ausführung möglich wäre. Allein, wir besitzen nicht nur in den neuern Zeiten kein Beyspiel, daß die Könige ihre Kriege auf diese Weise geendiget hätten: sondern ich will auch mein Leben, und alles, so ich auf der Welt habe, aufsetzen, daß der Zaar sich niemals zu einem Zweykampfe mit Ew. Majestät verstehen wer-

de.

de. Daher würden Sie durch Ihr Anerbieten nichts ausrichten, als daß Sie Ihren großen und ruhmvollen Namen in die Gefahr wagten, verkleinert zu werden. Der König fand, daß der Graf Recht hatte, und entsagte daher seinen vorigen Gedanken.

Ende des achten und letzten Theils.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoff, Heinrich Georg

Historisch-kritische Encyklopädie über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen über verschiedene Gegenstände, Begebenheiten und Charaktere berühmter Menschen
Bd.: 8

Preßburg 1787

Res/H.misc. 169-7/8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10919605-8
VD18 80344119-001